DAS GEHEIMNISS DER VIER TAGE: ROMAN

Johanna Leonhardt Herbert

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Baker, Samuel White, Der Albert N'yanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Deutsch von J. E. A. Martin. Autorisirte Ausgabe. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten. **Zwei starke Bände.** gr. 8. Eleg. broch. 5 1/2 Thlr., eleg. geb. 6 5/6 Thlr.

Hayes, Dr. J. J., Das offene Polar-Meer. Eine Entdeckungsreise nach dem Nordpol. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Nebst 3 Karten und 6 Illustrationen in Holzschnitt. (Bibliothek geogr. Reisen **I. Bd.**) gr. 8. Eleg. broch. 1 2/3 Thlr., eleg. geb. 2 1/3 Thlr.

Külb, Ph. H., Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asiens. (Bibliothek geogr. Reisen **II. Bd.**) gr. 8. Eleg. broch. 1 2/3 Thlr., eleg. geb. 2 1/3 Thlr.

Baker, Samuel White, Der Albert N'yanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Deutsch von J. E. A. Martin. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt und 1 Karte. **Zweite Auflage, wohlfeile Volksausgabe.** (Bibliothek geogr. Reisen **III. Bd.**) gr. 8. Eleg. broch. 1 2/3 Thlr., eleg. geb. 2 1/3 Thlr.

Bickmore, Albert S., Reisen im ostindischen Archipel. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. (Bibliothek geogr. Reisen **IV. Bd.**) Nebst

36 Illustrationen in Holzschnitt und 2 Karten in Farbendruck. gr. 8. Eleg. broch. $2^2/_3$ Thlr., eleg. geb. $3^1/_3$ Thlr.

Torell, A. und Nordenskjöld, A. E., Die Schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland in den Jahren 1861, 1864 und 1868. Aus dem Schwedischen von L. Passarge. Nebst 8 großen Ansichten in Tondruck, 28 Illustrationen in Holzschnitt und einer Karte von Spitzbergen in Farbendruck. (Bibliothek geogr. Reisen **V. Bd.**) gr. 8. Eleg. broch. 2 Thlr., eleg geb. $2^2/_3$ Thlr.

Browne, J. Roß, Reisen und Abenteuer im Apachenlande Arizona und Sonora. Aus dem Englischen in deutscher Bearbeitung von Dr. H. Hertz. Mit 155 Illustrationen in Holzschnitt. (Bibliothek geographischer Reisen **VI. Bd.**) gr. 8. Eleg. broch. 2 Thlr., eleg. geb. $2^2/_3$ Thlr.

Livingstone, David und Charles, Neue Missionsreisen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei Bände. gr. 8. broch. $5^3/_4$ Thlr., eleg. geb. 7 Thlr. $2^1/_2$ Sgr.

Das Geheimniß der vier Tage.

Erster Band.

Das
Geheimniß der vier Tage.

Roman

von

Egon Fels,

Verfasser von „Zwei Ehen", „Dorothea", „Kinder des Kaufmanns", „Wandlungen", „Rose von Delhi" und „Loreley".

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

Inhaltsverzeichniß.

1.
Im Thiergarten.

Es war ein prachtvoller Frühlingsmorgen des Jahres 184—. Unter den Linden in Berlin schien die ganze elegante Welt der Residenz, beseelt von einem einzigen Gedanken, sich versammelt zu haben. Equipage auf Equipage rollte daher, gefüllt mit reizenden Damen, die ihre neuen Frühlingstoiletten zeigten und die von den Freuden der vergangenen Saison etwas erbleichten Wangen den erfrischenden Frühlingslüften preisgaben. Reiter sprengten daher, Grüße und Lächeln, heiße Blicke und verstohlene Winke flogen hinüber und herüber, und die breiten Trottoirs an den Häusern füllten elegant gekleidete Passanten, die entweder nicht so glücklich waren Equipage zu besitzen oder die Kosten

eines Miethwagens zu tragen, oder die es auch vorzogen, dem Frühling ihre Visite zu Fuß zu machen. Diese moderne Völkerwanderung hatte als Ziel den Thiergarten, und das Brandenburger Thor sah alle die geputzten Leute durch sich ziehen. Beiläufig gesagt schadete es durchaus nichts, wenn das betreffende Thor etwas weiter wäre, der Raum ist an solchen Tagen wirklich zu eng für die jetzige Bevölkerung Berlins. Unter den Reitern befanden sich drei Officiere, alle drei jung, hübsch und — leichtsinnig. Der Mittelste von ihnen, ein schlanker brünetter Mann mit funkelnden schwarzen Augen, dito leicht gelockten Haaren, die etwas widerspenstig sich nur ungern dem vorgeschriebenen und nach unserer Ansicht — geradezu abscheulichen Schnitte fügten, ist Derjenige, welcher bestimmt ist, einen hervorragenden Platz in unserer wahrhaftigen Erzählung einzunehmen.

Lieutenant Armand von Birkenfeld, der Sohn eines preußischen Hauptmanns und einer französischen vornehmen, aber armen Dame, war von seiner früh zur Wittwe gewordenen Mutter, die ihn vergötterte, er- oder vielmehr gehörig verzogen worden. Alle seine Wünsche, seine unverständigsten Wünsche waren von der Mutter,

selbst mit großen persönlichen Opfern, erfüllt worden. Glatt und eben war bisher sein Leben verlaufen. Freundlich und gefällig, heiter und gesellig wie er war, war er der Liebling seiner Kameraden, pünktlich und streng im Dienst, bescheiden und ehrerbietig, ohne servil zu sein, das enfant gâté seiner Vorgesetzten geworden. Gutmüthig und freundlich, streng, wo es nöthig war, aber stets gerecht, hingen die Soldaten mit Liebe an ihm, und all' dies war ihm zu Theil geworden, ohne daß er sich nur im Entferntesten darum bemüht hätte, er gab sich nur wie er war. Doch bei so viel liebenswürdigen Eigenschaften gab es auch mehrere Hauptfehler, welche alle diese guten Seiten völlig unterdrücken konnten, es war dies eine große Charakterschwäche, eine zwar noch schlummernde, aber nichtsdestoweniger vorhandene Selbstsucht und zum dritten ein keineswegs geringer Leichtsinn. Außer einigen unbedeutenden Liebeleien mit niedlichen Bürgermädchen, die auf beiden Seiten nur zum Zeitvertreib gedient und, wie sie leicht begonnen, auch leicht wieder beendet wurden, hatte er noch niemals an die Liebe gedacht. Vor einer jener unwürdigen, von der jeunesse dorée unserer Tage leider allzu sehr gesuchten Verbindungen mit Frauen

und Mädchen von schlechten Sitten schützte ihn ein immer vor den Zungen seiner Kameraden aus Furcht vor ihrem Spotte sorgfältig verborgener, aber darum nur um so tieferer Abscheu und Ekel. In dieser Beziehung war er ein Phönix seines Standes. Aber auch er sollte die Liebe in überwältigender Macht kennen lernen. Eine plötzlich erwachte Leidenschaft zu einer Cousine, die ihm bis vor einem Vierteljahre, wo ihr Vater mit ihr nach Berlin gekommen war, persönlich noch unbekannt gewesen, ward fast eben so rasch, wie sie in ihm entstanden, von dieser mit nicht minderem Feuer erwiedert. Es stand fest bei ihm, daß Lätitia von Bergen sein Weib werden müsse, nur wußte er noch nicht, wie er es anfangen solle, den Baron von Bergen, den reichen stolzen Cavalier, der trotz der Verwandtschaft mit nicht geringem Hochmuthe auf den armen Lieutenant herabblickte, zur Einwilligung in eine Verbindung zu bewegen, die er sicherlich trotz Birkenfeld's altem Adel als eine schmähliche Mesalliance betrachten würde.

Lätitia tröstete ihn mit der Versicherung ihrer unwandelbar treuen Liebe und der Hoffnung, daß der Vater am Ende doch einwilligen werde, nur müsse man Geduld haben und ihn vor

allen Dingen nicht vorher etwas merken lassen, ehe der günstige Zeitpunkt — eine besonders weiche, zärtliche Stunde, die sie schon wahrzunehmen wissen werde, gekommen sei.

Inzwischen sahen sich die Liebenden ungestört unter der Aegide von Armand's Mutter. Frau von Birkenfeld fand natürlich nicht das Geringste gegen diese Liebe einzuwenden, denn sie fand ihren geliebten Sohn selbst einer Fürstin würdig, und sah nun ihren Liebling bereits mit vorahnendem Geiste als Gatte der schönen Lätitia und glücklichen Besitzer der Güter ihres reichen Vaters.

Kehren wir indeß zu unseren Reitern zurück, die, nachdem sie genügend mit bekannten und unbekannten Schönen kokettirt hatten, in einer für den Augenblick ziemlich einsamen Allee in munterem Geplauder dahinritten. Plötzlich ward ihre Aufmerksamkeit von einem prachtvollen Goldfuchs in Anspruch genommen, der, von einem Reitknecht geritten, in gestrecktem Carrière an ihnen vorüberflog. Bewundernd blickten die Officiere dem herrlichen Thiere nach, das, mit seinen feinen Füßen den Boden kaum berührend, dahinjagte, als habe es Flügel, und rasch ihren Blicken entschwand.

„Alle Wetter! Das ist ein herrliches Thier! Gegen dieses Pferd sind unsere die reinen Schindmähren!" rief der Eine, seiner Bewunderung Luft machend.

„Ja, Schilden, Du hast Recht," erwiederte Birkenfeld. „O, es muß eine Wonne sein, solch edles Thier zu besitzen. Da kann man reiten mit dem Sturm um die Wette, über alle Hindernisse hinweg, ohne daß man fürchten muß, wie wir, daß die elende Mähre unter uns zusammenbricht. Wenn ich reich wäre, das Pferd müßte mein sein!"

„Ja, da liegt der Hund begraben!" seufzte der Zweite. „Wenn wir reich wären, da wäre freilich Vieles anders. Oder wenn nur mindestens Einer von uns es wäre, Du, zum Beispiel, Birkenfeld! Was meinst Du, würdest Du es mir abschlagen, wenn ich so einen kleinen Pump von etwa tausend Thälerchen bei Dir anlegte?"

„Nun nein, Werthheim, wenn ich reich genug dazu wäre, gewiß nicht," entgegnete der Gefragte lachend, setzte aber achselzuckend hinzu: „Dazu ist leider nur keine Hoffnung. Ich besitze keinen amerikanischen Goldonkel, den ich beerben könnte, und wenn — Blitz noch einmal,

da ist das Prachtpferd wieder! — Der Bursche ist eben herumgeritten und kommt uns hier aus der Seitenallee entgegen. Ein Teufelsweg für die paar Minuten! Seht doch, wie das edle Thier glänzt, als wäre sein Fell von Atlas. Ich wette, der Parforceritt hat ihm nicht ein Haar naß gemacht. Hah! ich gäbe ein Jahr meines Lebens für den Besitz dieses Rosses. Wem mag es nur gehören? Kennt Ihr die Livrée?"

„Nein. Aber der Besitzer ist ja leicht von dem Reitknechte zu erfragen," entgegnete Werthheim und rief den eben an ihnen Vorüberreitenden an.

Der Bursche hielt und gab höflich die Antwort: Das Pferd gehöre seinem Herrn, dem Oberst von Birnstein in östreichischen Diensten.

„Hat der Oberst das Pferd schon lange?" fragte Birkenfeld.

„Nein. Vor ungefähr einem halben Jahre kaufte er es in Wien von dem Fürsten Ypsilantis um sechshundert Louisd'or. Wenn jedoch Einer von Ihnen, meine Herren Officiere, darauf reflectiren sollte, würde mein Herr wahrscheinlich geneigt sein, die Miß Arabella wieder zu verkaufen. Sie ist ihm zu feurig, seine alten Wunden gestatten ihm nur selten sie zu reiten,

und sie muß doch jeden Tag aus dem Stall heraus, sonst schlägt sie Alles kurz und klein. Mein Herr wohnt, so lange er in Berlin bleibt, im Hôtel du Nord Zimmer 3 und 4." Der Bursche zog die Mütze, und fort sauste das edle Thier, das, den schönen Kopf auf und nieder werfend und in die Zügel beißend, bis die glänzende Brust mit Schaum bedeckt war, hin und her tänzelnd und mit den Hufen den Grund aufwühlend, die Zögerung nur ungeduldig ertragen hatte.

Birkenfeld blickte ihm mit gerötheten Wangen und mit dem Ausdruck einer solchen Sehnsucht in seinen schwarzen Augen nach, daß die beiden Kameraden, es gleichzeitig bemerkend, a tempo in ein lautes Gelächter ausbrachen, worauf Lieutenant von Schilden spottend rief: „Na Birkenfeld, komm nur wieder zu Dir! Du machst ja, parole d'honneur! ein Gesicht, als ob das verflixte Thier ein Stück Deines Herzens mitnähme. Kauf' die Wetterhexe doch, 's ist ja nur ein Lumpengeld für solches Prachtvieh!"

„Geh zum Teufel, Du Spötter!" erwiederte Birkenfeld ärgerlich. „'S ist leider Gottes wahr, ich habe mich in das Thier rein vergafft, und wenn Du mir das — Lumpengeld von sechs-

hundert Louisd'or dazu borgen willst, kaufe ich es auf der Stelle."

„O weh! Da wird Deine Sehnsucht wohl nie gestillt werden, sondern bis zum jüngsten Tage währen. Ja, wenn es sechshundert Groschen wären, dann ließe sich eher davon reden. Uebrigens hätte ich heute nicht einmal diese. Na, übermorgen ist Gagetag, das tröstet mich, obgleich der Schuft, der Salomon, schon auf die Hälfte lauert. Hol' ihn der Schwarze!"

„Na, das wird er schon ohne Deinen Wunsch thun, mein guter Schilden," lachte Werthheim, „jetzt brauchen wir ihn aber noch. Tröste Dich mit mir, es geht mir auch nicht besser, die Zeiten sind einmal schlecht. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn drei solcher Prachtkerle wie wir, denen die Uniform Seiner Majestät so überaus kleidsam sitzt, nicht noch Einer oder der Andere sein Glück durch eine reiche Partie machen sollten. Und, Kinder, das wollen wir uns versprechen, wer sich zuerst in solch' warmes Nest hineinsetzt, greift den Anderen unter die Arme."

Ueber Birkenfeld's schönes Gesicht flog ein glühendes Erröthen bei dieser Bemerkung Werthheim's, er dachte, daß er wahrscheinlich der Erste

sein werde, der in diesen glücklichen Fall kommen könnte. Obgleich er sich sagen mußte, daß er darnach nicht verlangt, daß er Lätitia auch geliebt haben würde, wäre sie so arm wie er selbst gewesen, gedachte er jetzt dennoch mit einem Gefühl stolzer Freude des Reichthums, der mit ihrem Besitz ihm zu eigen werden und ihn in den Stand setzen mußte, seinen beiden Freunden nützlich zu werden, und lachend schlug er gleich Schilden in die dargebotene Hand Werthheim's mit den Worten: „Topp, Kameraden, ja, so soll es sein; ein Schuft, der seinem Worte untreu wird!" Alle Drei setzten hierauf ihren Weg nach Charlottenburg weiter fort.

Von diesem Tage an dachte Birkenfeld fast nicht öfterer seiner geliebten Cousine Lätitia, als der edlen Goldfuchsstute Miß Arabella, ja es kam sogar vor, daß er von dem Thiere träumte.

Es war das erste Mal, daß ihm ein tiefer Herzenswunsch nicht nur versagt blieb, nein er konnte auch nicht einmal den geringsten Hoffnungsschimmer auf spätere Erfüllung ausfindig machen. Sein heiterer Gleichmuth litt darunter. Die Mutter brauchte nicht lange Zeit, um den Anlaß seiner Mißstimmung aus ihm heraus zu bringen, und fand auch bald den Trost für ihn,

daß mit Lätitia's Besitz ihm auch die Mittel zu Theil würden, diesen Lieblingswunsch zu erfüllen. Sie sagte ihm das so oft, daß sich ihm der Besitz der Geliebten gleichsam mit dem des Pferdes zu identificiren schien.

„Gedulde Dich nur, mein Herzensjunge," sagte sie eines Tages wieder, „wenn Du Lätitia heirathest, wirst Du reich genug, Dir zehn solcher Pferde zu kaufen. Sie liebt Dich mit Leidenschaft und wird ihren Willen bei dem Vater schon durchzusetzen wissen. Ein liebendes Weib vermag Alles, wenn es ihrer Liebe gilt. Ich sollte Deinen Vater auch durchaus nicht heirathen, und ich habe es trotz Vater und Mutter, trotz meiner Brüder, die sich gleichsam mit Händen und Füßen gegen die Mesalliance sträubten, doch durchgesetzt. Lätitia hat es viel leichter als ich, denn sie hat nur ihren Vater gegen sich."

„Ach liebe Mama! Die Heirath mit dem armen deutschen Officier gegen den Willen Deiner Familie hat Dir aber kein Glück gebracht. Aus dem französischen Grafenschlosse folgtest Du Deinem Gatten in eine kleine ärmliche Häuslichkeit, wo Du Deine eigene Dienerin sein mußtest. Deine kleine Mitgift, mittelst deren Ihr anfangs noch einen Schimmer von Wohlhabenheit be-

wahren konntet, verschlang die lange Krankheit meines Vaters, und sein Tod ließ Dich arm mit mir zurück. Du, die verwöhnte Grafentochter, hast gearbeitet und gehungert um meinetwillen, bis endlich die kleine Erbschaft Deines Onkels Dir wenigstens die Mittel zum Leben wiedergab."

„Und wenn es so war, wie Du sagst, mein Sohn," entgegnete heiter die Mutter, „so habe ich doch an der Seite Deines Vaters ein wenn auch nur kurzes, aber doch reiches Glück genossen und besitze in Dir, mein Kleinod, sein Ebenbild. Ich habe es niemals bereut, meinem Herzen gefolgt zu sein, und wenn mir heute noch einmal die Wahl zwischen ihm und einem Gatten gestattet wäre, der mir alle Reichthümer und Genüsse der Welt böte, ich würde doch vorziehen, noch einmal mit ihm Armuth und Sorgen zu theilen."

„Meine liebe, liebe Mama!" rief er gerührt, sie zärtlich umfassend und küssend.

Frau von Birkenfeld erwiederte die Liebkosung und wischte ein paar Thränen, halb der schmerzlichen Rückerinnerung an den geliebten Verlorenen und halb des Glückes über die Zärtlichkeit des Sohnes aus ihren noch immer schönen Augen, und fragte dann ablenkend:

„Wann kehrt Lätitia zurück?"

„Künftige Woche, schreibt sie, und wenn —"

Ein rascher Klingelzug an der Vorsaalthür unterbrach ihn. Draußen klirrte ein Säbel und dem anmeldenden Mädchen auf dem Fuße folgte der Lieutenant von Schilden, der Frau von Birkenfeld die Hand küßte und nach einigen gewechselten Höflichkeiten sich zu Armand mit der Frage wendete: „Weißt Du es schon, wer Miß Arabella gekauft hat?"

„Nein, ich weiß nicht einmal, daß sie verkauft ist."

Frau von Birkenfeld sah, daß ihr Sohn sich erbleichend auf die Lippen biß. Wie er in seinen Gedanken den Besitz des Pferdes immer als sofortige Folge seiner Verheirathung mit Lätitia betrachtet hatte, war ihm im Augenblicke wie eine Ahnung der Gedanke gekommen, daß wie das Pferd ihm verloren war, auch Lätitia nie die Seine würde. Deshalb war er erbleicht, nicht wegen des Pferdes, wie seine Mutter glaubte.

„Nun," fuhr Schilden fort, „Du kennst ja den englischen Nabob."

„Was?" fuhr Birkenfeld auf. „Der alte Mr. Warrington hat das herrliche Thier gekauft?

Ich wünschte, die Arabella würfe ihn gleich das erste Mal, daß er sie zu besteigen wagt, dermaßen ab, daß es ihm für immer verginge, das königliche Thier reiten zu wollen," fügte er ingrimmig hinzu.

„Pfui, Armand! Wer wird so häßliche Reden führen," rief indignirt Frau von Birkenfeld. „Ich kenne meinen Sohn ja gar nicht mehr," fügte sie sanfter hinzu.

„Verzeihung, gnädige Frau! Ich muß Armand Recht geben," bemerkte Schilden. „Man kann es unmöglich ohne innere Empörung mit ansehen, wie diesen Geldsäcken das Edelste und Beste zu Theil wird, während der Adel das leere Nachsehen hat. Sie sollten das Pferd nur sehen, es ist eines Königs würdig, und nun soll es ein alter, durch den Handel reich gewordener englischer Spießbürger reiten."

„Aber Sie übertreiben, lieber Schilden. Mr. Warrington ist so alt noch nicht und soll, wie ich höre, von guter Familie sein. Seine verstorbene Gattin soll ja gar eine italienische Fürstin gewesen sein, und wie ein Spießbürger sieht er doch gewiß nicht aus. Ich habe zwar noch nie mit ihm gesprochen, allein seine zwar etwas kalte und hochmüthige Erscheinung machte

mir durchaus den Eindruck eines Mannes vom Stande."

„Das Alles zugegeben, Mama, so ist und bleibt er doch immer ein unausstehlich hochmüthiger Glückspilz, ein Parvenu, der durchaus nicht in die vornehme Gesellschaft gehört, in welcher er sich, auf seine Millionen pochend, bewegt, als sei er da ganz an seinem Platze. Wie ich hörte, ist sogar die Rede davon, daß er bei Hofe vorgestellt werden soll. Es ist eine wahre Schande für den Adel, wenn es solchen Plebejern erlaubt ist, sich wie wir dem Throne zu nahen."

Frau von Birkenfeld schüttelte den Kopf und sagte mit spöttischem Lächeln: „Du bekennst Dich ja mit einem Male zu ganz ungeheuerlichen Grundsätzen, mein Sohn. Ja, ja, ungeheuerlich und lächerlich sage ich, mein lieber Schilden," fügte sie mit mehr Ernst hinzu, als Jener sie augenscheinlich verwundert anblickte.

„Ich weiß wohl," fuhr sie fort, zu Schilden gewendet, „der deutsche Adel hat noch solche — Sie müssen es mir nicht übel nehmen — bornirte Ansichten. Aber es nimmt mich mit Recht Wunder, daß mein Sohn, der von mir in der vorurtheilsfreieren Denkart, der seine Eltern stets

huldigten, erzogen wurde, mit einem Male anfängt, sich ebenfalls dazu zu bekennen. Meine eigene Familie ist oder war vielmehr in diesen veralteten Ansichten befangen, und ich habe einst so viel dadurch gelitten, daß es mich tief schmerzen würde, nun meinen eigenen Sohn davon befangen zu sehen, doch weiß ich, daß dies nicht zu fürchten ist. Er meint es im Grunde nicht ernstlich, diese Vorurtheile sind ihm nur im Augenblicke willkommen, um seinen Aerger an einem Manne auszulassen, den er um ein Besitzthum, das er gern selbst sein eigen nennte, beneidet. Ja, ja, mein Sohn, Du magst nun noch so abwehrend den Kopf schütteln, es ist dennoch so. Indeß, mein lieber Sohn, das ist nicht gut. Hüte Dich vor Neid, er frißt Dein eigenes Herz und Du schadest Niemand als Dir selbst damit. — Komm, Armand, begleite mich auf meiner Promenade, wie Du mir versprochen. Draußen unter Gottes freiem Himmel wirst Du bald Deinen Aerger vergessen. Sie gehen doch auch mit, lieber Schilden? Kommen Sie, helfen Sie mir Ihres Freundes schlimme Laune verbessern. Doch halt! Da fällt mir Etwas ein, was Dich erheitern wird. Du hast Dir den schönen neuen Stich von Friedrich dem

Großen gewünscht, ich habe ihn gekauft. Eigentlich solltest Du ihn erst morgen in Deinem Zimmer finden. Aber Du sollst ihn nun jetzt schon haben."

Die zärtliche Mutter holte eilig den geschmackvoll eingerahmten, neu erschienenen Stich des Heldenkönigs herbei und reichte ihn dem Sohne mit liebendem Triumphe in den schönen milden Augen über die gelungene Ueberraschung.

Allein Armand war zu tief verstimmt, der unglückliche und thörichte Gedanke, dessen wir schon erwähnt, brannte in seiner Seele, ohne daß er ihm doch in Schilden's Beisein Worte geben durfte, und so ward es ihm nur mit großer Anstrengung möglich, den Schein der Freude zu zeigen, welche er zu anderer Zeit wohl über das Geschenk empfunden haben würde.

Das Auge der Mutter ließ sich aber von seinem Bemühen nicht täuschen. Sie sah es wohl, daß ihr Geschenk, für das sie sich Entbehrungen auferlegt hatte, um ihn damit zu erfreuen, lange nicht die Aufnahme fand, welche sie dafür erwartet hatte und seinem wiederholt ausgesprochenen Wunsche nach auch erwarten durfte. Doch sie sagte kein Wort, nur ein leiser Seufzer, von dem Sohne nicht bemerkt, gab

Zeugniß, daß sie die Täuschung schmerzlich empfinde, dann trieb sie zum Aufbruch.

Doch gelang es weder dem sonnigen Tage, noch den Scherzen des heitern Schilden, noch der Mutter sanftem Bemühen, Armand zur Freude zu ermuntern. Muthlos gaben es Beide endlich auf, und einen Blick des Einverständnisses mit Schilden wechselnd, wendete sich Frau von Birkenfeld zur Heimkehr.

Nicht weniger verstimmt, als er gegangen, gelangte Armand wieder zum Hause der Mutter, wo er sich mit Schilden von ihr verabschiedete.

2.

Vater und Tochter.

Der Baron von Bergen war stets ein Mann nach der Mode, ein Verehrer der Demi monde und ein Verschwender gewesen. Als er beim Tode seines Vaters sein Erbe antrat, fand er das ehemals sehr große Vermögen der Familie schon bedeutend in Unordnung, sein Vater hatte nicht zum besten gewirthschaftet und sich jedenfalls besser auf das Ausgeben, als darauf verstanden, die Ausgaben mit den Einnahmen in ein passendes Verhältniß zu bringen. In natürlicher Folge dieses mangelhaften Erkenntnisses seiner Lage war schon eine nicht geringe Schuldenlast auf die Güter gehäuft worden. Noch aber wäre der große Besitz zu retten gewesen, wenn der Sohn die Klugheit besessen hätte, sich einzuschränken;

allein statt dessen lebte er flotter als sein Vater, häufte Schulden auf Schulden und stand schon einmal am Rande des Verderbens, als es ihm gelang, durch eine reiche Heirath sein gestrandetes Schiff wieder flott zu machen.

Das Vermögen seiner Gattin wäre groß genug gewesen, um die auf den Gütern lastenden Hypotheken abzulösen und den größten Theil seiner sonstigen Schulden zu decken, worauf dann die dadurch ersparten Hypothekenzinsen eines einzigen Jahres hingereicht hätten, den Rest zu decken und ihn gänzlich schuldenfrei zu machen. Doch der Baron war weit entfernt, diesen Weg, der sich selbst dem gewöhnlichsten Verstande augenblicklich als der vortheilhafteste darbieten mußte, zu beschreiten und einen so vernünftigen und für sein eigenes Wohl so ersprießlichen Gebrauch von dem ihm zugefallenen Vermögen zu machen. Er zahlte nur die allerdrückendsten Schulden sowie einen kleinen Theil der späteren, am höchsten zu verzinsenden Hypotheken und lebte luxuriöser als je vorher.

Die Baronin, an Luxus gewöhnt und ihren Gemahl außerdem für reich haltend, dazu in Geldangelegenheiten unerfahren wie ein Kind, ließ ihn schalten, wie es ihm beliebte. Lätitia

war die einzige Frucht der nach vierzehn Jahren durch den Tod der Baronin gelösten Ehe. Die Heirath mit der Erbin hatte dem Baron einen neuen größeren Credit gebracht, und so war es ihm gelungen, sein luxuriöses Leben volle zwanzig Jahre fortzusetzen und die Welt über seine wahre Lage zu täuschen. Unter Welt — verstehen wir diesmal nur die beau monde, denn in gewissen bürgerlichen Kreisen wußte man recht wohl, wie tief verschuldet der wie ein Fürst lebende Baron von Bergen war, dennoch wußten auch diese Leute nicht Alles. Der Baron besaß wie Viele seines Standes, denen das schöne Wort noblesse oblige — nur eine leere Formel ist, dem — Plebs gegenüber ein sehr weites Gewissen, und hatte es verstanden, mit einer Schlauheit und Geschicklichkeit zu manövriren, daß seine Gläubiger noch immer in dem süßen Wahne lebten, bei einem etwa ausbrechenden Concurs ihre Forderungen ziemlich gedeckt zu wissen, während doch seine Güter auf das Doppelte belastet waren und sein sonstiges Vermögen die Schulden nicht zum dritten Theil deckte.

Lätitia ahnte nicht das Geringste von der wahren Lage ihres Vaters, sie war, im Ueberflusse erzogen, an alle Genüsse des Reichthums,

an augenblickliche Befriedigung ihrer leisesten Wünsche gewöhnt worden.

Der Baron liebte seine Tochter und hatte es immer wieder von Neuem verschoben, sie mit den Umständen bekannt zu machen. Theils scheute er sich, ihr Schmerz zu bereiten, theils fürchtete er und zwar mit Recht ihre Vorwürfe, und andererseits hoffte er auch noch immer, sie werde, ehe er gezwungen war, sich ihr zu entdecken, eine reiche Partie machen und so sich und ihn aus der schlimmen Lage retten. Wozu sollte er ohne zwingende Noth ihr Schmerz bereiten und ihre Unbefangenheit ihren Verehrern gegenüber trüben? Natürlich konnte ein so schönes, für so reich gehaltenes Mädchen nicht ihr zwanzigstes Jahr erreichen, ohne eine hübsche Anzahl von Heirathsanträgen zu erhalten; allein ihr Herz hatte noch nicht gesprochen, so wies sie alle Freier ab, und der Baron fand auch keine Veranlassung, Einem von ihnen das Wort zu reden, weil Keiner darunter war, der ein so großes Vermögen besessen hätte, um ihm als Gemahl seiner Tochter wünschenswerth zu sein. Immer seinen Wunsch im Auge, hatte er seine Tochter nach Berlin und in die Kreise der dortigen höheren Gesellschaft gebracht, und das Aufsehen, welches

ihre Schönheit dort machte, belebte seine Hoffnungen von Neuem und bestärkte ihn in seinem Entschlusse, ihr seine Lage noch immer zu verschweigen. Wäre ihm freilich ihre heimliche Liebe zu Armand von Birkenfeld bekannt gewesen, so würde er längst gesprochen haben, überzeugt, daß ein augenblickliches Lösen dieses Liebesverhältnisses die Folge sein würde. Doch ein solcher Gedanke fiel ihm nicht im Traume ein, er würde nie geglaubt haben, daß seine Tochter sich so vergessen, sich so wegwerfen könne.

Lätitia war stolz, und auf ihre Schönheit und ihren vermeintlichen Reichthum pochend, war sie immer der Meinung gewesen, daß sie sich nur über ihren Stand vermählen werde. Eine Grafenkrone mindestens mußte ihr die Ehe bringen, aber ein Fürstenhut wäre ihr noch lieber gewesen. Warum sollte das auch nicht möglich sein? Schön, gebildet und reich, von altadeliger Geburt wie sie war, mußte es ihr nicht glücken, wenn sie nur klug genug war, alle diese Vorzüge in geeigneter Weise zu benutzen?

Die Reise nach der Residenz, hatte sie gedacht, bringe sie dem gewünschten Ziele näher, und doch war gerade sie es, die sie für immer davon entfernen sollte. Gott Amor machte ihren

ehrgeizigen Träumen ein rasches Ende und rächte ihre stolz abgewiesenen Freier. Anfangs kämpfte Stolz und Hochmuth gegen das Herz, allein das letztere erwies sich am Ende als das stärkere; Lätitia gab nach, stieg hernieder von der erträumten Höhe und fand in der Liebe des armen Lieutenants ein Glück, von dem ihre Träume von Glanz und Ehre ihr nichts gesagt. Wohl rebellirte der Stolz noch zuweilen, aber auch er beruhigte sich am Ende über die erlittene Niederlage, und von ihm berathen, begann Lätitia neue Pläne zu machen.

Gräfin oder Fürstin konnte sie nun freilich nicht mehr werden; allein war sie nicht reich genug, um Armand den Weg zu den höchsten Ehrenstellen zu bahnen? Armand besaß das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, er war tüchtig in seinen Kenntnissen und von tadelloser Abkunft. Sie war ehrgeizig und besaß Talent zur Intrigue, und was Schönheit, Reichthum und ein intriguanter Geist in hohen Kreisen werth sind, wußte sie gut genug. In der Gesellschaft ahnte Niemand von ihren geheimen Gefühlen etwas, denn wie sehr sich auch innerlich ihre Ansichten zum Theil verändert hatten, im Aeußern war sie sich völlig gleich geblieben. Sie ermun-

terte Niemand, aber sie wies auch keinen ihrer Verehrer zurück, das heißt solche Verehrer, deren Rang sie ihrer Beachtung werth machte, denn Andere wagten sich schon gar nicht an die stolze Baronesse heran.

In letzter Zeit hatte der Baron aber doch begonnen, ihr seinen Wunsch, sie möge sich bald vermählen, nahe zu legen, sie nahm jedoch entweder gar keine Notiz davon oder wies ihn mit einem Scherz zurück. Dieser Manier, ihm auszuweichen, blieb sie auch dann noch treu, als er deutlicher und dringender ward.

Der Baron wußte nämlich, daß die Katastrophe sich nähere, und war bereits entschlossen, sich seiner Tochter zu entdecken, als die Einladung zur Hochzeit einer entfernten, in Oestreich lebenden Verwandten ihm einen willkommenen Vorwand vor sich selbst gab, die unangenehme, gefürchtete Erörterung nochmals zu verschieben.

Vielleicht, so dachte er, macht Lätitia dort im Kreise des sich bei dieser Gelegenheit versammelnden hohen und reichen östreichischen Adels eine Bekanntschaft, aus welcher sich die erwünschte Heirath entwickelt. Sie kam fremd in jene Kreise, war eine neue Erscheinung und — kurzum, er wollte sehen, was sich darbieten

würde, war es nichts, oder war sie etwa so thöricht sich zu weigern, nun, so war ja noch immer Zeit zu reden. Aufschieben und wieder aufschieben, das Unangenehme so weit als nur möglich von sich abwehren, war ja immer die Maxime gewesen, nach welcher er gelebt und die er auch diesmal befolgte. Bot sich nichts, nun so wollte er gewiß sogleich auf der Rückreise mit ihr sprechen, ja, das wollte er, denn dann mußte es ja sein.

Feste reihten sich an Feste. Lätitia machte ein eminentes Aufsehen, fand Verehrer in Menge und erhielt wirklich zwei Heirathsanträge, den einen von einem Grafen, den anderen von einem Baron. Lätitia wies beide zurück, und ihr Vater, der sich genau nach den Verhältnissen der Freier erkundigt hatte, billigte vollkommen, was sie gethan. Der Graf befand sich genau in demselben Falle wie er selbst, und des Barons Vermögen überschritt nicht die Summe von fünfzigtausend Thalern, außerdem war er ein sparsamer Mann, der gewiß nicht geneigt sein würde, auch nur den kleinsten Theil seines Vermögens für den Schwiegervater zu opfern.

In Berlin war doch wohl eine bessere Partie zu finden. Die Rückreise kam, aber der Baron

sprach nicht, er wollte sprechen natürlich, er mußte ja, aber es war merkwürdig, er konnte den Anfang nicht finden. Er mußte die Sache doch erst ein wenig zurechtlegen, was er im Trouble der Feste natürlich nicht gekonnt, denn zu was an die drohende Zukunft denken, wenn die Gegenwart so viel Zerstreuung und Vergnügen bietet? Der Baron legte sich die Sache also zurecht; allein das dauerte so lange, daß sie in Berlin ankamen, ehe er damit fertig war.

Na, da ist auch nichts weiter verloren, tröstete er sich mit gewohntem Leichtsinn, ich spreche schon in den nächsten Tagen mit ihr, und trat in sein Zimmer, wo er auf seinem Schreibtische eine Masse Briefe fand. Er warf einen mißmuthigen Blick darauf, dachte aber nicht daran, sie jetzt zu lesen. Das hat Zeit bis nachher. Kann mir schon denken, was sie enthalten. Jetzt will ich mich erst ruhen und mir mein Diner schmecken lassen.

Nachdem er die Toilette gewechselt und mit seiner Tochter gespeist hatte, machte er sich endlich seufzend an die unangenehme Arbeit. Doch fand er sie noch unangenehmer, als er es gedacht.

Es fand sich darunter ein einfaches Ultimatum seiner drei Hauptgläubiger, bis zu einem

von ihnen bestimmten Termine entweder die Hälfte ihrer Forderungen zu decken, oder gewärtig zu sein, daß sie ihre Ansprüche an Gerichtsstelle geltend machen würden.

Geschah dies aber, so wurde sein Fall beschleunigt, denn dann, das wußte er, würden seine Gläubiger von allen Seiten über ihn herfallen, und kein Aufschub war mehr möglich.

Finster über das Drohende seiner Lage brütend, saß er da und seine Augen schweiften unstät über die vor ihm liegenden Papiere hin, da ward sein Blick von einem noch uneröffneten Briefe angezogen, dessen elegante Form und feines Papier sich vortheilhaft von den Geschäftsbriefen, die um ihn herumlagen und ihn halb verdeckten, unterschied.

Handschrift und Siegel waren ihm beide unbekannt. Er öffnete den Brief und begann zu lesen.

Die finster zusammengezogene Stirn glättete sich wie durch Zauber, der düstere Blick leuchtete freudig auf, ein angenehmes Lächeln umspielte seinen Mund, und als er die so sichtlich erfreuliche Lectüre beendet hatte, ließ er die Hand sinken, lehnte sich in seinen Fauteuil zurück und athmete tief auf, als sei seine Brust von einer Bergeslast befreit.

Hastig sprang er dann auf und ging einige Mal im Zimmer auf und nieder, zuweilen innehaltend und in Nachdenken versinkend. Dann nickte er ein paar Mal mit dem Kopfe, las den Brief noch einmal, legte ihn sorgsam und förmlich liebkosend zusammen und steckte ihn in die Tasche, worauf er entschlossen den Weg zum Zimmer seiner Tochter einschlug.

Als er die Hand nach der Klinke ausstreckte, um die Thür zu öffnen, ging dieselbe auf und Lätitia trat in Straßentoilette auf die Schwelle.

„Willst Du heute noch ausgehen, mein Kind? Wohin?"

„Ich habe mich bei der Cousine Birkenfeld zum Thee anmelden lassen," entgegnete Lätitia und ein feines Roth überflog ihre Wangen.

„So? Nun dann kannst Du mir immerhin vorher noch eine halbe Stunde schenken. Ich muß mit Dir sprechen."

„Aber, lieber Papa, hat das nicht Zeit bis morgen?"

„Nein, es hat nicht Zeit," erwiederte er in einem solchen Tone der Bestimmtheit, daß Lätitia auf jede weitere Einwendung verzichtete, um ihn nicht zu erzürnen. Sie legte also resignirt Hut und Shawl ab und nahm im Sopha Platz,

erwartungsvoll den im Zimmer auf und nieder Wandelnden anblickend.

Der Baron sprach noch nicht gleich, erst nachdem er noch einige Gänge gemacht, wendete er sich zu ihr, zog einen Fauteuil herbei und nahm dicht neben ihrem Sopha Platz, um zu beginnen.

„Ich habe schon längst mit Dir sprechen wollen, mein liebes Kind, aber meine Liebe zu Dir ließ mich immer noch zögern, Dir Eröffnungen zu machen, die Dich in Angst und Schrecken setzen mußten. Heute jedoch muß ich sprechen, und ich thue es mit weit minderem Widerstreben, weil ich im Stande bin, dem Schrecken die Freude, dem Unglück das Glück folgen zu lassen."

„Mein Gott, Papa! Du ängstigst mich unbeschreiblich! Was kann es sein, was Du mir in so sonderbarer Weise ankündigst?" sagte ängstlich das erbleichte Mädchen.

„Höre mich an, mein Kind. Ich will Dich nicht durch weitere Vorbereitungen und Auseinandersetzungen quälen, sondern das Schlimmste mit einem Mal aussprechen. — Ich bin ruinirt."

Lätitia sah ihren Vater in einer Weise an, als zweifle sie an seinem Verstande, und rief: „Wie? Was sagst Du da? Gerechter Himmel!

Das ist doch wohl unmöglich, unser großer Reichthum —?"

„Ist verronnen auf Nimmerwiederkehr —" entgegnete er mit einer Gelassenheit, als spräche er von der gleichgültigsten Sache.

„Und die Güter? Deine großen Güter?"

„Sind weit über ihren Werth mit Schulden belastet — kurz, wir sind, wie ich Dir schon gesagt, ruinirt, total ruinirt. In ein paar Monaten ist unser Ruin Niemand mehr verborgen."

„Entsetzlich! Und das sagst Du mit einer Ruhe, als ob darin nicht unsere gänzliche Vernichtung läge?! Ruinirt! ruinirt! Großer Gott! Ich werde wahnsinnig! — Herabsteigen von unserer Höhe, um — Gott, o Gott! es ist zu viel! — Und das hast Du gewußt? Ja, Du mußt es schon lange gewußt haben, und dennoch ließest Du mich hinleben, wie ich gelebt, mit vollen Händen aus unserem Vermögen schöpfend, erzogst mich zu den Bedürfnissen eines Fürstenkindes, damit ich nun eine Bettlerin bin, ich, die —"

„Mein Kind, mein Kind!" unterbrach der Baron, doch etwas erschüttert, die verzweifelnd die Hände ringende Tochter, „Du thust Unrecht, mir Vorwürfe zu machen. Ich liebte Dich zu sehr, um —"

„So? In Wahrheit Du liebtest mich? Hahaha! Nennst Du das Liebe, mich träumend an dem Abgrunde hinwandeln zu lassen und mich dann grausam zu wecken, damit ich hinabstürze, um mich nie, nie wieder von dem fürchterlichen Sturze erheben zu können? Gott, o Gott! Meine Gedanken verwirren sich, es ist nicht zu ertragen, ich kann nicht — ich — ich kann nicht arm sein, lieber will ich sterben!"

„Aber so höre mich doch nur an, Lätitia, laß mich reden, laß Dir sagen, daß —"

„Nein, nein, ich will nicht! will nichts mehr hören, will nichts weiter wissen! Ist es nicht genug, was Du mir gethan? Ich weiß ja, daß Alles verloren ist! O Armand!" Sie warf sich jammernd wieder in das Sopha zurück, von dem sie aufgesprungen war, um wie eine Rasende im Zimmer herum zu laufen. Ein Strom heißer Thränen floß aus ihren Augen.

Der Baron horchte hoch auf bei dem mit dem Ton verzweifelnder Liebe ausgestoßenen Namen.

„Armand?" fragte er, „was soll das? Wer ist dieser Armand?"

„Wer wird es sein!" schrie sie, nunmehr entschlossen, Alles zu sagen. „Mein Cousin ist es, den ich liebe, dessen Weib zu werden ich gelobt."

„Ah! das also ist die Ursache der eminenten Zuvorkommenheit der heuchlerischen Französin? Die reiche Erbin wollte sie fangen für ihren bettelhaften Sohn! Der Herr Lieutenant sollte eine reiche Partie machen? Freilich, das wäre wohl ein guter Bissen für den —"

Er hielt wirklich erschrocken inne, denn seine sonst immer so gehorsame, respectvolle Tochter stand bleich wie eine Leiche vor ihm, ihre Augen funkelten ihn zornig an, ja er glaubte einen Ausdruck von Haß in ihnen zu entdecken, ihre kleinen Hände waren geballt, ihre Brust keuchte und die convulsivisch zuckenden Lippen versuchten vergeblich zu sprechen, Zorn und Schmerz erstickten ihre Stimme.

Endlich sprudelte sie: „Schweig, und wage es nie wieder, den Mann zu beschimpfen, den ich liebe und ewig lieben werde! — Ich war es, ich allein, die seine Mutter aufsuchte. Ich bewarb mich um ihre Freundschaft, ich bat sie, unsere Liebe zu beschützen, die ich, Deinen Hochmuth kennend und fürchtend, noch nicht zu gestehen wagte. Weder Armand noch seine edle Mutter besitzen ein Atom der niederen Gefühle, welche Du ihnen ungerechter Weise andichten willst. Armand liebt mich um meiner Selbst willen und

hat oft den Reichthum verwünscht, der ihn hinderte, seine Gefühle für mich frei und offen bekennend, bei Dir um meine Hand zu werben."

Der Baron lächelte höhnisch und entgegnete mit schneidender Kälte: „Wirklich? Nun, jetzt hindert ihn nichts mehr. Jetzt kann der Herr Lieutenant seine ungeheure Uneigennützigkeit beweisen, denn —"

„Schweig! sage ich Dir noch einmal und laß ihn ganz aus dem Spiele. Du weißt recht wohl, daß dies Alles vorbei, daß es nun unmöglich ist. Ich gehöre nicht zu jenen zum Dulden geschaffenen Wesen, die um ihrer Liebe willen freudig Armuth und Elend auf sich nehmen. Ich liebe Armand viel zu sehr, um ihm ein solch jämmerliches Loos bereiten zu wollen, wie er, mich in Noth und Entbehrung an seiner Seite, finden müßte. Meine Liebe würde sterben unter so grausamer Prüfung, und ihm bliebe am Ende nur Verzweiflung und Tod."

Tiefauf athmete der Baron, von einer schweren Furcht befreit, und mit beschwichtigender Milde sagte er: „Gott sei Dank, mein Kind! Da Du Dich selbst so richtig und klar beurtheilst, so wirst Du auch, nachdem Du eingesehen daß Deine Liebe zu Birkenfeld Thorheit, eine Verbin-

dung mit ihm aber eine Unmöglichkeit ist, geneigt sein den Ausweg zu ergreifen, der sich uns zu unserer Rettung bietet, der Dich so hoch, ja höher stellt als bisher, und allen Sorgen für die Zukunft für immer ein Ende macht."

„Wie? Und einen solchen Ausweg gäbe es wirklich?" fragte sie verwirrt und bemühte sich ihre Gedanken zu sammeln.

„Ja, mein Kind, es giebt einen und es hängt nur von Dir ab, ihn zu wählen. Hättest Du mich nur sprechen lassen, so würde ich es Dir schon gesagt haben. Wählst Du diesen Weg, so kehren alle Genüsse des Reichthums, glänzende Stellung und Einfluß in noch höherem Maße, als Du sie je besessen, zu Dir zurück."

„Aber, mein Gott! so sprich doch, nenne den Ausweg, warum zögerst Du noch? Glaubst Du vielleicht, ich würde davor zurückbeben, ihn zu ergreifen? Giebt es denn noch eine Wahl für mich, wo es sich um Tod und Leben handelt? Armuth ist für mich mit Tod gleichbedeutend, ich habe es Dir bereits gesagt und ich bleibe dabei. Den Muth zu sterben habe ich, wenn es sein muß, aber nicht den Muth arm zu sein. Sprich also, und wenn ein Weib diesen Weg gehen kann, so werde ich ihn gehen."

Er zog den erhaltenen Brief aus der Tasche, und ihn ihr hinreichend sagte er: „So lies dies Schreiben!"

Sie warf einen Blick darauf, gab es aber sogleich wieder zurück und sagte matt: „Ich kann nicht lesen, die Buchstaben schwimmen vor meinen Augen in einander. Lies Du mir vor!"

Er that es, während sie ihn ruhig anhörte, kaum durch ein Zucken der Lippen die innere Bewegung verrathend.

Das Schreiben enthielt die Anfrage, ob der Baron von Bergen dem Esquire Warrington gestatten wolle, sich um die Hand seiner Tochter Lätitia zu bewerben, und ob er der Meinung sei, daß diese Bewerbung von Seiten der Dame eine günstige Aufnahme zu erwarten habe.

Mit absichtlicher Umständlichkeit legte der Baron den Brief wieder zusammen und blickte dann erwartungsvoll seine Tochter an, deren Schweigen ihn zu beunruhigen begann.

Das bleiche Gesicht gab seiner stummen ängstlichen Frage keine Antwort, er forschte umsonst in den kalten Zügen, in den unbeweglich in's Leere starrenden Augen. Die Arme in einander geschlungen, saß sie wie eine Statue des Schweigens vor ihm.

Er wartete lange Zeit, ehe er die zögernde Frage wagte: „Was soll ich Mr. Warrington antworten?"

Seine Stimme erweckte sie, ihre Augen wendeten sich zu ihm, und der Vater sah einen solchen Ausdruck von Schmerz und hoffnungsloser Verzweiflung darin, daß er scheu seine Augen niederschlug. Er konnte diesen Blick nicht ertragen, ihm war, als solle sein Herz zerspringen. Zum ersten Mal empfand der kalte Weltmann wirkliche Reue über sein mehr als leichtsinniges Leben, das ihn in die Lage gebracht hatte, ein so ungeheures Opfer von seiner Tochter fordern zu müssen.

Es dauerte lange, ehe er den Muth gewann, sie wieder anzusehen und in mildem Tone zu sagen: „Willst Du es Dir noch überlegen, mein liebes Kind? Es eilt ja nicht. Ich will Dich allein lassen."

„Nein. Bleib" — erwiederte sie mit rauher tiefer Stimme, ihrem früheren silberhellen Ton so unähnlich als möglich. „Schreib, daß ich bereit sei, ihn morgen Mittag zwölf Uhr zu empfangen. — Und nun — sende zu Frau von Birkenfeld, ich sei unwohl und lasse sie bitten, mich sogleich zu besuchen."

„Aber so schnell? Willst Du nicht lieber —"

„Nein, nein! Keine Zögerung. Schnell, schnell muß Alles abgethan sein. Aufschub brächte nur Verzögerung der Qual. Ich muß vorwärts, muß die Brücke hinter mir abbrechen."

„Aber Du wirst doch der Birkenfeld nicht Alles sagen? Wirst nicht —"

„O ja, ich werde Alles sagen," unterbrach sie ihn scharf. „Soll ich als Treulose vor meinem Geliebten stehen, als Meineidige, die ohne zwingende Nothwendigkeit ihrem Gelübde untreu wird? Glaubst Du, ich wolle zu Allem, was ich tragen muß, auch noch die Pein seiner Verachtung auf mich laden? Nein, er selbst soll mir mein Wort zurückgeben, soll wissen, warum ich mich an Mr. Warrington verkaufen muß. Auch dem Squire selbst wirst Du nichts verschweigen, wirst ihn ganz in Deine Lage einweihen."

„Aber —"

„Kein Aber. Ich fordere das. Thust Du es nicht, so werde ich es selbst thun. Darin wenigstens soll er nicht betrogen werden, er soll wissen, daß es eine Bettlerin ist, die er sich zur Gattin gewählt. Darauf muß ich bestehen. Zögere ja nicht, meinem Wunsche zu genügen, ich werde ihn fragen, ob Du es ihm gesagt,

erspare Dir also durch Aufrichtigkeit eine Beschämung."

„Nun wohl, es sei so, wie Du es willst. Aber Du bist so ergriffen, so erschöpft, warum willst Du heute die Birkenfeld sprechen? Könntest Du nicht morgen nach der Unterredung mit —"

„Nein, es muß heute geschehen. Morgen früh wird Armand zu mir kommen, wenn er will, ja er muß es, denn ich muß frei sein, frei von ihm, ehe ich ein neues Band schließe. Widerstrebe mir nicht länger, ich will es und es ist schon spät."

„Es sei denn," entgegnete er nachgebend. „Ich werde ihr gleich den Wagen senden. Ich lasse Dich nun allein, mein liebes Kind, und sehe Dich heute wohl nicht mehr? Gute Nacht!" Er streckte die Hand nach ihr aus.

Allein sie blieb mit übereinander geschlagenen Armen regungslos sitzen und sagte, nur leicht das Haupt neigend und ihn mit einem kalten Blicke streifend: „Gute Nacht."

Der Baron empfand das tiefste Mitleid für sie, und eine wahre Sehnsucht nach einem kindlichen, versöhnenden Worte regte sich in seinem Herzen, das noch niemals so zärtlich für die

Tochter geschlagen hatte als in diesem Augenblicke, wo sein Leichtsinn das ganze Glück dieser Tochter zerstörte. „So willst Du mir Deine Hand nicht geben, mein Kind? Willst mir nicht verzeihen? Liebst Du Deinen Vater nicht mehr?" fragte er schmerzlich.

„Nein, heute nicht, heute kann ich Dir weder meine Hand geben, noch Dir verzeihen, kann Dich heute auch nicht lieben," versetzte sie hart und fügte mit sinkender Stimme und einer entsetzlichen müden Hoffnungslosigkeit hinzu: „Werde ich es jemals wieder können? — Mein Herz liegt starr und todt in mir. Verlaß mich!"

Seufzend schlich sich der Vater hinaus und sandte einen Diener mit der gewünschten Botschaft und dem Wagen zu Frau von Birkenfeld, die mit ihrem Sohne ängstlich auf den versprochenen Besuch wartete. Beide ahnten, daß nur etwas Wichtiges Lätitia so lange zurückhalten könne.

3.
Die beiden Cousinen.

Lätitia war nach der Entfernung des Vaters regungslos in ihrer Stellung geblieben, und genau so fand sie die hastig eintretende Cousine.

„Mein Gott, Kind, wie siehst Du aus?“ rief die erschrockene Dame, auf sie zueilend, um sie in die Arme zu schließen.

Lätitia aber wehrte sie von sich ab, indem sie mit Kälte sagte: „Laß das. Denn ich fürchte sehr, wenn Du mich gehört haben wirst, möchtest Du vielleicht weniger geneigt sein, mir eine Liebe zu bezeigen, die durch meine Mittheilung vielleicht in Deinem Herzen sich abschwächen, wenn nicht gar erlöschen wird.“

„Aber ich bitte Dich, Lätitia, wie kannst Du so thöricht sprechen,“ erwiederte Frau von

Birkenfeld, trat aber doch betroffen zurück und betrachtete sie mit einem Blick ernster, durchdringender Prüfung.

„Nicht ganz so thöricht, als es den Anschein hat,“ versetzte Lätitia mit Bitterkeit, „denn ich weiß, Du liebst nicht Deine Cousine, sondern die Geliebte Deines Sohnes in mir, die reiche Erbin, welche die Staffel seines künftigen Glückes werden soll. Habe ich etwa nicht Recht?“

„Theure Lätitia, ich —“

„Nicht doch, Cousine, entschuldige Dich nicht,“ unterbrach Lätitia sie mit mehr Ruhe als sie vorhin gezeigt. „Ich bin nicht sehr liebenswerth, ich weiß es wohl, und Du warst niemals falsch gegen mich. Ich war es, die sich um Deine Freundschaft bewarb, die mir eben nur als Armand's Geliebte zu Theil ward, und ich verarge Dir keineswegs, daß Dir das Wohl des Sohnes, den Du über Alles liebst, auch über Alles geht. Daher wird Dich auch nicht um meinetwillen Das schmerzen was ich Dir sagen muß, aber Du wirst um Deines Sohnes willen den Schlag tief und schmerzlich empfinden. Doch Du mußt mir verzeihen, ich kann Dich nicht schonen — auch ich ward ja nicht geschont! Du mußt mit Armand sprechen, mußt ihm sa-

gen, was ich weder Muth noch Kraft habe zu thun."

Schwer athmend hielt sie inne und schloß erschöpft die Augen, um Kraft zu sammeln.

Bestürzt rief Frau von Birkenfeld: „Mein Gott! was werde ich hören müssen?"

„Höre mich an," begann Lätitia wieder, „ich will nicht erst viele Worte machen über mein Elend, Du wirst es ohnedem verstehen, wenn ich Dir sage, daß ich heute erfuhr: ich sei nicht nur keine Erbin mehr, sondern werde binnen wenig Monaten vor aller Welt als Bettlerin dastehen."

„Entsetzlich! Dein Vater? —"

„Mein Vater hat unser ganzes Vermögen durchgebracht, steht am Rande des Verderbens, wenn ich nicht —" Sie hielt keuchend inne und drückte beide Hände gegen die schmerzende Brust, ein Gefühl der Erstickung schnürte ihr die Kehle zusammen.

„Sprich weiter, Lätitia, sprich weiter, ich höre Dich, foltere mich nicht länger mit Ungewißheit, oder — Ha! ich will es Dir erleichtern, will Dir sagen, was Du thun willst und doch zu sagen fürchtest, weil Du fühlst, wie schlecht Du bist. — Ich sehe, ich weiß Alles! Du willst

Armand treulos verrathen und verlassen, willst ihn tödten, indem Du das Weib eines Andern wirst!" schrie die Mutter verzweifelnd, die, nur den Schmerz des Sohnes im Auge, jede Rücksicht auf das sichtlich leidende Mädchen vergaß.

Aus Lätitia's schönen Augen rannen ein paar große Thränen, sie hätte selbst nicht zu entscheiden gewußt, ob sie dem Schmerze über ihre Lage oder dem Zorne über die rücksichtslose Frau entsprangen, der sich gegen diese in ihr zu regen begann.

Doch sie kämpfte den Zorn nieder und sagte kalt: „Es ist so, wie Du sagst — morgen werde ich die Braut des Squire Warrington."

Bei diesem Namen zuckte Frau von Birkenfeld zusammen. So seltsam es klingt, ihr kam doch in diesem Momente der Aufregung der Gedanke an die Ahnung ihres Sohnes, daß auch Lätitia ihm verloren sein könne, weil jenes Pferd, welches er in so seltsame Ideenverbindung mit seiner Geliebten gebracht, verkauft worden war. Damals hatte sie darüber gelacht und gespottet und ihren Sohn gescholten über eine so seltsame Idee. Jetzt aber erschrak sie darüber, denn sie wußte, es würde eine Verschärfung des Schmerzes sein, daß gerade jener Mann, dem Armand schon das

edle Pferd nicht gegönnt, nun gar der Gatte des Mädchens werden sollte, das er so sehr liebte. Schreck, Angst und Empörung brachte sie außer sich, so daß sie, leidenschaftlich von Natur, kaum mehr wußte was sie that; sie rief höhnisch: „O schön! wunderbar schön! Um seiner Millionen willen also verkaufst Du Dich an einen alten Mann. Und indem Du die Liebe meines armen Jungen um Geld verräthst, hast Du die Stirn, mir Deine Verrätherei offen zu bekennen, bist schamlos genug, von mir zu verlangen, ich solle den Todesstreich führen, um —"

„Genug!" unterbrach voll Würde und Stolz Lätitia, aufstehend, die Aufgeregte. „Ich verzeihe Dir, denn Du weißt nicht, was Du sprichst. — Ich verkaufe mich — ja, das ist wahr, und ich leugne es nicht, aber ich bin weder treulos noch verrätherisch! Ich bin arm, und Armand kann weder ein armes Mädchen heimführen, noch kann ich das Weib eines armen Mannes sein. Ich fordere einfach mein Armand gegebenes Wort der Treue zurück, und ich weiß, er wird es mir nicht verweigern. Ich habe Pflichten gegen meinen Vater, er —"

„Dein Vater ist ein gewissenloser Roué, ein Verschwender, der —"

„Halt, nicht weiter! Er ist mein Vater, und wenn ich ihn nicht verurtheile, hat Niemand das Recht dazu. Ich habe die Pflicht, ihn und mich vor Ruin, unsern alten edlen Namen vor der Schande eines Bankerottes zu schützen. Daß ich dies nun vollenden kann, ohne daß mein Thun dem Manne, den ich geliebt habe, noch liebe und ich fürchte nur zu sehr, ewig lieben muß, zum Todesstreich werde, dazu eben brauche ich Dich, Cousine. Du wirst in Deinem Mutterherzen die Mittel finden, die Härte des unabwendbaren Schlages zu mildern, Deine Liebe wird ihn dann trösten. — Hätte ich doch auch eine so zärtliche Mutter!" murmelte sie seufzend und fuhr dann laut fort: „Komm nur erst zu Dir, Cousine; versuche die Sache vorurtheilsfrei zu betrachten und Du wirst, ich bin es gewiß, meine Meinung theilen, daß ein Festhalten unserer Heirathsidee unter diesen Umständen, ganz abgesehen von der absoluten Unmöglichkeit, statt zum Glücke zu führen, nur zum Quell des größten, niemals endenden Unglücks für uns Beide werden müßte. — Bedenke doch, ist Armand bei seinem hochstrebenden Sinne, bei seinem Ehrgeize, seiner Hinneigung zum Luxus im Stande, ein bettelarmes Mädchen zu

heirathen? — Bin ich, verschwenderisch, eitel, stolz und bis zum Aeußersten verwöhnt, im Stande, ein Leben der Armuth zu ertragen? — Besitze ich auch nur eine einzige jener selbstverleugnenden Eigenschaften, welche zu einem entsagungsvollen Leben nothwendig sind? Sieh doch diese beiden kleinen Dinger von Händen an, denen die Lenkung eines Pferdes, eine Stunde Klavierspiel, ein wenig Tapisserie schon als große Arbeit gelten, meinst Du, diese Dinger könnten die Arbeiten einer Hausfrau verrichten, deren Mittel ihr höchstens ein Mädchen zur Bestreitung der allergröbsten Arbeiten gestatten? O, ich würde Armand und mir das Leben zur Hölle machen, wir würden verhungern müssen, wenn wir darauf angewiesen wären, daß ich für die täglichen Bedürfnisse des Lebens sorge. —

„Nein, und tausendmal nein! Wenn es sein muß, so soll unsere Liebe eher mit einem Schlage sterben, als daß selbstverschuldetes Elend sie langsam dahinsiechen und verdorren läßt, bis am Ende Haß ihre einstige Stelle einnimmt.“

„Es ist viel Wahres in dem, was Du sagtest, Lätitia,“ begann nach einer längeren Pause mit gefaßter Ruhe Frau von Birkenfeld. Sie hatte sich selbst wiedergefunden und vermochte nun

mit ihrem klaren Verstande, der wohl augenblicklich von der Leidenschaft, aber niemals auf lange getrübt werden konnte, die Lage zu bedenken. „Du schilderst ziemlich richtig. Aber — daß Du so unbefangen urtheilen, in einer Situation wie diese ruhig und klar Alles abwägen kannst, beweist auch, daß Dein Charakter ein sehr selbstsüchtiger, Deine Liebe zu Armand eine sehr oberflächliche, weltliche, am Aeußerlichen hängende ist. Wahre Liebe wägt nicht die äußeren Vortheile gegen einander ab, sondern —"

„Schließt die Augen und stürzt sich mitsammt dem geliebten Gegenstand kopfüber in den Abgrund, weil sie vor lauter Idealität die leibige Realität des Lebens vergessen hat," unterbrach Lätitia sie mit sarkastischer Bitterkeit. „Mir kommt es vor, Cousine, als hätten wir in diesem Augenblicke die Rollen getauscht. Du urtheilst wie ein junges, für romantische Ideen schwärmendes Mädchen, folgst mit begeistert zum Himmel gerichteten Augen einem fernen Ziele, unbekümmert über den rauhen Weg zu Deinen Füßen, der Dir Hindernisse über Hindernisse entgegenstellt, denen Du erliegen wirst, ehe Du es ahnst. Ich aber wie ein vorsichtiges, ernstes Weib, den schwierigen für das ganze Leben ent-

scheidenden Moment bedenkend, prüfe lange und wende, wenn es sein muß, gewaltsam meine Augen von dem schönen Ziele, wenn ich gefunden, daß der Weg zu lang und rauh, die Hindernisse zu schwer und unübersteiglich für meine schwachen Kräfte sein würden. — Es mag sein, daß eine solche Liebe nicht poetisch und schwärmerisch ist, aber ich habe nun einmal keine Spur von Schwärmerei und Sentimentalität in meinem Wesen und ziehe es vor, vernünftig zu leben, statt unvernünftig zu Grunde zu gehen.

„Ich mache mir durchaus keine Illusionen. Ich weiß, daß ich ohne Armand niemals glücklich sein werde; da ich aber gezwungen von der Macht der Umstände und auch um seiner selbst willen, um ihn nicht unglücklich zu machen, entsagen muß, — denn Du magst sagen was Du willst, so weiß ich doch, daß Armand durchaus nicht die Energie besitzt, welche ihm nöthig wäre, sich in einem Leben der Armuth und des Elendes — doppelter Armuth, doppelten Elendes, weil es vor den Augen der Welt einen glänzenden Mantel trägt — zu behaupten. Du weißt das Alles so gut wie ich, denn Du kennst Deinen Sohn so gut wie ich. Kannst Du, nachdem Du das Alles

weißt, es mir verdenken, wenn ich mir nun dieses glücklose und, da ich jung und gesund bin, voraussichtlich lange Leben, das vor mir liegt, mit den gewohnten Genüssen des Reichthumes auszuschmücken und erträglich zu machen suche? — Deshalb und weil darin zugleich die Rettung für meinen Vater liegt, verkaufe ich mich an Mr. Warrington, wie Du sagtest. —

„Ich verlange nicht, daß Du mir heute vergeben sollst, was Du mir vorzuwerfen Deiner Ansicht nach ein Recht hast. Später wirst Du hoffentlich klarer und vorurtheilsfreier urtheilen. — Vielleicht finde ich später auch durch Mr. Warrington Gelegenheit — doch das ist kein Gegenstand für heute. — Willst Du nun mit Armand sprechen? Willst Du ihm Alles sagen? Willst Du versuchen, ihn zu besänftigen und zu trösten, oder soll die Anzeige meiner Verlobung mit Mr. Warrington wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel auf ihn niederfahren, um ihn vielleicht für immer zu Boden zu schmettern? —

„Ich weiß, es ist eine schwere Aufgabe, ja, o ja, ich verkenne das nicht; aber ich kann sie nicht vollbringen, meine Kraft ist erschöpft, mein Herz gebrochen. Der Sturz von der erträumten Höhe meines Glückes war zu tief, zu jäh, die Verän-

derung zu schmerzlich, um nicht total erschöpfend auf mich einzuwirken."

Sie lehnte sich mit geschlossenen Augen in ihren Sitz zurück.

Wie schon angedeutet, war Frau von Birkenfeld eine zu verständige Frau, um nicht einzusehen, daß Lätitia mit ihren Gründen zur Trennung vollkommen Recht hatte. Deshalb aber war der Schlag nicht minder schmerzlich, ihr graute vor der grausamen Aufgabe, die ihr zufiel, der sie sich aber um des geliebten Sohnes willen nicht entziehen konnte. Wie verwünschte sie die Verschwendung ihres Cousins, der seine Tochter in solche Lage gebracht; aber während sie ein Gefühl des Mitleids für Lätitia zu empfinden begann, mischte sich damit auch ein Gefühl des Grolles gegen dieselbe. Sie urtheilte ganz richtig, daß eine Liebe, die so reflectiren, die Zukunft so zergliedern, zu berechnen vermochte, nicht jenes edle, wahre, den Tod überdauernde Gefühl sei, mit welchem sie dem Vater ihres Sohnes zugethan gewesen, jenes Gefühl, das es ihr leicht gemacht, um seinetwillen Familie und Vaterland zu verlassen und, nicht minder verwöhnt als Lätitia, für ihn zu arbeiten, ohne diesen Schritt später nur ein einziges Mal be-

reut zu haben. Sie zürnte Lätitia und meinte, ihr vergötterter Sohn hätte es nicht minder verdient, mit einer solchen Liebe geliebt zu werden.

Sie vergaß nur in ihrer mütterlichen Parteilichkeit, daß es einem Mädchen von dem Charakter Lätitia's nur dann möglich ist, einen Mann mit solcher Selbstvergessenheit des eigenen Wohles und Willens zu lieben, wenn dieser Mann eine so imponirende Ueberlegenheit des Geistes und Charakters besitzt, um zu ihm, als einem höheren, besseren Wesen emporschauen, ihn verehren, ja ihn sogar ein wenig fürchten zu können, indem sie ihn liebte. Hätte Lätitia in ihrem Geliebten eine Stütze erwarten, hätte sie ihm vertrauen, hätte sie glauben können, daß er Energie und Kenntnisse genug besitze, um sich in nicht zu langer Zeit eine Stellung zu erwerben, die er ihr anbieten durfte; wer weiß, ob sie sich nicht anders entschieden, weil sie dann ganz anders, bewundernder, stolzer, aber auch tiefer, reiner, inniger geliebt hätte. Es war manches Gute in ihr, noch überwog es das Böse, das zum größten Theil noch schlummerte. Im Glanze einer solchen tiefen, reinen Liebe möchte sich vielleicht das Gute gekräftigt, ausgebreitet haben, das Böse wäre

entweder nie erwacht, oder ausgerottet worden, denn in jeder solchen Liebe ruht eine göttliche, reinigende Macht. — Wer weiß das Alles! — Es kam nicht so, denn Armand war nicht ein solcher Mann.

Nach einer langen, gedankenvollen Pause sagte Frau von Birkenfeld: „Wohlan, Lätitia, ich will um Armand's willen die schwere Aufgabe übernehmen. Du wirst ihn aber doch hoffentlich noch einmal sprechen, ehe Ihr Euch für immer trennt?"

Lätitia fuhr empor, blitzschnell die Augen öffnend rief sie zürnend, während eine leichte Röthe die bleichen Wangen färbte. „Trennen? Für immer trennen? Wer spricht davon?"

„Aber, Lätitia," versetzte Frau von Birkenfeld, in gleichem Maße erstaunt und erschrocken über diese plötzliche Heftigkeit, „Du wirst Dich verheirathen und Dein Gemahl —"

„Squire Warrington wirbt um meine Hand, nicht um meine Liebe. Die erstere wird die seine, die letztere nie, da ich selbst nicht mehr darüber verfügen kann. Der Millionär sucht ein junges, schönes, gebildetes Mädchen, einen Schmuck seines Hauses, einen neuen Luxusgegenstand, um den die Welt ihn beneidet. —

Wenn dieses Weib ihm körperlich treu ist, kann er zufrieden sein.“

„Lätitia!“ rief Frau von Birkenfeld, von dieser Rede durchaus nicht angenehm überrascht; doch zwang sie sich, die Geringschätzung und Empörung zu verbergen, welche sie dabei empfand, und sagte warnend: „Ich fürchte, Du beurtheilst Mr. Warrington ganz falsch. Wie ich hörte, ist er bereits seit zehn Jahren Wittwer. Glaubst Du nicht, daß wenn er von einer Gattin nicht mehr verlangte, als Du andeutest, er in dieser langen Zeit wiederholt gefunden hätte, was er suchte? — Ich bin der Meinung, daß die kalte Außenseite welche er der Welt zeigt, der Deckmantel einer leidenschaftlichen Seele ist. Ich habe ihn vor Kurzem einmal beobachtet und glaube mich darin nicht zu täuschen. Da er um Dich wirbt, glaube ich auch, daß er Dich liebt, und deshalb — Nein unterbrich mich nicht, laß mich reden,“ fuhr sie fort, als Lätitia auffahrend eine heftige Antwort geben wollte — „deshalb sieh Dich wohl vor, in welche inneren Kämpfe ein fortgesetzter Umgang Dich und Armand stürzen würde. — Und bedenkst Du gar nicht, welche Sünde Du begehst, wenn Du trotz Deiner Ehe eine heimliche Liebe in Deinem Her-

zen nährst und mit dem Manne, dem dieselbe gehört, unter den Augen Deines Gatten zusammenkommst? — Denkst Du auch nicht an die große Gefahr, welche eine solche Liebe, ein solcher Umgang Deiner eigenen Ehre und der Deines Gatten bringen würde —?"

„Du beleidigst mich, Cousine, mit Deinem Mißtrauen," entgegnete Lätitia in stolzem Tone, während sie bis zur Stirn erröthete. „Ich werde niemals meine Ehre vergessen, noch die beflecken, welche mein künftiger Gemahl mir anvertraut."

„Rechne darauf nicht so sicher, meine Liebe," — bemerkte Frau von Birkenfeld mit mildem, warnendem Tone. „Ich mißtraue Dir weder, noch denke ich von Dir oder Armand so niedrig, um einen bewußten Fall für möglich zu halten. Aber, mein Kind, es ist schon manch stolzes Weib, welches sich allzu sicher dünkte, gefallen. — Ihr habt Beide rasches, heißes Blut, die Stunden sind sich nicht gleich und die Leidenschaft besitzt eine gewaltige Macht. — Wer nicht fallen will, thut wohl, der Versuchung aus dem Wege zu gehen."

„Eine ungeprüfte Tugend ist keine," entgegnete Lätitia mit verächtlich gekräuselter Lippe. „Rede mir nicht mehr darein, ich will weder,

noch kann ich von Armand lassen, ihn nicht mehr wieder zu sehen, wäre für mich gleichbedeutend mit Tod.“

„Aber es ist unmöglich! Siehst Du denn nicht ein, wie grausam Du bist? Es ist eine übermenschliche Selbstverleugnung, die Du von meinem Sohne verlangst. Er soll Zeuge sein von dem Glück eines Andern, soll neid- und wünschelos das Weib das er liebt, in dessen Armen sehen, ohne Hoffnung sie jemals besitzen zu können? — Nein, nein! Das gebe ich niemals zu, es würde ihn tödten!“

„Nicht doch, er darf nur an die Zukunft denken. Mr. Warrington ist ein alter Mann und —“

„Lätitia! Lätitia!“ rief Frau von Birkenfeld voll Abscheu. „Was muß ich hören? Du solltest im Stande sein, schon im Voraus auf den Tod des Mannes, dem Du die Hand reichen willst, zu speculiren? — O, ich kann es nicht glauben! kann nicht denken, daß Du so schlecht bist, daß ich mich so sehr in Deinem Charakter getäuscht! Sage mir, ich bitte Dich, nicht wahr, Du redest unüberlegt, es war nur ein vager Gedanke des Augenblickes, welchen —“

Lätitia entgegnete kalt lächelnd über diesen

ängstlichen Eifer: „Nein, Cousine, es ist in der That so, wie ich gesagt. Ich fasse diese Eventualität mit Vorliebe in's Auge, es ist das einer der Vortheile des Handels, welchen ich mit Mr. Warrington schließen werde. Und was liegt denn so Schlimmes darin, wenn ich mir die schwere Aufgabe der Gegenwart mit einem Blick auf die ferne, erfreulichere Zukunft erleichtere? — Wird Mr. Warrington deshalb um eine Minute eher sterben, als Gott ihm sein dereinstiges Ziel gesteckt? — Vielleicht ist es auch nur eine trügerische Hoffnung, wer weiß! Das Alter muß, die Jugend kann sterben, vielleicht überlebt er mich und wenn —"

„Genug! ich weiß mehr als genug!" unterbrach Frau von Birkenfeld voll tiefster Indignation diese Rede. — „Du hast mich entweder bis heute geflissentlich über Deinen wahren Charakter getäuscht, oder der unerwartete Glückswechsel der Dich betroffen, hat verborgene Untiefen Deiner Seele enthüllt und niedere Leidenschaften entwickelt, die ein ungestörtes Glück vielleicht für immer im Schlummer gelassen hätte. — Ich vermag nicht zu sagen, welches die richtige Version ist, das aber weiß ich, daß Deine jetzige niedere Denkweise, diese ungeheure Selbst-

sucht, welche Du mir so offen und schamlos entwickelt, eine unübersteigbare Schranke zwischen uns aufgerichtet hat. — Von heute an giebt es Kampf zwischen uns. Ich werde Alles aufbieten, die Liebe zu Dir, deren Du fortan unwürdig bist, aus dem Herzen meines Sohnes zu reißen, denn ich sehe vorahnend furchtbares Unheil daraus für ihn entstehen, wenn er ihr nicht entsagt, und er soll, er muß Dich vergessen!" —

Lätitia war doch betroffen von der Verurtheilung ihrer Cousine, deren gerade, edle Natur ihr immer Achtung eingeflößt hatte, und tief hatte sich ihre glühende Stirn geneigt unter ihren Worten, in ihrem Innern kämpften Zorn und Scham um den Vorrang. Allein der Schluß ihrer Rede stachelte sie zum Widerstande auf, sie erhob den gesenkten Kopf und sagte im stolzen Bewußtsein ihrer Macht über Armand: „Das wird Dir niemals gelingen!"

„Das wollen wir sehen. Es wird sich zeigen, welche Liebe die stärkere ist, ob die zu einem Weibe, dessen Unwürdigkeit er ja unmöglich verkennen kann, oder die Liebe zur Mutter, die mit jeder Faser seines Herzens verwachsen ist. — Leb' wohl, Lätitia, ich will Dir nicht zürnen wegen des Unglücks, das Deine Liebe über meinen

Sohn gebracht. Möge Dein Schicksal ein besseres sein, als Deine Gesinnungen verdienen. Lebe wohl!"

Ohne ihr die Hand zu reichen, entfernte sich Frau von Birkenfeld, den Wagen und selbst die Begleitung des Dieners zurückweisend. Als sie das Haus verließ, schlug es Mitternacht. Sie wußte, daß ihr Sohn noch ängstlich ihrer harren würde, und bedurfte des einsamen Weges durch die Nacht, um sich zu sammeln und mit Ruhe und Ueberlegung an ihre schwere Aufgabe gehen zu können. Unbelästigt erreichte sie ihr Haus.

4.
Der Brief.

Wir schweigen von der Verzweiflung des unglücklichen Lieutenants, schweigen von dem Kampfe zwischen Leidenschaft und Verstand, zwischen Liebe und Ehre. Aber am Ende hatte die arme Mutter die Genugthuung, daß ihre Vorstellungen wirkten und Verstand und Ehre den Sieg davon trugen.

Armand versprach, Lätitia nie wieder zu sehen und seine Liebe, wenn auch nicht zu vergessen, denn das, behauptete er mit schmerzlicher Bestimmtheit, sei unmöglich, aber doch sie zu unterdrücken, weil er einsehe, daß es die Ehre von ihm fordere.

Die arme Mutter war zufrieden, tröstete und küßte ihren Sohn, dankte ihm, daß er ihren

Vorstellungen Gehör gegeben, und flehte Gottes Gnade herab auf ihn, der seine Mutter über Alles ehrte und liebte, sank aber, als der Sohn sie verlassen hatte, erschöpft zusammen. — Der Sieg war theuer erkauft, sie hatte sich nur mit Aufbietung aller ihrer Kräfte so lange aufrecht gehalten als Armand anwesend war, um ihn nicht zu erschrecken. Nun aber besaß sie nicht einmal mehr so viel Kraft, um den Klingelzug zu erreichen, mit welchem sie ihre Dienerin herbeirufen gewollt.

Erst gegen fünf Uhr fand die ungewöhnlich früh Eintretende ihre Gebieterin in tiefer Ohnmacht.

Unter des resoluten Mädchens emsigen Bemühungen kam zwar bald die Besinnung zurück, aber die Erwachte fühlte sich unaussprechlich krank und elend. Das Mädchen kleidete sie aus und brachte sie zu Bett, worauf sie schnell zum jungen Herrn und zum Arzte laufen wollte. Allein Frau von Birkenfeld verbot Beides und meinte, daß eine Tasse Thee und einige Stunden ungestörter Ruhe sie wohl von selbst wieder herstellen würden.

Marie gehorchte, und in der That schien es, als habe die Erkrankte Recht, kaum hatte sie den rasch bereiteten Thee getrunken, als sie auch ein-

schlief. Das Mädchen beobachtete sie einige Zeit, als sich aber gar kein beunruhigendes Symptom zeigte, vielmehr der Schlummer immer sanfter und tiefer zu werden schien, schlich sie leise hinaus, um ihre tägliche Arbeit nicht unnützer Weise zu versäumen. Damit aber kein Geräusch die Schlummernde störe, umhüllte sie vorsorglich die Glocke der Vorsaalthür mit einem Tuche.

Frau von Birkenfeld hatte nicht wohl daran gethan, ihre Verachtung gegen Lätitia und ihre Absicht, Armand um jeden Preis von ihr zu trennen, so offen zu zeigen.

Lätitia's gekränkter Stolz konnte ihr die Verachtung nie vergeben und wurde ihr nur ein Sporn mehr, ihre Macht über Armand zu beweisen. Zudem war Lätitia, dieses verzogene Kind des Glückes, keinen Widerstand gegen ihren Willen gewohnt. War ihr je etwas versagt, schien etwas schwer, ja unmöglich zu erhalten, so war ihr keine Mühe zu schwer, kein Preis zu hoch, sie ruhte nicht eher, als bis sie im Besitz war, und wenn es auch nur geschah, um das so heiß Begehrte, mit großer Mühe und schweren Kosten Errungene im nächsten Augenblicke achtlos bei Seite zu werfen.

Sie würde also selbst, wenn sie aufgehört

hätte, Armand zu lieben, nicht geruht haben, bis sie ihn trotz des Willens der Mutter wieder fest in ihren Banden gehabt. Wie viel mehr mußte es ihr nun darum zu thun sein, da sie ihn wirklich mit Leidenschaft liebte und sein Festhalten ihr zugleich die willkommenste und sicherste Rache für die Verachtung bot, welche die Cousine ihr zu zeigen gewagt, und welche sie nicht weniger tief fühlte, weil sie noch nicht verdorben genug war, um es sich in ihrem Innern zu leugnen, daß sie verdient sei.

Wie man bereits gesehen hat, war sie raschen Entschlüssen zugethan.

Die Thür hatte sich kaum hinter Frau von Birkenfeld geschlossen, als sie auch zum Schreibtisch eilte und nach kurzer Ueberlegung einige Zeilen auf das Papier warf. Dann überlas sie das Geschriebene, nickte zufrieden mit dem Kopfe, couvertirte und siegelte es, schrieb die Adresse, zog die Klingel und befahl dem eintretenden Diener, den Brief augenblicklich in den einige Schritte entfernten Briefkasten der Hauptpost zu werfen. Dadurch war sie sicher, daß das Briefchen noch vor neun Uhr des Morgens an seine Bestimmung gelangte.

Brummend stieg der Diener die Treppe hinab

und drehte den Brief zwischen den Fingern. „Nun möchte ich nur wissen,“ murrte er, „was das gnädige Fräulein dem Lieutenant zu schreiben hat, und noch dazu in solcher Eile, daß man mitten in der Nacht noch auf die Post muß. Diese vornehmen Leute denken gar nicht daran, daß Unsereiner auch das Bedürfniß zum Schlafen empfindet. Tag und Nacht muß man sich schinden und plagen. — Wenn's so eilig ist, wie sie es macht, warum hat sie es denn der Frau von Birkenfeld nicht aufgetragen? — Hm, 's ist übrigens gar nicht so übel heut' Nacht,“ und er athmete mit vollen Zügen die reine, milde Nachtluft ein, während er langsam der Post zuschlenderte, um den erhaltenen Befehl auszuführen.

Lätitia empfand das tiefste Bedürfniß nach Ruhe, aber ihre Aufregung war noch immer so groß, daß sie voraussichtlich auf Schlaf nicht zu hoffen hatte, wenn sie ihn nicht gewaltsam zu ihrem Dienste zwang. Sie mischte daher einige Tropfen Laudanum, das sie von einem heftigen Zahnübel her, an welchem sie vor einiger Zeit gelitten und bei dem es ihr Ruhe inmitten der Schmerzen verschafft, noch im Besitz hatte — in ein Glas Wasser, nahm das Mittel und befahl

ihrer Zofe, sie erst um neun Uhr wieder zu wecken.

Armand hatte kein solch' beschwichtigendes Mittel zu Gebote gestanden; so verbrachte er, preisgegeben seinen stürmischen und schmerzlichen Gefühlen, die Nacht ohne Schlaf. Noch stand das Frühstück erkaltet und unberührt vor ihm auf dem Tische, als der Diener mit dem eben vom Postboten gebrachten Briefe eintrat.

Der Diener sah, daß sein Herr in tiefes und wie es schien keineswegs erfreuliches Nachdenken versunken vor sich niederstarrte, und scheute sich ihn zu stören; er legte daher den Brief dicht neben die Tasse, worauf er sich wieder entfernte.

Armand hatte es nicht bemerkt und fuhr fort vor sich hinzustarren, bis er endlich aufsprang und, wie um den schmerzlichen Gedanken die ihn peinigten zu entfliehen, im Zimmer auf und nieder wandelte.

Dies that er einige Zeit, bis er, vom Durste gepeinigt an den Tisch trat und die Tasse mit dem kalten Kaffee zum Munde führte; aber sie erreichte die trockenen Lippen nicht, rasch setzte er sie wieder nieder und seine Hand zitterte dabei so stark, daß sie auf dem kurzen Wege bis

zum Tische zurück fast die Hälfte des Trunkes verschüttete.

Armand's Blick war auf den Brief und die wohlbekannten Schriftzüge seiner Adresse gefallen. Hastig war das Schreiben ergriffen und wiederholt an die Lippe gedrückt, dann erbrach er mit bebender Hand das Siegel und — hielt im Begriff, es zu entfalten, plötzlich inne. — Das Versprechen, welches er vor wenig Stunden der Mutter geleistet, fiel ihm ein. — Aber warum sollte er diese Zeilen des Lebewohls nicht lesen? Hatte Lätitia solche Nichtachtung verdient? und zu dem, von einem Briefe war ja gar nicht die Rede gewesen, er hatte in Bezug darauf nichts versprochen. — Rasch, als fürchte er weiteres Nachdenken, entfaltete er das Papier und las:

„Mein Heißgeliebter!

Deine Mutter wird Dir gesagt haben, welch entsetzliches Unglück über uns hereingebrochen ist. Wenn Du mich aber jemals geliebt hast, so laß uns nicht so lieblos scheiden, wie Deine Mutter es will. Komm um zehn Uhr des Morgens zu mir, laß mich noch einmal, o Gott! ein einzig Mal nur, in Deinen Armen, an Deiner Brust ruhen, laß mich Abschied nehmen von Liebe und

Glück. — Komm, ich beschwöre Dich, Geliebter, komm zu Deiner

verzweifelnden

Lätitia."

Welchen Eindruck diese von zitternder Hand geschriebenen Zeilen auf einen Liebenden machen mußten, war vorauszusehen, Lätitia erreichte, was sie gewollt.

Alle Entschlüsse, sein der Mutter gegebenes Wort im Augenblicke vergessend, warf Armand einen schnellen Blick auf die Uhr. Es war bereits ein Viertel nach neun. Er riß an der Glocke und der herbeieilende Diener erhielt Befehl, ihm bei der Toilette behülflich zu sein.

Während aber der Diener den Befehl vollführte, kehrte seinem Herrn die Ueberlegung zurück, er dachte an seine Mutter und entschloß sich, erst zu ihr zu gehen, ehe er Lätitia's Rufe folge; denn daß dies geschehen sollte, geschehen mußte, stand fest bei ihm, Lebewohl mußte er der Geliebten sagen, das war er ihr, war er sich selbst schuldig. Doch nicht hinter dem Rücken der Mutter sollte es geschehen. Nein, sie selbst sollte ihn von dem Versprechen entbinden, von

dem er im Augenblicke nicht mehr begriff, wie er ein solches überhaupt geben gekonnt. Die Mutter mußte ja einsehen, daß es unmöglich sei, sich so ohne Lebewohl auf Nimmerwiedersehen zu trennen. Es war ein Unglück, ein Verhängniß, was sie schied, aber keine Schuld. Sie konnten sich nicht angehören, wie sie einst geträumt, nun wohl, es mußte ertragen werden, was man nicht ändern konnte; aber wurden sie nicht Gatten, so konnten sie doch mindestens Freunde bleiben bis zum Tode, das konnte ihnen Niemand wehren.

So dachte Armand, während er zu seiner Mutter ging und eilig die Treppe hinaufsprang, denn es war bald zehn Uhr.

Ungestüm zog er die Glocke an der Vorsaalthür, aber er vernahm keinen Laut derselben und streckte eben ungeduldig die Hand aus, um von Neuem zu läuten, als sich die Thür leise und langsam öffnete und Marie dem rasch Eintretenden in den Weg trat, den Finger auf den Lippen ihm Schweigen winkend. Doch er sah sie nicht einmal an; sie ungeduldig bei Seite schiebend, wollte er an ihr vorübereilen, aber sie erfaßte ihn am Waffenrock und sagte mit ängstlicher Stimme: „Gehen Sie lieber nicht hinein, gnä-

diger Herr. Sie scheinen aufgeregt, und Ihrer gnädigen Frau Mutter ist Ruhe nöthig."

„Wie kommst Du mir vor, Marie? Meine Mutter ist doch nicht krank?" fragte er, aufmerksam geworden.

„Ja, nein, das heißt, heute Morgen war sie krank, aber jetzt geht es besser. Sie schläft."

„Um Gottes willen! Es ist doch nichts Ernstliches? Warum hast Du mich nicht holen lassen? Warst Du beim Arzt?"

„Nein. Ich glaube nicht, daß es viel auf sich hat. Ich fand sie ohnmächtig im Zimmer liegen, als ich hereinkam. Doch sie erholte sich bald wieder und verbot mir, Sie zu beunruhigen und nach dem Arzte zu schicken. Ich mußte Thee kochen, und nun schläft sie schon seit einigen Stunden."

„Nun, so will ich sie ja nicht stören. Ich muß jetzt fort, aber ich komme bald wieder. Sollte indessen was vorfallen, so schicke zum Baron von Bergen, dort findest Du mich. — Aber höre, Marie," fügte er, noch einmal zurückkehrend hinzu: „sage Mama nichts davon, daß ich dorthin gegangen."

Das Mädchen versprach es, wunderte sich aber sichtlich über das Verbot, ihrer Herrin zu

sagen, daß ihr Sohn zu der Dame gegangen sei, die er liebte.

Denn für sie war dies kein Geheimniß mehr, zu was hatte sie denn Augen und Ohren, und zu was wären denn die Schlüssellöcher da? — Marie war übrigens ein braves Mädchen und behielt, was sie erlauscht, für sich, nur sie selbst mußte wissen, was bei ihrer Herrschaft geschah, sie betrachtete das gewissermaßen als ihr Recht.

Armand eilte nun zu Lätitia. Die Mutter würde ja wohl nachträglich dies Wiedersehen billigen, das war er halb und halb überzeugt, und sollte sie wirklich zürnen, nun so mußte auch das ertragen werden. Aber sie würde es nicht, denn er hatte sie ja fragen wollen, was konnte er dafür, daß sie schlief?

Während er aber so im Stillen raisonnirte, wußte er recht gut, daß diese beabsichtigte Aufforderung an die Mutter, ihn des gegebenen Versprechens zu entbinden, eine bloße Form, eine äußerliche Befriedigung der mahnenden Bedenken seines Gewissens sei und er im Falle ihres Abrathens sich dennoch nicht würde abhalten lassen zu thun, was er beschlossen. Von dem Momente an, wo er ihren Ruf erhalten, war Lätitia sein einziger Gedanke.

Er ward sogleich in Lätitia's eigenes Zimmer geführt, das er noch nie betreten, und fand sie in einem reizenden, reich gestickten, mit Spitzen und Atlasschleifen verzierten Salon-Negligé. Sie war sehr bleich, aber der wie ein Schleier auf den schönen Zügen ruhende Schmerz gab der sonst so stolzen, selbstbewußten Erscheinung einen neuen rührenden Reiz; die in feuchtem Glanze schwimmenden schönen Augen hefteten sich mit einem unnennbar wehmüthigen Liebesblick auf den Geliebten, sie breitete die Arme aus, und er, Alles vergessend außer seiner Liebe zu ihr, sank zu ihren Füßen.

Die Unterredung dauerte eine volle Stunde, und die neugierige Zofe versuchte mehrere Mal etwas davon durch das Schlüsselloch zu erlauschen, doch drang keins der halblauten Worte zu ihr hin, ja sie hatte nicht einmal die Genugthuung, etwas von den Sprechenden zu erblicken. Lätitia war viel zu klug und kannte die Neugier der Dienerschaft zu gut, um sich nicht in Acht zu nehmen; so war der Platz, den sie gewählt, außer dem Gesichtskreis der Lauscherin. Diese entdeckte endlich, daß das Paar aufgestanden war und sich der Thür näherte. Der Lieutenant schien Abschied zu nehmen. Die Neugierige glitt

schnell von der Thür weg und setzte sich an's Fenster, scheinbar emsig beschäftigt, eine Spitzenrobe ihrer Dame mit Bändern zu verzieren.

Die Thür öffnete sich, das Paar erschien in ihrem Rahmen. Blaß, unruhig und niedergeschlagen war Lieutenant von Birkenfeld gekommen. Jetzt waren seine Wangen geröthet, die dunklen Augen blitzten von einem verborgenen Feuer, seine Haltung war ganz so stolz und ruhig wie sonst.

Auch Lätitia hatte eine erhöhtere Farbe, doch zeigten ihre Augen, daß sie geweint hatte; sonst gab kein Anzeichen zu erkennen, daß die Unterredung eine ungewöhnliche gewesen.

Sie hatte ihren Besuch bis zur Thürschwelle begleitet, jetzt reichte sie ihm die Hand und sagte mit vollkommen beherrschter Haltung: „Adieu denn, lieber Cousin. Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, Sie morgen Abend bei uns zu sehen."

„Sie haben mein Wort, Cousine — ich komme —" entgegnete er eben so ruhig und bestimmt, küßte ihre Hand, deren lebhaften Druck er fühlte, verneigte sich und ging.

Lätitia seufzte leicht und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Nach einigen Minuten folgte ihr das Kammermädchen und fand die Gebieterin in einen Stuhl gesunken, in tiefen Gedanken und in einer Stellung augenscheinlicher tiefer Erschöpfung.

Und so fühlte sich Lätitia in der That. Der Sieg über Armand's der Mutter gegebenes Versprechen war ihr nicht leicht geworden, sie hatte alle ihre Hilfstruppen in's Gefecht führen müssen und keinen geringen Aufwand von Sophistik gebraucht, um die Bedenken der Ehre zu beschwichtigen. — Doch ob nun leicht oder nicht, der Sieg war dennoch auf ihrer Seite. Leidenschaft und Leichtsinn waren ihre Verbündeten gewesen, sie triumphirte. Ach sie wußte, sie ahnte nicht, daß dieser jetzige Triumph, über den sie frohlockte, der erste Schritt zu ihrem einstigen Verderben werden sollte!

Armand war auf alle ihre Wünsche eingegangen. Aus ihrem Geliebten wollte er ihr Freund werden, die Mutter mußte ihn seines Versprechens für alle Zeit entbinden, und geschah das nicht, war sie dazu nicht willig, nun so sollte auch das kein Hinderniß sein, die besprochene Bahn zu betreten, war er sich doch bewußt, daß er es mit den reinsten Absichten that.

Es war Beiden Ernst mit dem Vorsatze

einer reinen, platonischen Liebe, sie trauten sich die Kraft dazu zu besitzen.

Der Zukunft war es vorbehalten, die Festigkeit ihrer Entschlüsse und Grundsätze zu prüfen. —

Agnes hatte schon mehrmals versucht, sich ihrer Gebieterin bemerkbar zu machen, denn die Uhr zeigte bereits dreiviertel nach eilf, und um zwölf Uhr ward, wie ihr bewußt, ein Besuch erwartet, zu dem ihre Dame zu schmücken sie Befehl erhalten. Die schöne rosa Seidenrobe mit schwarzem Sammet und schwarzen Spitzen verziert lag bereit, aber die Baroneß schien noch gar keine Anstalt zu machen, sich in's Ankleidezimmer zu begeben, und die Art, wie sie in dem Fauteuil lag und die künstlich aufgebauten Puffen und Locken ihrer Frisur zerdrückte, war für deren Tadellosigkeit durchaus nicht vielversprechend.

Es war klar, ein neues Frisiren ward unumgänglich nöthig, aber wo sollte die Zeit dazu herkommen? Agnes hatte sich gefürchtet, die etwas heftige Gebieterin zu stören, aber endlich faßte sie sich doch ein Herz und sagte näher tretend zaghaft: „Verzeihung, gnädiges Fräulein, es ist bereits einviertel vor zwölf, soll ich Sie nicht ankleiden?"

Lätitia fuhr wie aus einem Traume auf,

strich mit der Hand über die Stirn, warf einen hastigen Blick auf die Uhr und rief aufspringend: „Mein Himmel! so spät schon? Warum sagtest Du es nicht früher?"

„Gnädiges Fräulein, Sie sahen so müde aus, schienen so in Gedanken versunken, daß ich nicht wagte, Sie zu stören —" erwiederte Agnes, indem sie ihrer Gebieterin, der sie in das Ankleidezimmer gefolgt war, die Musselinrobe abstreifte.

„Ja, Du hast Recht, ich bin sehr müde. Die Reise ist Schuld daran. — Gieb die Robe her. Mach' schnell — schnell!" Der feine Fuß stampfte ungeduldig den Teppich, als es dem Mädchen nicht rasch genug gelang, die schwarzen Emailleknöpfe des Leibchens zu schließen.

Manschetten und Armbänder wurden umgelegt, der an dem Kleide befestigte kleine Spitzenkragen mit der Brosche geschlossen, und Lätitia warf einen prüfenden Blick in den Spiegel.

„Aber wie sehe ich aus?" rief sie heftig. „Ich glaube, Du hast mich heute als Struwelpeter frisirt. Das ist ja abscheulich von Dir!"

„Ich kann gewiß nichts dafür, gnädiges Fräulein —" vertheidigte sich das Mädchen, an derlei kleine Ungerechtigkeiten schon gewöhnt. „Sie selbst haben vorhin die ganze Frisur zerdrückt.

Erinnern Sie sich nur, heute Morgen lobten Sie mich ja ausdrücklich, daß ich Sie so schön frisirt."

„Nun ja, meinetwegen, ich erinnere mich wirklich!" entgegnete sie ärgerlich. — „Jetzt aber sehe ich abscheulich aus, kann mich unmöglich so sehen lassen, und doch bleibt keine Zeit zu einer neuen modernen Frisur. Was fangen wir nur an, Agnes? Ich bitte Dich, erfinde flink etwas. Ich schenke Dir das grüne Kleid, das Dir so sehr gefällt, wenn Du mich in fünf Minuten neu und hübsch frisirst."

„Das ist freilich nicht lange Zeit dazu —" entgegnete das Mädchen lachend. „So setzen Sie sich schnell hierher, gnädiges Fräulein!" Sie rückte einen Stuhl herbei.

„Aber warum nicht vor die Toilette?"

„Nein, Sie dürfen mir nicht dreinreden. Ich habe einen Einfall, und Sie dürfen nicht eher in den Spiegel sehen, ehe ich es erlaube."

„Nun, ich muß mich wohl heute Deinem Willen fügen," sagte Lätitia lächelnd, nahm in dem Stuhle Platz und zog den Frisirmantel, den Agnes ihr umgegeben hatte, dichter am Halse zusammen.

Die Vorderfrisur und die auf dem Wirbel

befindlichen Puffen waren glücklicher Weise noch unversehrt. Die flinken Finger der Zofe lösten die übrigen Puffen und Locken und blitzschnell fuhr der Schildpattkamm durch das lange blonde Haar. Dann trat sie zu der Platte, auf welcher über einer vorher angezündeten Gasflamme die verschiedenen Apparate zum Kräuseln und Wellen des Haares bereit lagen.

Lätitia fühlte, wie ihr Haar wiederholt in die Wellmaschine gelegt ward, und der eigenthümliche, nicht gerade sehr angenehme Duft frisch gekräuselten Haares verbreitete sich in dem Zimmer. Nochmals fuhr der Kamm durch das Haar. Ein paar schwarze Sammetschleifen wurden kokett in die vorderen Locken und oberen Puffen gesteckt und Parfüm über das Haar gespritzt, um den unangenehmen Duft zu vertreiben. Hierauf nahm ihr Agnes den Mantel ab und sagte knixend: „Es sind zwar sechs Minuten geworden, aber ich hoffe dennoch, das gnädige Fräulein wird zufrieden sein, denn Sie sehen sehr schön aus, und ich denke, das Kleid ist mir gewiß.“

Lätitia war zum Spiegel geschritten und blickte hinein. Ein Ausruf leichten Erstaunens entschlüpfte ihren Lippen.

Sie war eigentlich gar nicht neu frisirt, denn

der größte Theil des Hinterhaares hing aufgelöst und leicht gewellt bis über den Gürtel nieder.

Dennoch aber war sie zufrieden, denn diese eigenthümliche Frisur ließ ihr so gut, gab ihrer Schönheit eine so originelle Pikanterie, daß sie sich lächelnd zu der erwartungsvollen Zofe wendend sagte: „Du hast Recht, Agnes. Das Kleid ist Dein und mein weißer Hut mit den Rosen dazu. Ich sehe genau aus wie meine schöne Großmutter aus dem vorigen Jahrhundert, Du hast Dir gewiß das Bild ad notam genommen, aber es ist eine allerliebste originelle Neuerung. Du hast das sehr hübsch gemacht. Ich werde heute Abend so in die Oper fahren und bin überzeugt, daß ich diese neue Mode aufbringe.“

Sie besah sich noch einmal im Spiegel, nahm das feingestickte Taschentuch aus der freudig dankenden Zofe Hand und betrat ihren Empfangsalon, wo sie sich niederließ, den Moment erwartend, wo der Vater ihr den Mann zuführte, dem sie sich um seines Reichthums willen zu eigen geben wollte.

5.
Der Freier.

Lätitia war nicht ganz so leichtherzig, wie man aus ihrer äußeren Ruhe hätte schließen sollen. Doch galt dies innere Zagen, welches sie fühlte, in diesem Augenblicke nicht dem Opfer, welches sie zu bringen entschlossen war, nicht dem Schmerze, dem Geliebten nicht als Weib angehören zu können, sondern es war Angst, Furcht vor der Möglichkeit, daß Mr. Warrington auf seine Absicht, sie zu ehelichen, verzichte, wenn er erfahre wie es um ihr Vermögen stehe.

Dennoch aber war sie trotz der gegentheiligen Bitten ihres Vaters bei dem Entschlusse, ihm dies nicht zu verheimlichen, stehen geblieben, hatte es heute noch einmal dem Baron zur Pflicht gemacht, seine Calamität ganz und gar vor

Mr. Warrington zu enthüllen. Mit der vollkommenen Aufrichtigkeit in diesem Punkte dachte sie sich mit ihrem Gewissen abzufinden, es war ein gewissermaßen jesuitischer Kniff zur Beschwichtigung der doch von den Worten ihrer Cousine angeregten und noch in ihr forttönenden Zweifel.

Sie wußte, jetzt war der verhängnißvolle Augenblick gekommen, der über ihr Geschick entschied. Von Mr. Warrington hing es ab, ob sie als Bettlerin vor der Welt dastehen oder Millionärin werden sollte.

Die Zeit schlich ihr unendlich langsam dahin, und doch war schon eine halbe Stunde verflossen, seit sie hier scheinbar ruhig sitzend mit angstklopfendem Herzen auf eine Bewegung im Hause lauschte.

Alles blieb still. „Sollte er zurückgetreten sein? Wäre er für mich verloren? Ich werde niemals wieder eine solche glänzende Partie finden, die Millionäre sind selten und —" sie unterbrach ihre Gedanken, um zu lauschen. „Ging da nicht die Thür von des Vaters Zimmer?" —

Ja, sie täuschte sich nicht, es nahten Doppelschritte. Ein triumphirendes Lächeln flog über ihr Gesicht, um gleich wieder verschwindend einem

Ausdruck mädchenhafter Schüchternheit Platz zu machen.

Die Thür öffnete sich. Mr. Warrington trat über die Schwelle. Der Baron hatte ihn begleitet, ließ ihn aber allein eintreten und schloß hinter ihm die Thür wieder.

Mr. Warrington stand im Beginn der fünfziger Jahre. Sein blondes, leicht gelocktes Haar und der nach englischer Sitte geschnittene, wie das Haar mit äußerster Sorgfalt geordnete und gepflegte Bart zeigten in Farbe und Glanz noch alle Frische der Jugend. Das etwas bleiche, aber nicht unedle Gesicht mit scharfen bestimmten Zügen trug für gewöhnlich einen kalten, etwas hochmüthigen Ausdruck. Die großen, von schweren Lidern halb verschleierten Augen hingegen hatten für den oberflächlichen Beobachter einen ruhigen sanften Blick, der eigentlich mit dem hochmüthigen Ausdrucke des Gesichts und dem energischen Munde nicht recht harmonirte. Der Menschenkenner würde freilich leicht entdeckt haben, daß in diesen halb verschleierten, scheinbar so sanften Augen in ihrer Tiefe ein Feuer schlummerte, dessen tückischer Glanz von einem Charakter zeugte, der wenig Bedenken achten mochte, wenn es der Befriedigung seiner Leidenschaften

galt. Indessen machte die ganze Erscheinung des Mannes, abgesehen von seiner nationalen Steifheit, einen noch immer stattlichen, ja angenehmen Eindruck, zu dem seine feinen gesellschaftlichen Manieren noch beitrugen.

Lätitia hatte sich erhoben und ging dem Eintretenden mit einem anmuthsvollen Lächeln ein paar Schritte entgegen, um ihm erröthend die Hand zum Willkommen zu reichen, die er nach englischer Sitte herzlich schüttelte, worauf er sie galant küßte und, Lätitia's Wink gehorchend, einen Fauteuil neben dem Sopha einnahm, in welchem sie Platz genommen hatte.

„Sie wissen, Miß Lätitia," begann er mehr in dem Tone eines Geschäftsmannes als eines Liebenden, „mit welcher Hoffnung ich heute hierher gekommen bin. Ihr Herr Vater hat mir nun erlaubt, aus Ihrem eigenen Munde die Gewährung meines heißesten Wunsches zu erbitten. — Ich liebe Sie, Miß Lätitia, wollen Sie mein Weib werden?"

Sie hatte ihn mit gesenkten Augen angehört; jetzt erhob sie den Blick offen zu ihm und sagte: „Einen Augenblick bitte ich, Mr. Warrington. Ehe ich Ihre Frage beantworte, muß ich selbst Ihnen ein paar Fragen vorlegen. Wissen Sie

auch, daß ich nach wenig Monaten, ja eigentlich in diesem Augenblicke schon eine Bettlerin bin?"

„Ja, Miß Lätitia, ich weiß, daß Sie arm sind; allein ich begehrte Sie, nicht Ihren vermeintlichen Reichthum. Das ist Alles bereits mit Ihrem Herrn Vater geordnet und — doch davon später. Ich will nicht durch mögliche Vortheile auf Ihre Entschließungen einwirken. Sie wollten noch eine Frage stellen?"

„Ja, ich — ich muß es. Werden Sie zufrieden sein, in mir eine Freundin, eine treue Gattin und sorgende Mutter Ihres Kindes zu finden? Ich — ich liebe Sie nicht."

Er blickte sie prüfend an, und Ihre Hand ergreifend, setzte er sich ohne viel Umstände neben sie.

„Nein, Lätitia," sagte er, „für manchen Mann in meinen Jahren wäre das, was Sie mir bieten, vielleicht genügend, für mich jedoch nicht, denn ich habe ein heißes, leidenschaftliches Herz. — Ich liebe Sie wahrhaft und würde es auf die Länge der Zeit nicht ertragen, wenn meine Liebe keine Erwiederung fände. Nein, Lätitia, ich könnte Ihren Besitz nicht ertragen ohne Liebe."

Lätitia erschrak und ihre Hand zuckte in der

seinen. Sollte ihre Aufrichtigkeit ihr Schaden bringen? Sollte ihr diese Partie entgehen, wo eine Lüge hinreichte, sie zu retten? Sie ängstigte sich und suchte vergeblich nach Worten der Wiederanknüpfung.

Er schwieg, sie nachdenklich betrachtend, aber vergeblich bestrebte er sich, ihre Gedanken aus ihrem Gesicht zu lesen.

Endlich begann er wieder: „Sagen Sie mir nur das Eine, Lätitia. Ist Ihr Herz noch frei?"

Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, aber sie entgegnete mit einem vortrefflich gelungenen Tone der Wahrheit: „Es ist frei. Ich — ich fand noch keinen Mann, der es werth gewesen, von mir geliebt zu werden."

Tief athmete sie auf. Der Rubicon war überschritten, die erste verhängnißvolle Lüge war gesprochen.

Seine Augen leuchteten auf, ihre Hand an seine heißen Lippen drückend, sagte er freudig: „Nun dann, Geliebte, existirt kein ernstliches Hinderniß. Verstehen Sie mich wohl, theure Lätitia. Ich verlange für jetzt noch keine Liebe von Ihnen, Sie kennen mich dazu ja auch viel zu wenig, denn ein Mann in meinen Jahren hat keinen Anspruch mehr auf eine Liebe auf

den ersten Blick. Doch da Ihr Herz frei ist, so ist es ja möglich, daß Sie mich lieben lernen, wenn Sie es überhaupt nur versuchen wollen. Glauben Sie, daß es möglich wäre? Wollen Sie unter dieser Voraussetzung Ihr Jawort geben? Nein — ich bitte, sagen Sie noch nichts, prüfen Sie sich erst, Lätitia. Ich will warten, wenn Sie es wünschen, will Sie durchaus nicht übereilen, will nicht, daß Sie sich vielleicht aus Furcht vor der drohenden Armuth in die Arme eines Mannes werfen, den Sie überzeugt sind nicht lieben zu können. Ich werde mich auch in dem Falle, wenn Sie mich verschmähen sollten, Ihres Vaters annehmen. Ich halte mich nach dem Bericht, den er mir gegeben, überzeugt, daß seine Angelegenheiten, obgleich schlimm genug, doch nicht so schlimm stehen, als er geglaubt. Ein geschäftskundiger Mann wird noch Manches retten können, und wenn Sie auch auf Reichthum verzichten müssen, werden Sie doch zu leben haben. Dafür verbürge ich Ihnen mein Wort.

„Wenn Sie also der Meinung gewesen, Sie müßten sich wegen Ihres Vaters und um der Armuth zu entgehen mir opfern, so sehen Sie jetzt, daß dies nicht der Fall ist. — Nun ent=

scheiden Sie sich ganz frei. Ich bin zwar kein junger Mann mehr, allein ich verlange wie ein solcher Liebe um Liebe. Glauben Sie mir diese nicht geben zu können, so trete ich augenblicklich zurück. —

„Nun? Sie schweigen, Lätitia?“ begann er wieder nach einer Pause, während welcher er vergeblich auf Antwort gewartet hatte — „wird es Ihnen denn gar zu schwer, sich zu entscheiden?“

Er irrte sich. Sie war längst entschieden. Es war Comödie, die sie spielte. Comödie waren die niedergeschlagenen Augen, Comödie das süße, traumhafte Lächeln, welches sich über ihr Gesicht verbreitete, und Comödie war die bebende Stimme, mit der sie zagend und schüchtern flüsterte: „Ich weiß es nicht. — Verzeihen Sie mir, Mr. Warrington. Ich habe noch nie bei den Worten eines Mannes so gefühlt, wie in diesem Augenblicke. Ich fürchte mich, ich möchte fliehen, und doch hält mich ein unnennbares Etwas fest. Ich möchte weinen und bin doch wieder so merkwürdig froh, ich — ich — Ja Mr. Warrington — ich will Ihr Weib werden.“ Und sie warf sich in seine Arme, das Gesicht an seiner Brust verbergend.

In diesem Augenblicke floh ihr guter Engel für ewig von ihr.

Mr. Warrington's Augen hatten sich weit geöffnet und eine leidenschaftliche Gluth strömte daraus hervor, er preßte Lätitia fest an sich und rief tief bewegt: „Das, o Theuerste, ist das Vorgefühl der Liebe, Du wirst mich lieben. Ja, Du liebst mich schon! O, wie unaussprechlich glücklich werden wir sein!"

Er erhob ihr Gesicht und bedeckte es mit flammenden Küssen, die sie mit geschlossenen Augen und mit einem träumerischen Lächeln des Glückes um ihren Mund still duldete.

Lüge, unaufhörliche, immer fort wuchernde Lüge war fortan ihr Leben. Sie wußte es, und doch bebte sie nicht davor zurück, den Mann, dem sie sich um seiner Millionen willen verkaufte, über ihre wahren Gefühle zu täuschen.

Es ward ihr aber auch nicht schwer gemacht, denn Mr. Warrington glaubte nur zu gern an Erwiederung einer Liebe, die von dem Moment an, wo Lätitia sich ihm in die Arme geworfen, eine Ausdehnung gewonnen hatte, die ihn Alles über seine schöne junge Braut vergessen ließ. Ein Liebesblick, ein Händedruck von ihr reichte hin, ihn zu berauschen. Wie gern war er bereit

ihr zu glauben, als sie ihn aus hundert kleinen Zügen gleichsam unabsichtlich, ja zuweilen scheinbar wider ihren Willen, bezwungen von dem eigenen Herzen, eine täglich wachsende Liebe zu ihm ahnen ließ, die sie in einer besonders zärtlichen Stunde, gerührt von seinen fußfälligen Bitten, hold erröthend und schamhaft ihr Gesicht verbergend, durch einige süße Worte bestätigte und augenscheinlich dem Drange ihres heißen Blutes nachgebend, ihm um den Hals fiel und einen langen glühenden Kuß — den ersten freiwilligen — auf seine Lippen preßte, worauf sie sich losriß und beschämt entfloh, die Thür ihres Zimmers hinter sich schließend. —

Mr. Warrington war selig. — Hätte er seine Braut nur gesehen, wie sie draußen in ihrem Zimmer mit hochwogender Brust in einen Stuhl gesunken war, ein verächtliches, höhnisches Lächeln auf den Lippen. Hätte er gesehen, wie sie dann rasch wieder aufsprang und ihr Tuch mit Eau de Cologne netzend heftig ihren Mund zu reiben begann, als sei er, der noch soeben glühend auf dem seinen gelegen, durch die Berührung verpestet.

Aber Mr. Warrington war weit entfernt von solchen Gedanken, die ihm auch in der That un=

möglich kommen konnten. Er war früher ein schöner Mann gewesen, und es hatte ihm niemals an Triumphen bei dem weiblichen Geschlecht gefehlt, wenn es ihm nur eingefallen war, einen solchen zu wünschen. Daß ein solcher Mann auch ein eitler Mann war, war wohl natürlich, und diese Erinnerungen an früheres Glück mit dem Bewußtsein, eine noch immer stattliche Erscheinung zu sein, ließen ihn um so bereitwilliger an die Möglichkeit glauben, daß ein junges Mädchen sich in ihn verlieben konnte. Besonders da er sich bewußt war, sich bei der Bewerbung um Lätitia gänzlich der Macht seines Reichthums begeben zu haben, wenigstens so weit er sich dessen begeben gekonnt.

Früher war er bei seinen gelegentlichen Liaisons nicht so scrupulös gewesen, sondern hatte diese Macht sehr wohl zu benutzen verstanden; allein diesmal, wo sein Herz mit einem eben so tiefen als wahren Gefühle gefesselt war, wollte er seinen Millionen Nichts, sondern nur der Liebe Alles zu verdanken haben. Und deshalb hatte er, um Alles zu gewinnen Alles wagend, Lätitia jene Mittheilung über den Stand von ihres Vaters Angelegenheiten gemacht, die zwar nicht auf Wahrheit beruhten, die er aber zur Wahrheit

zu machen selbst dann entschlossen gewesen, wenn sie ihn verschmäht hätte.

Mr. Warrington war durchaus nicht eine so edle Natur, wie vielleicht Manche geneigt sein möchten aus einem so uneigennützigen Vornehmen zu schließen. Er besaß einen schlechten kalten, berechnenden Charakter, seine Vergangenheit barg so manchen Vorgang, der eine Beleuchtung mit der Fackel der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht vertragen hätte, wie der Verlauf unserer wahren Erzählung lehren wird. Und nun sollte gerade diesmal, wo er vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben entschlossen gewesen, edel zu handeln, ohne gewisse Aussicht auf Lohn zu haben, seine Strafe für die Vergangenheit beginnen. Freilich erkannte er sie für jetzt und noch lange nicht als das was sie war, sondern gab ihr einen ganz andern Namen.

Mit der ganzen Energie eines erfahrenen Geschäftsmannes nahm er sich der Angelegenheiten seines Schwiegervaters an, und allmälig ging die Verwirrung derselben zu Ende. Im Laufe einer Woche war er hinreichend orientirt, um die nöthigen Schritte zur Abwicklung der Sache zu beginnen.

Er hatte sich mit seiner Braut besprochen,

und sie war vollkommen mit seinem Vorschlage einverstanden gewesen. Dieser ging dahin, das Stammgut selbst anzukaufen, während die übrigen Güter, die mit demselben nicht zusammenhingen, also keinen abgerundeten Complex bildeten, vielmehr schon dadurch die Beaufsichtigung erschwerten, zu verkaufen und aus dem Gesammterlös die Schulden zum größten Theile zu tilgen. Das Fehlende legte Warrington aus eigenen Mitteln bei. Das Hôtel in der Residenz mit der ganzen Einrichtung übernahm er ebenfalls. Die elegantesten Wagen, die besten Pferde gingen auch in seinen Besitz über, und ein großer Theil der Dienerschaft trat in seinen Dienst.

Binnen vier Wochen war in aller Stille die Sache beendet. Baron von Bergen war nicht nur alle seine Schulden los, sondern auch durch die Großmuth seines Schwiegersohnes noch im Besitz einer Leibrente von sechshundert Pfund.

Dafür konnte er allerdings das luxuriöse, verschwenderische Leben wie bisher nicht fortführen, allein die Summe war doch vollkommen genügend, um als einzelner Mann standesgemäß aufzutreten, was für ihn um so leichter werden mußte, als er wohl wußte, daß Warrington nicht der Mann war, seinen Schwiegervater aus

dem Hause zu weisen, wenn er, so oft und so lange es ihm gefiel, es mit seinem Besuche beehrte.

Lätitia liebte ihren eleganten, leichtsinnigen Vater, der ihr nie einen Wunsch versagt hatte, und würde ihn, wenn sie auch jetzt mit ihrem Verlobten übereinstimmen mußte, daß eine Leibrente bei Weitem der Ueberlassung eines größeren Capitals an ihn vorzuziehen sei, sicher nicht verlassen, wenn er bei kleinen Angelegenheiten seine Zuflucht zu ihr nahm.

So kam es, daß auch der Baron mit den Anordnungen seines Schwiegersohnes vollkommen zufrieden war und lauter Liebe und Einigkeit in der Familie zu herrschen schien.

Die Verlobung war proclamirt und die Gesellschaft dadurch in Erstaunen gesetzt worden.

Lätitia ward in's Gesicht beglückwünscht und hinterm Rücken verlästert und beneidet.

Anfangs hatte Niemand den Entschluß des schönen, reichen Mädchens begriffen, denn ihre scheinbare Liebe zu dem Verlobten wollte durchaus keinen Glauben finden; allmälig aber wurde man denn doch darüber klar. Bei aller Vorsicht, mit der Warrington verfahren war, hatte er doch nicht verhindern können, daß hier und da

ein Gerücht über die zerrütteten, von ihm in Ordnung gebrachten Vermögensverhältnisse des Baron von Bergen in die Oeffentlichkeit gelangte, und erst einmal im Besitz einer Spur, ruhte man nicht eher, als bis man mehr, bis man fast Alles wußte, und was man nicht wußte, combinirte man. Ja, es war selbst kein Geheimniß mehr, daß der ganz auf gewohnten Füßen fortgeführte Haushalt des Barons mit dem Gelde Warrington's bestritten ward.

Nun war es ja klar, die stolze, hochmüthige Lätitia von Bergen, der Niemand gut genug zum Gemahl gewesen, die Grafen abzuweisen gewagt, hatte sich für vier Millionen an den ehemaligen Kaufmann Warrington verkauft.

Die Damen schlugen die Hände zusammen, und wer vorher nicht gelästert hatte, der bestrebte sich eifrig jetzt einzubringen, was er früher versäumte.

Die Kaffeegesellschaften wurden zu einer Epidemie, an der unglücklichen Lätitia blieb kein gutes Haar, denn nun erst stieg der Neid auf das Höchste. Was man dem reichen Mädchen schon nicht verzeihen gekonnt, das war ja doppelt abscheulich von einer Armen. Aber auch solchen Goldfisch wegzufangen, von dem man

sagen konnte: „Aller Augen warten auf Dich!" Und dazu kam nun auch noch die Entrüstung, daß dadurch der Welt ein so kostbares Schauspiel verloren gegangen war, wie der Fall unseres Nächsten den lieben Christen bietet. Es wäre ja ein himmlischer Genuß gewesen, diese stolze Lätitia verarmt, vielleicht gezwungen zu sehen für ihr Leben zu arbeiten. Wie hätte man sie demüthigen können! — Und das Alles war nun vorüber, weil die listige Kokette schamlos ihr Netz nach einem alten Manne ausgeworfen und sich so vor dem Bettelstabe gerettet hatte. Pfui der Schande! War Lätitia von Bergen nicht der Niedrigsten ihres Geschlechts gleich? Der einzige Unterschied zwischen ihr und der Dirne war der, daß ihr Kaufpreis nach Millionen zählte.

Damit hatten nun die entrüsteten Damen nicht ganz Unrecht; indessen sie vergaßen nur, daß sie nicht um ein Haar anders gehandelt haben würden, wäre an sie die Wahl gekommen, und daß die Verdammung, welche sie über Lätitia aussprachen, nicht aus dem edlen Gefühle entrüsteter Tugend, sondern aus dem gemeinsten Neide hervorging. Auch hüteten sie sich wohl, der Baroneß etwas von ihren hämischen Gesin=

nungen merken zu lassen. Im Gegentheil, die schlimmsten Lästerinnen wurden ihr in's Angesicht die lauterste Zuvorkommenheit und Freundlichkeit selbst.

Es wäre ja doch schade gewesen, sich durch ein unvorsichtiges Wort den Eintritt in ein Haus zu versperren, das so angenehme Feste, eine voraussichtlich glänzende Hochzeit und in späterer Zeit gewiß noch viele prächtige Gelegenheiten bot, sich zu amüsiren. Ja wer weiß, wenn man sich recht gut mit der Braut zu stellen wußte, bekam man am Ende gar eine Einladung für den Winter nach Warringtoncourt, im schönen Hampshire gelegen, von dessen feenhafter Pracht man sich Wunderdinge erzählte.

Lätitia wußte genau, welchen Werth sie der ihr entgegengebrachten erhöhten Zuvorkommenheit beizulegen hatte, denn sie war viel zu klug, um die Beweggründe dazu nicht zu durchschauen; da sie aber auch wußte, daß es keine größere Beleidigung für Heuchler giebt, als wenn man ihnen merken läßt, daß man ihre Absicht uns zu täuschen, durchschaut, so that sie, als baue sie Felsen auf ihre Freunde und bezahlte Heuchelei mit Heuchelei.

Durch fortgesetzte Uebung gelang es Lätitia,

sich so in der Heuchelei zu vervollkommnen, daß es ihr am Ende doch gelang, die ungläubige Welt von ihrer leidenschaftlichen Liebe für ihren Verlobten zu überzeugen.

Man fand das zwar unbegreiflich, zuckte die Achseln ob solch' merkwürdiger Geschmacksverirrung, aber man glaubte was man glauben sollte, und Lätitia triumphirte.

6.

Böse Zeichen.

Als Armand an jenem Morgen zu seiner Mutter zurückgekehrt war, hatte er sie erkrankt gefunden, ihr Zustand war nach dem Ausspruche des herbeigerufenen Arztes zwar nicht von augenblicklicher Gefahr, bedurfte jedoch der sorgfältigsten Schonung und das Fernhalten jeder, auch der geringsten Aufregung, wenn er nicht gefährlich werden sollte.

Begreiflicher Weise konnte der besorgte Sohn unter diesen Umständen nicht daran denken, ihr zu sagen wo er gewesen, noch die Forderung an sie zu stellen, welche er stellen gewollt, weil er Lätitia geschworen, ihr treu zu bleiben und sie nach wie vor, freilich jetzt nur in der ausgesprochenen Eigenschaft eines Verwandten und Freundes, zu sehen.

So war er gerade in dem Augenblicke, wo sein schwacher Charakter des mütterlichen Rathes und Einflusses am bedürftigsten war, desselben beraubt.

Der Zustand seiner Mutter gestattete ihm nicht, viel um sie zu sein, denn seine Anwesenheit that ihr nicht gut. Selbst die Freude, ihn um sich zu sehen und die kleinen Hilfsleistungen von ihm anzunehmen, welche ihre Schwäche forderte, regte sie auf, und der Arzt beschränkte zuletzt seine Anwesenheit im Krankenzimmer auf eine Stunde täglich. Da nun trotzdem der Zustand seiner Mutter keineswegs bedenklich, sondern ihre gänzliche Wiederherstellung zwar eine langsame, aber sichere sein würde, so ging Armand seinen gewohnten Vergnügungen nach und besuchte alle Gesellschaften wo er Lätitia zu finden gewiß war, mit der von früher eingeführten halben Vertraulichkeit, zu der er als Cousin berechtigt war, mit ihr verkehrend.

Es war eine schwere Aufgabe für den Lieutenant gewesen, als er Mr. Warrington als Verwandter des Hauses vorgestellt wurde, die Hand dieses Mannes, den er schon instinctiv nicht leiden gekonnt, ehe er noch irgend einen Anlaß zu seiner Abneigung gehabt, den er aber

jetzt aus voller Seele haßte, freundschaftlich zu schütteln. Auch war die etwas vornehme Protectionsmiene des Millionärs gegen den armen jungen Officier nicht dazu angethan, diesen Haß zu vermindern.

Der Hochzeittag war bestimmt, die Einladungen versendet. Eigentlich hätte Armand als nächster Verwandter der Braut den unbedingtesten Anspruch auf das Ehrenamt des Brautführers gehabt, allein wie konnte der Baron dem jungen Manne diese Zumuthung machen, da er die Gefühle kannte, welche dieser für seine Tochter hegte; wie aber konnte er auf der andern Seite die Verweigerung dieses natürlichen Rechtes der Welt gegenüber motiviren, die entweder darin eine absichtliche Beleidigung des allbeliebten jungen Mannes erblicken oder auf andere unter den obwaltenden Verhältnissen gefährliche Gedanken kommen mußte?

In dieser Calamität besprach er sich mit Lätitia, und sie entschied, daß sie selbst mit Armand darüber sprechen und die Sache seinem eigenen Willen und Ermessen überlassen wolle.

Zu diesem Zwecke lud der Baron den Cousin zum Frühstück ein, nach welchem er sich in sein

Cabinet zurückzog und auf einmal Lätitia dem freudig Erschrockenen gegenüberstand.

Die Unterredung war nur kurz, da Lätitia gezwungen gewesen war, dem Vater dies zu versprechen; nur unter dieser Bedingung hatte er eingewilligt, sie mit Armand allein zu lassen, worauf sie bestanden war. Der Baron hatte ein wenig nach sich selbst geurtheilt, als er ein gewisses Mißtrauen seiner darüber empörten Tochter nicht ganz verbergen konnte. Und dennoch war es vielleicht gut so. Der Baron kannte die menschliche Natur, kannte die Macht der Leidenschaft; das mußte sich Jeder sagen, welcher diese beiden Liebenden auf einanderzustürzen, sich umarmen und die Lippen beider in einem scheinbar endlosen Kusse sich vereinigen sah.

Lätitia war mit dem festen Entschlusse gekommen, daß ein Handkuß das Höchste sein solle, was sie ihrem Cousin gestatten wolle; darin mindestens war sie ihrer Pflicht gegen ihren Verlobten vollkommen eingedenk. Aber im Augenblicke als sie vor Armand stand und ihre Blicke in einander sanken, war Alles vergessen, und er selbst stürzte nicht rascher auf sie zu, als sie ihm entgegeneilte.

Doch dauerte diese von ihrer Seite min-

bestens ganz unfreiwillige Liebestrunkenheit bei ihr nicht lange, energisch machte sie sich aus seinen Armen los und begann ihm, anfangs mit zitternder Stimme, aber allmälig ruhiger, den Anlaß dieser von dem Vater herbeigeführten Zusammenkunft vorzulegen.

Armand erbebte und die Farbe wich von seinen Wangen, aber er entgegnete dennoch in entschlossenem Tone, daß er weit entfernt sei, auf das ihm zukommende Amt als Brautführer zu verzichten, und fügte als Motivirung hinzu, daß bereits genug über diese Heirath gesprochen werde, als daß man wagen dürfe, den Leuten neuen Stoff zu allen möglichen Vermuthungen zu geben.

Lätitia mußte ihm Recht geben, bebte aber zagend vor der Folter zurück, welche für Beide in dieser schmerzlichen Nothwendigkeit lag.

Doch Armand sprach ihr Muth zu, und sie, die weniger für sich als für ihn bange gewesen war, beruhigte sich, als sie sah wie fest er von der eigenen Kraft überzeugt war. Sie trennten sich in ruhigerer Weise.

Es war ein wunderschöner Morgen anfangs September; doch je mehr der Tag vorschritt, um so mehr verdichtete sich die Atmosphäre, die Hitze stieg, und gegen Mittag wirbelte der sich

plötzlich erhebende Sturmwind den Staub zu dichten Säulen empor, hier und da Hüte und Mützen der Männer entführend und die rascher dahineilenden Damen durch die Unverschämtheit, mit welcher er ihre Kleider hin und her schleuderte und emporzuheben drohte, in tödtliche Angst und Verlegenheit setzend.

Die Luft war schwül und drückend, und am Himmel schien derselbe Aufruhr und Wirrwarr zu herrschen wie in den Straßen. Dicht geballt rasten schwarze Wolken schnell und immer schneller daher, dumpf grollend erdröhnte der ferne Donner.

Da fuhr von der Thiergartenstraße aus durch das von der Siegesgöttin gekrönte Thor eine lange Reihe glänzender Equipagen, Kutscher und Pferde mit Bändern und Blumen geschmückt, der Hedwigskirche zu.

Das Innere der Equipagen füllten Damen und Herren in großer Toilette, doch von den letzteren vortrefflichen Exemplaren des Genus homo sah man nicht viel mehr als die Köpfe, da die umfangreichen Roben der Damen zu solchen Bergen von Seide, [illegible] und Spitzen emporgethürmt waren, daß ihre unglücklichen Begleiter darunter fast verschwanden.

Doch schien es die Betreffenden gerade nicht sehr zu geniren, da man überall nur heitere Mienen bemerkte. Warum sollte man auch nicht heiter sein? Fuhr man doch zur Vermählung der schönen Baroneß von Bergen mit dem Esquire James Warrington, dem Millionär. Der Trauung sollte ein glänzendes Diner und hierauf Ball folgen. Man kümmerte sich wenig um die drohenden Anzeichen des herannahenden Wetters und vertrieb sich die Zeit mit Scherzen und Lachen, und wo ja eine oder die andere der Damen, um ihre Toilette besorgt, einen prüfenden Blick zu dem immer drohender werdenden Himmel hinauf warf, trösteten die Herren, daß man sicher noch vor Ausbruch des Unwetters die nahe Kirche erreichen werde. Und wirklich kamen alle Trauzeugen mit einem blauen Auge davon, das heißt, sie gelangten zwar gehörig von dem Winde zerzaust, der sie anfiel so wie sie nur die Wagen verließen, doch vollkommen trocken in das Innere der Kirche.

Nicht so gut sollte es dem Brautpaare werden. Gerade als der Brautwagen vor der Kirchthür anfuhr, brach mit einem furchtbaren Blitzstrahl und gleich darauf folgenden Donnerschlage, der die Pferde der Equipage so erschreckte, daß sie

hoch in die Höhe springend den Wagen wieder mit sich fortreißen wollten, das Wetter los, und stromweise stürzte der Regen nieder, die gaffende Volksmenge bis auf Wenige in die eiligste Flucht schlagend.

Nur mit äußerster Kraftanstrengung und der schleunigen Hilfe von ein paar hinzuspringenden Dienstmännern gelang es dem erschrockenen Kutscher, die wildgewordenen Pferde zu bewältigen und zur Umkehr zur Kirche zu bewegen, worauf er so dicht als möglich vor das Portal fuhr und das Brautpaar nunmehr den Wagen verlassen konnte.

Der Bräutigam stieg zuerst heraus. „John, gieb jedem der Dienstmänner eine Guinee!" sagte er zu seinem Diener, den beiden Männern freundlich zunickend, die noch neben den Pferden standen und wohl mit der stillen Hoffnung auf eine Belohnung für ihre Hilfe zu ihm hinschauten. Nun erst wendete er sich zur Braut, die zwar noch blaß von dem überstandenen Schrecken, aber doch mit vollkommener Ruhe und Selbstbeherrschung von ihm unterstützt den Wagen verließ und den Fuß auf die erste Stufe der teppichbedeckten Treppe setzte, welche zur Kirche hinaufführte. Allein sie sollte so leichten Kaufes

nicht davonkommen, die Wasser des Himmels wollten mit ihrem lockenumwogten Haupte und ihrer kostbaren Toilette nähere Bekanntschaft machen. Der sausende Sturmwind erfaßte den Schirm, welchen die Hand des Dieners ausgespannt über ihr hielt, in einem Nu, stülpte ihn um und entführte ihn der machtlosen Hand des verblüfft nachschauenden Mannes.

Ein ungeduldiger, zorniger Blick zum Himmel hinauf, ein böser, verächtlicher auf den Diener und — „Ungeschickter Tölpel!" stießen die rosigen Lippen hervor. Mit diesen der bevorstehenden feierlichen Handlung so äußerst angemessenen Gefühlen und Worten betrat die Braut das Innere der Kirche.

„Böse Zeichen, böse Zeichen!" murmelte halblaut dicht an der Seite der Braut eine krächzende Stimme. Lätitia wendete erschreckend den Kopf und erblickte ein altes, in ein schwarzes Umschlagetuch verhülltes Weib, das sie mit den blöden Augen unverwandt anstarrte und mit dem zahnlosen Munde nochmals murmelte: „Böse Zeichen, böse Zeichen!"

Lätitia fühlte einen Schauder bis in ihr Inneres dringen, als sie an ihr vorüberschritt.

Warrington hatte nichts gehört und flüsterte

noch in Bezug auf den Diener: „Schilt ihn nicht, süße Lätitia, der Windstoß war zu mächtig."

Sie zog die Augenbrauen zusammen und senkte den Blick. Die Lippen zuckten verächtlich, gleich darauf aber sah sie wieder mit zärtlichem Ausdruck in seine Augen und lispelte: „Vergieb meine Heftigkeit, ich war so sehr erschrocken. Man sagt, Regen in den Brautkranz bedeutet Thränen."

„O, bist Du so abergläubisch, mein Liebling? Wenn —"

„Still, da sind wir!" flüsterte sie und trat an seiner Hand durch die von dem Kirchendiener geöffnete Thür in die Sakristei vor die ihrer harrende glänzende Versammlung.

Der Zug bewegte sich geordnet zu dem Altare. Die Trauung begann und ward unter Donner und Blitz und dem Knacken und Klirren der durch den jetzt herniederprasselnden Hagel zerschlagenen Fensterscheiben vollzogen.

Gerade als der Priester die Hände der Brautleute mit der Stola umwand, stürzte, vom Sturm herausgerissen, einer der großen Fensterflügel zerschmetternd in das Schiff hinein, dem Sturm, der nun sausend hereinfuhr, und dem Regen und Hagel eine Bahn eröffnend.

Schnell beendigte der Priester die heilige Handlung. —

Lätitia hatte ihr Ziel erreicht, sie war gesichert vor der schrecklichen Armuth, war die Gattin des Mannes, dem sie sich, ohne ihn zu lieben, um des Geldes willen zu eigen gab, während der Mann, den sie liebte, bleich bis zu den Lippen, Verzweiflung und Schmerz im Herzen, doch in aufrechter Haltung und durch keine Miene den Zustand seines Innern verrathend, wenig Schritte von ihr entfernt stand. Alle eilten nunmehr Schutz suchend in die sichere Sakristei zurück, wo das Brautpaar die Glückwünsche des Priesters und der Gäste entgegennahm. Auch der unglückliche Lieutenant trat hinzu und stammelte, vergebens seine Stimme zu befestigen bemüht, seinen Glückwunsch.

Der Kreis um das Brautpaar war so eng, daß Lätitia fürchten mußte, die auffällige Bewegung Birkenfeld's werde bemerkt werden.

Scherzend machte sie deshalb ihren Gemahl auf die Blässe ihres Cousins aufmerksam und meinte, der arme Armand scheine sich noch nicht von dem Schreck über das niederstürzende Fenster erholt zu haben, und rieth Armand dann lachend, sofort bei der Ankunft zu Hause seine erregten

Nerven durch ein niederschlagendes Pulver zu beruhigen.

Der scheinbar Verhöhnte biß sich auf die Lippen, beherzigte aber die dadurch erhaltene Warnung sogleich und nahm sich, um der Geliebten nicht an Muth und Geistesgegenwart nachzustehen, so zusammen, daß bald jede Spur von Gemüthsbewegung aus seiner Stimme verschwand und sogar die verrätherische Blässe seiner Wangen einer etwas lebhafteren Farbe wich.

Das Wetter hatte indessen ziemlich ausgetobt. Der Regen rieselte nur noch leise hernieder, der Wind hatte sich auch gelegt, und draußen harrte schon wieder unter dem Schutz von Regenschirmen eine neugierige Menge, um das mit kostbaren Spitzen bedeckte, lang nachschleppende schwere weiße Atlaskleid, den prächtigen Schleier und das funkelnde, vom Myrtenkranz umschlungene Brillantdiadem, den strahlenden Hals- und Armschmuck von den gleichen edlen Steinen, und die durch das ganze kostbare Ensemble noch gehobene Schönheit der Braut zu bewundern, sowie die Toiletten der Damen die Musterung passiren zu lassen. —

Anfangs war die Stimmung bei dem Hochzeitsmahle eine etwas gedrückte, denn das Un-

wetter während der Trauung hatte doch einen einigermaßen verstimmenden Einfluß geübt; aber allmälig vergaß man seine Bedenken und Ahnungen, besonders da man sah, daß die Neuvermählten sich durchaus nicht hatten anfechten lassen und vielmehr Beide von Glück und Liebe zu strahlen schienen. Die Stimmung ward immer animirter. Der Ball begann.

Die Braut folgte ihrem Cousin zu einem Walzer. „Was Du thöricht warst, Armand," flüsterte sie während des Tanzes, „Du hättest Dich beinahe verrathen. Diese alte Klatschschwester, die Gräfin Stern, die boshafteste Zunge in ganz Berlin, belauerte Dich schon. Du mußt Dich besser beherrschen lernen, mein Freund. James ist nicht so kalt als es scheint, die Eifersucht würde ihn, glaube ich, zum Tiger machen."

„So gieb mich auf, Lätitia, eine Kugel vor den Kopf wäre mir ohnedem das Beste. Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, diese Nacht zu durchleben."

„Armand, Armand, rede nicht so unsinnig! Komm, führe mich in den Wintergarten."

Sie verließen den Saal und durchschritten die Zimmer, bis sie am Ende derselben in ein Gewächshaus gelangten, das bestimmt war,

mitten im Winter den darin Weilenden einen Traum des Frühlings vorzuzaubern, jetzt aber, wo die Glaswände herausgenommen und durch leichte Gitter von Bronce, mit blühenden Schlingpflanzen umrankt, ersetzt waren, selbst bei Regenwetter den Bewohnern des Hauses unter seiner Glaskuppel eine angenehme Promenade bot. Während die Beiden dem oberen Ende zuschritten, wo sie sich auf einer Bank niederlassen wollten, die durch eine davorstehende Blumenetagère vor Beobachtung geschützt, doch den dort Ruhenden gestattete, den ganzen Raum zu übersehen, setzte Lätitia ihr unterbrochenes Gespräch fort: „Sprich nie wieder von etwas so Schrecklichem, wenn Du mich liebst. Vergiß nie, daß die Zukunft unser ist."

„Was kümmert mich die Zukunft! Die Gegenwart ist es, die mich quält, die mit tausend Schmerzen auf mich einstürmt. O, mir ist es, als müsse ich den Verstand verlieren!"

„Und ich? Wie mir ist, daran denkst Du wohl nicht?"

„Nein," entgegnete er hart, „Du hast es so gewollt, Du selbst hast Dir aufgebürdet, was Du nun tragen mußt und was zu denken mich von Sinnen bringt. Es ist unmöglich, daß Du mich

wahrhaft liebst, denn dann würdest Du Dich nicht an diesen verhaßten Glückspilz weggeworfen haben, Du hättest gewartet bis —"

„Du es, wenn wir Glück hatten, in zehn Jahren vielleicht zum Hauptmann gebracht hättest und dann die alte, häßlich gewordene Lätitia heirathen konntest, um mit der im Ueberflusse Erzogenen, an alle Bedürfnisse des Luxus Gewöhnten bei der jämmerlichen Gage halb zu verhungern. O mein Freund, wie vielmal soll ich Dir es noch sagen, daß ich keine Natur bin, die Liebe in einer Hütte fühlen kann! Ich habe Dir das keinen Augenblick verhehlt, als ich erfuhr, wie es um unsern sogenannten Reichthum stand. Du liebtest mich dennoch, schworst mir treu zu bleiben, mich ferner zu lieben, und Du mußt es, denn wie ich nicht von Dir, so kannst Du nicht von mir lassen, es ist unser Fatum, uns zu lieben.

„Darum laß uns geduldig ertragen, was wir nicht mehr ändern können, und uns mit der Zukunft trösten. James ist bereits zweiundfünfzig Jahre alt, in seiner Familie scheint die Mitte der fünfziger Jahre das allgemeine Ziel des Lebens zu sein, er hat mir das selbst gesagt. Nun denke, er liebt mich, ich werde die Erbin seines ganzen Vermögens sein, dann bin ich Dein, und —"

„Lätitia, ich bitte Dich, höre auf, ich kann es nicht mehr ertragen! Ich hasse ihn zwar, aber ich kann nicht auf seinen Tod so kaltblütig speculiren. Wie kannst Du von dem Manne so reden, der Dich liebt, der Dir vertraut und an Deine Liebe glaubt? — Ueberdies vergissest Du bei Deiner Rechnung seine Tochter."

„Nein. Ich vergesse das Kind nicht. Aber Bianca ist zart und kränklich, und selbst wenn die Kleine leben bleiben sollte, ist das Vermögen groß genug für uns Beide. Vielleicht entwickelt auch die im Lande der Klöster Erzogene Beruf zum Klosterleben, und das Kloster wird auch mit einer geringen Summe als Aussteuer zufrieden sein."

Armand schauderte vor der Frau zurück, die so kaltblütig berechnend über den Tod des Mannes, dem sie erst heute die Hand gereicht, und über die ganze Zukunft seines Kindes so lieblos entscheidend sprechen konnte.

Lätitia las diese Gedanken auf seinem Gesichte, und einen raschen, prüfenden Blick um sich her werfend, der sie überzeugte, daß Niemand sie sehen konnte, da die Bank auf beiden Seiten durch Schirme vor dem Luftzuge geschützt und von dem Hauptwege aus, den man vollkommen

übersah, nicht beobachtet werden konnte, warf sie ihre beiden Arme um seinen Hals und drückte ihre Lippen mit glühendem Kusse auf die seinen, so seinem inneren Zwiespalte, seinen auftauchenden Zweifeln und Bedenken, der warnenden Stimme seines guten Engels ein rasches Ende machend.

Dann drängte sie ihn zurück und sagte: „Das Alles, mein Geliebter, sind noch weit aussehende Pläne. Vertraue nur mir und meiner Liebe, sei stets überzeugt, daß das Glück unserer Zukunft mein unaufhörlicher Gedanke, mein unablässiges Streben sein wird. Zu Weihnacht sehen wir uns wieder, jetzt mache ein gleichgültiges Gesicht denn dort kommt James, —" fügte sie hinzu und deutete auf den Hauptweg, den Warrington herabgeschritten kam, indem er suchend hin und her blickte. Ihr scharfes Auge und das helle Licht der zwischen dem Grün der Pflanzengruppen versteckten Lampen gestatteten ihr schon von Weitem zu bemerken, daß seine Stirn finster zusammengezogen und der suchende Blick der Augen finster und mißtrauisch war.

Sie lachte laut auf und rief emporspringend und dem aufmerksam Gewordenen über die Etagère hinüber zuwinkend: „Hier, James, hier bin

ich, komm zu uns, es ist sehr lieb von Dir, daß Du mich aufsuchst."

Warrington's Züge hatten sich aufgehellt, als er die fröhliche Stimme seines Weibes vernahm, eilig kam er herbei; aber sein Gesicht verdüsterte sich schnell wieder, als er Armand bemerkte, der sich auf einem schnell herbeigezogenen Stuhle mit scheinbar größter Seelenruhe und Nonchalence schaukelte.

„Sie hier, Cousin?" sagte Warrington in einem Tone, der von keinesweges freundlichen Gefühlen sprach, indem er Lätitia's bittendem Winke folgend neben ihr Platz nahm.

„Freilich," nahm sie, Armand nicht Zeit zum Sprechen lassend, das Wort. „Ich hatte ihm den Walzer versprochen, aber es war so heiß im Saale, daß ich nur ein paar Ronden machen mochte und mich hierher führen ließ. Zum Danke dafür, daß er mich begleiten durfte, hat er mich bald zu Tode gelangweilt. Von was denkst Du wohl, daß mich der galante Cavalier unterhalten hat?"

„Ja, wie kann ich das wissen?" entgegnete er aufgeheitert durch ihre Unbefangenheit, die augenblicklich sein Mißtrauen verscheuchte. „Vielleicht von Deiner Schönheit und den Jeremiaden der

Cavaliere der Residenz, daß Du dem Heimath-lande Valet sagst?“ Während er dies scherzend sagte, ruhte sein Blick mit durchdringendem Forschen auf ihren schönen Zügen.

Doch sie lachte laut auf und sagte, ihm die Hand reichend: „Fehl geschossen! Es sind nicht alle Männer so galant wie Du, lieber James. Mein lieber Cousin unterhielt mich allerdings von den Reizen einer Schönheit, allein es war die eines Pferdes.“

Warrington drückte die ihm gereichte Hand zärtlich an seine Lippen und wendete sich dann lachend an Birkenfeld: „Ei, Cousin. Das ist allerdings ein kolossaler Schnitzer, den Sie da gemacht haben. Um welche Pferdschönheit handelt es sich denn, in welche haben Sie sich verliebt?“

Der Lieutenant stammelte verlegen ein paar unverständliche Worte, aber Lätitia, die nicht ohne Nebenabsicht gerade diese Erklärung ihrer Unterredung vorgebracht hatte, kam ihm zu Hilfe, indem sie sagte: „Es ist Dein eigenes Reitpferd, das Du vom Oberst von Birnstein gekauft hast. Die Arabella scheint es ihm angethan zu haben, und ich habe ihm, trotzdem er mich so schmählich mit ihrem Lobe gelangweilt hat, versprochen, daß

er sie zu seinem eigenen Dienste haben soll, wenn er uns zu Weihnacht in Warringtoncourt besucht. Du siehst, mein Lieber, ich erlaube mir schon über Dein Eigenthum zu verfügen. Zürnst Du mir?"

Der Lieutenant zitterte innerlich vor Eifersucht über den zärtlichen Blick, den Lätitia bei dieser Frage auf ihren Gemahl warf.

Warrington lächelte, und sich zu ihr neigend flüsterte er einige Worte in ihr Ohr.

Sie blickte überrascht auf, erröthete etwas, nickte dann aber eifrig.

Nun wendete sich Warrington wieder zu Armand, der sich im Stillen weit weg wünschte, um nur diese Vertraulichkeit der Beiden nicht mehr ansehen zu müssen. „Lieber Cousin —" sagte er freundlich, „Sie müssen mir erlauben, daß ich Ihrer Sehnsucht entgegenkomme. Sie sollen nicht so lange, wie Lätitia meint, nach Ihrer Angebeteten schmachten. Arabella ist von dieser Minute an die Ihre. Morgen früh schon wird sie in Ihrem Stalle stehen."

„Aber, Mr. Warringten!" stammelte Armand mehr bestürzt als erfreut. „Ich kann unmöglich —"

„Ah bah!" unterbrach ihn Jener. „Weigern Sie sich nicht, Cousin. Von Ihrem Verwandten

können Sie schon die Kleinigkeit annehmen. Ich habe in der Heimath Pferde genug in meinen Ställen. Es freut mich, daß mir Lätitia Gelegenheit geboten hat, einem ihrer Verwandten an dem Tage der mich so glücklich macht, eine Freude zu bereiten."

Ohne dem Bestürzten Zeit zu einer Antwort zu lassen, erhob er sich, legte Lätitia's Hand in seinen Arm und schritt an ihrer Seite, leise mit ihr flüsternd, den Hauptgang hinauf, den Zimmern zu.

Birkenfeld blieb wie niedergedonnert zurück, er blickte ihnen nicht nach, in diesem Augenblicke war er selbst nicht einmal eifersüchtig. Was sollte er thun? Konnte er von Warrington dies große Geschenk, diese unerwartete Erfüllung seines Lieblingswunsches annehmen? Unmöglich! sagte er sich, und schämte sich bis in's Innerste seiner Seele hinein. Und doch, wie sollte er es anfangen, das Geschenk zurück zu weisen, ohne den großmüthigen Geber zu erzürnen, ihn sich für immer zum Feinde zu machen? Und wäre das Letztere nicht das Beste, was Dir begegnen könnte? flüsterte eine warnende Stimme ihm zu. Damit wäre mit einem Schlage jede Brücke abgebrochen, die zu Lätitia hin und ihn der Ver-

suchung entgegenführte, an dem großmüthigen Manne zum Schurken zu werden. — Ward Warrington ihm feindlich gesinnt, so fiel die Einladung nach Warringtoncourt, die er bereits angenommen, von selbst weg. Lätitia in England, er in Deutschland, sie Beide getrennt durch weite Länder und das Meer, war das nicht das Beste, jedenfalls das Sicherste für Bewahrung seiner Ehre?

Hingegeben diesen Gedanken, kämpfend mit dem Für und Wider in seiner Seele, verließ der Lieutenant den Garten und das Haus, um sich, ohne Lätitia noch einmal wiedergesehen zu haben, in seine Wohnung zu begeben. Die Beute der folterndsten Gedanken, verbrachte er, zuweilen verzweifelnd gegen sich selbst wüthend, eine schreckliche Nacht. Erst gegen Morgen sank er, zum Tode erschöpft, in einen schweren Schlummer, der bis gegen Mittag dauerte.

Als der durch den Klingelzug herbeigerufene Diener das Frühstück brachte, machte er die Mittheilung, daß Fritz, der Stallknecht, gemeldet habe, ein wunderschöner Goldfuchs sei mit einem Gruße des Squire Warrington heute Morgen im Stalle abgegeben worden. Armand beeilte seinen Anzug und begab sich in den Stall.

Richtig, da stand wie Atlas glänzend das von ihm so sehr bewunderte Pferd, und blickte ihn mit den schönen großen Augen klug an, als er zu ihm trat, um den schlanken Hals zu klopfen. Armand liebkoste das Thier und trennte sich endlich mit einem schweren Seufzer von ihm.

„Fritz," rief er den Stallknecht an, „Hermann wird Dir hernach einen Brief bringen. Du führst das Pferd wieder zu dem Stalle meines Cousins, des Squire Warrington, und giebst es dort mitsammt dem Briefe ab."

„Erlauben der Herr Lieutenant. Das wird wohl nicht gehen."

„Warum nicht!" fuhr er den Menschen heftig an.

„Na ich meine nur, Herr Lieutenant, weil Niemand mehr im Stalle sein wird. Die Stute da ist nur im Vorbeigehen hier abgegeben worden. Alle Pferde und Wägen sind heute Morgen auf die Eisenbahn gebracht und mit sämmtlichen Stallbedienungen um zehn Uhr nach England abgereist. Die Herrschaft hat nur einen Reisewagen und zwei paar Wagenpferde mitgenommen, und die Herrschaft ist nun auch schon eine Stunde fort."

„Unmöglich! Meine Verwandten reisen erst um drei Uhr."

„Halten zu Gnaden, Herr Lieutenant! Das ist wohl erst so bestimmt gewesen, aber der Reitknecht sagte mir, daß gestern Abend noch spät Befehl an die Dienerschaft gekommen ist, die Abreise für elf Uhr vorzubereiten. Die gnädige Baroneß hat es so gewünscht."

Armand erwiederte kein Wort und stieg wieder in sein Zimmer hinauf. Hatte Lätitia errathen, was er thun gewollt, und war ihm deshalb durch die frühere Abreise dazwischen gekommen? — Jetzt mußte er das Pferd behalten. Der Versuch, die Brücke abzubrechen, war gescheitert, doch hing es ja noch immer von seinem Willen ab, ob er geneigt war, sie zu betreten. Damit tröstete sich Armand und gab sich der immer steigenden Freude, der Besitzer des herrlichen Pferdes zu sein, ohne weiteren Widerstand hin.

7.

Die Spazierfahrt.

Hell und blendend strahlte die Sonne von dem tiefblauen italischen Himmel auf eine an der Küste des adriatischen Meeres gelegene Villa nieder, die, von weißem Marmor auf einem Hügel erbaut, mit ihren Balconen und Veranden und den vielen blitzenden Fenstern, von denen jedoch im Augenblicke ein großer Theil durch aufzuziehende Jalousien geschlossen war, zwischen dem dunklen Grün der sie umgebenden Bäume freundlich hervorschaute. — Von dem platten, durch eine zierlich geformte, durchbrochene Marmorgalerie umgebenen Dache hatte man eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer, und ein von roth und grau gestreifter Seide errichtetes Zelt schien anzudeuten, daß dies Bellevue ein bevorzugter Lieblingsplatz der Bewohner der Villa sei.

Der Garten der Villa senkte sich terrassenförmig zu dem Walde nieder, der sich eine halbe Miglie breit zwischen der Villa und dem Meere und zwanzig Miglien lang an der Küste hinzieht. Das den Garten der Villa an der Vorderseite umgebende Gitter von vergoldetem Eisen öffnete sich, um einen offenen von zwei zierlich aufgeputzten Maulthieren gezogenen Wagen durchzulassen, der nun die durch den Wald führende Straße dahinrollte.

Die Insassin des Wagens, eine weißgekleidete junge Dame, hatte sich, ehe man das Gitterthor passirte, erhoben und mit ihrem Tuche zu einem der Balcone hinaufgewinkt, in dessen geöffneter Thür eine hochgewachsene Dame ihr nachblickte und ihre Liebeszeichen erwiederte. Als die Dame sich wieder setzte, schien sie etwas zu geniren, sie griff darnach und brachte aus der Tasche ein Buch hervor. Sie lächelte, öffnete es und vertiefte sich nach wenig Minuten so in die augenscheinlich sehr interessante Lectüre, daß sie ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, der lieblichen Waldeinsamkeit, die sie so sehr liebte, keinen Blick schenkte.

Den Sitz des Kutschers nahm ein brauner schwarzäugiger Junge von etwa sechzehn Jahren

ein, der seine hübsche Livrée von Blau mit Silber mit großem Stolze trug und, den hohen, mit einer Cocarde in den nämlichen Farben gezierten Cylinderhut keck auf sein krauses schwarzes Haar gesetzt, seine Thiere mit der unnachahmlichen Nachlässigkeit eines Italieners leitete, oder vielmehr im Augenblicke gerade nicht leitete, denn er ließ sie ganz nach eigenem Willen dahinschlendern. Er hatte sich schon wiederholt nach seiner jungen angebeteten Gebieterin umgeblickt, aber sie hatte ihm, seitdem sie mit ihrer Silberstimme gesagt: „Fahre langsam, guter Peppi —“ keinen Blick, kein Wort gegönnt, und er war doch gewohnt, daß sie mit ihm sprach und über seine Plaudereien und Witze lachte. Es war wirklich zum Verzweifeln vor langer Weile. Giuseppe baumelte mit den Beinen, sah bald hier, bald dort einem vorüberflatternden Vogel nach, bald schaute er nach den verstohlen dahinschlüpfenden wilden Kaninchen, die sich eiligst vor dem daherrollenden Wagen flüchteten, und die Peppi gar zu gern mit seiner Peitsche noch mehr erschreckt hätte, wenn er sich nur nicht gescheut, seine Gebieterin zu stören. Am Ende ward er aber auch dieser Unterhaltung überdrüssig und schlief ein.

Die Dame, deren Gedanken in einer ganz andern Welt weilten, bemerkte nichts, Giuseppe fuhr ihrem Befehle nach langsam, er verhielt sich ruhig, sie konnte con amore weiter lesen, das war Alles, was sie im Augenblicke wünschte.

So ging die Fuhre fast eine Stunde lang fort. Die Dame las, der Kutscher schlief und die beiden Braunen da vorn schlenderten den gewohnten Weg ruhig weiter, sich zuweilen zum Zeitvertreib neckend und die Köpfe lustig schüttelnd, daß ihre Glöckchen heller ertönten; die Ohren spitzend und sie wieder sinken lassend und sich mit den Schweifen der lästigen Fliegen so gut als möglich erwehrend. Nun waren sie aber an einem Punkte angekommen, wo sich ein breiter Weg zur Küste hinab zweigte. Die Thiere, sich selbst überlassen, wählten diesen Weg, der steil und steinig ihnen eine Führung sehr nothwendig gemacht hätte. Die Dame hatte die veränderte Richtung nicht bemerkt und der Kutscher schlief weiter.

Die klugen Thiere wählten vorsichtig ihren Weg und vermieden von selbst die steinigsten Stellen, gerade als wären sie geleitet worden.

Plötzlich aber ertönte in geringer Entfernung

ein Schuß. Die erschreckten Thiere machten einen Seitensprung, der den Wagen beinahe umgestürzt hätte und den schlafenden Kutscher von seinem Sitze herabschleuderte, worauf sie im schnellsten Laufe den Weg hinabstürmten.

Der so unsanft aus süßem Schlummer erweckte Giuseppe machte nun in seinem Eifer, die Thiere aufzuhalten, die Sache nur noch schlimmer. Sein Rufen und Schreien feuerte die scheuen Thiere nur noch mehr an, statt daß seine geschrieenen Schmeichelreden und inständigen Bitten, die er bald an sie, bald an die Madonna und alle Heiligen richtete, sie aufgehalten hätten.

Bald war der Wagen aus seinem Gesichtskreis geschwunden, und vom rasendsten Laufe vollständig erschöpft, sank er jammernd mitten im Wege nieder und raufte verzweifelnd über das Unglück, welches seine Faulheit über die geliebte Gebieterin gebracht, sein krauses Haar, von dem er sich ganze Büschel ausriß und um sich her streute.

Die Dame hatte nur einen einzigen vom ersten Schrecken erpreßten Schrei ausgestoßen, dann saß sie ganz still und klammerte sich zu beiden Seiten fest, um nicht aus dem auf dem

steinigen Wege auf und nieder tanzenden Wagen geschleudert zu werden.

Das schöne, schmale, etwas leidend aussehende Antlitz war sehr bleich, und die großen schwarzen Augen richteten sich starr mit dem Ausdruck namenlosen Entsetzens auf die dahinstürmenden Thiere. Die Bänder des Hutes hatten sich gelöst und die blonden Locken wehten hinter ihr her.

So saß sie da, das Schicksal erwartend welches ihr drohte. Es war der Tod im Meere, das sie schon in der Ferne im Sonnenglanze blitzen sah.

Näher und näher kam sie dem schimmernden Streifen. Der rasende Lauf der Thiere verminderte sich nicht.

„Tante! liebe, liebe Tante! Judith! Ruben! mein Vater! Lebet wohl!“ murmelten die bleichen Lippen. Die Augen schließend, befahl sie ihre Seele Gott und erwartete ergeben ihr Ende.

Da plötzlich ein Ruck — noch einer — die Schnelligkeit, mit der sie der hohen Küste entgegengerissen wird, vermindert sich. Und nun — ? — Keuchend stehen die Thiere hart am Rande der felsigen Küste. Nur wenige Schritte noch und der Wagen wäre hinabgestürzt in das

Meer, das grollend seine schäumenden Wellen am Fuße des Felsens vorbeiwälzte.

Die junge Dame öffnet die Augen und blickt verwundert um sich her. Niemand ist zu sehen. Gottes Hand selbst muß die Thiere zurückgehalten, ihren Schrecken gesänftigt haben.

Hochauf athmet sie, ein Blick unaussprechlichen Dankes richtet sich zum Himmel empor, und sie erhebt sich, um aus dem Wagen zu springen und die zitternden, keuchenden Thiere hinwegzuführen von dem gefährlichen Rande.

Da endlich erblickt sie die natürliche Ursache ihrer wunderbaren Rettung. Noch die Zügel in den krampfhaft geschlossenen Händen haltend, liegt ein Mann neben den Maulthieren lang ausgestreckt auf dem Gesicht, unbeweglich, leblos.

Er war den Thieren in die Zügel gefallen, das war die Ursache des wiederholten Ruckes, den sie gefühlt, und sei es nun, daß seine Kraft sich als nicht ausreichend erwiesen, oder daß er über die umherliegenden Steine stolpernd gefallen und von den Thieren geschleift worden — das war mindestens unumstößliche Gewißheit, daß sie ihm die Rettung vor dem sichern Tode dankte.

Sie näherte sich dem leblos ausgestreckten

Körper, um zu sehen, was sie für ihren Retter thun könne.

Er trug helle Beinkleider und einen schwarzen, schon etwas abgetragenen Sammetrock. Diese Tracht und die langen hellblonden Haare, die in großer Fülle sein Haupt umgaben, ließen sie mit Richtigkeit vermuthen, daß sie einen fremden Maler vor sich habe, der hier in der Nähe seinen Studien obliegend, zur Hilfe herbeigeeilt war.

Sie kniete neben ihm nieder und bemühte sich vor Allem, die Zügel seinen festgeschlossenen Händen zu entwinden, was ihr auch mit großer Mühe gelang. Dann ergriff sie ihn unter den Armen, und mit Anstrengung aller Kräfte brachte sie es fertig, ihn umzuwenden und ihn aus dem Bereich der zitternden, keuchenden Thiere zu bringen, die sie nun vom Rande des Felsens wegführte.

Zu ihrem Retter zurückkehrend, betrachtete sie genauer das mit Blut bedeckte Gesicht, es war ein junges, mit nicht gerade auffallend schönen, aber doch sehr angenehmen Zügen, den kleinen, schön geschweiften Mund beschattete ein dichter blonder Schnurrbart, das runde Kinn zierte ein Henriquatre, welcher dazu beitrug, die Aehnlich-

keit mit dem großen Van-Dyk zu erhöhen. Aus einer Wunde an der hohen, gewölbten Stirn strömte das Blut reichlich hervor, und auch sonst zeigten sich viele kleinere Risse und Wunden im Gesicht. —

Sie wischte eifrig mit ihrem Tuche das Blut ab und schlang es dann zu einem festen Verbande um die Stirn; doch wollte es nicht gelingen die heftige Blutung dadurch zu stillen, der feine Bart war im Nu ganz davon durchdrungen und es rieselte unaufhaltsam darunter hervor.

Sie warf einen angstvoll suchenden Blick um sich her. Vergebens, tiefes Schweigen umgab sie, keine Menschenseele war zu entdecken. Eine Quelle war, wie sie wußte, auch nicht in der Nähe, und ein Herabsteigen an den Felsen bis zum Meere unmöglich. Sie wußte nicht, was beginnen. Durfte sie, selbst um den Preis ihm Hilfe zu bringen, den Mann verlassen, der sie mit Gefahr seines Lebens gerettet hatte? Ihre immer höher steigende Angst, das Gefühl ihrer Hilflosigkeit und das tiefe Mitleid für den armen jungen Mann lockte die schmerzlichsten Thränen in ihre Augen. Sie rang die Hände und weinte bitterlich.

Sei es nun, daß einige der flüssigen Perlen

auf das bleiche Antlitz fielen, das auf ihren Knieen ruhte — weil sie bemüht gewesen, den Kopf des armen jungen Mannes wegen der heftigen Blutung so hoch als möglich zu legen, oder kehrte die Besinnung von selbst zurück, die geschlossenen Lider zuckten, öffneten sich und ein Paar wunderbar schöne tiefblaue Augen hefteten sich anfangs mit leerem Blick, aber allmälig mit aufdämmerndem Verständniß auf die ihren.

„Sie leben? Sind gerettet! Gott sei gelobt!“ flüsterte er endlich und wollte sich erheben, aber mit einem Male schluckte er heftig, ein leichter blutiger Schaum trat auf die bleichen Lippen, die Augen schlossen sich wieder und er sank zurück in ihre Arme, die sie laut aufschreiend ihm entgegenstreckte.

Der Anblick des Blutes auf seinen Lippen brachte sie zur Verzweiflung, denn sie wußte, welch' unheilvolle Bedeutung diese wenigen Tropfen haben konnten. Sollte der Arme um ihretwillen hier hilflos sterben?

Plötzlich kam ihr ein Gedanke, der Rettung verhieß. Sollte es nicht möglich werden, ihn in den Wagen zu heben? Sie hatte gehört, die Gefahr gebe selbst schwachen Menschen für Momente übernatürliche Kräfte.

Sie legte den Bewußtlosen vorsichtig nieder und eilte aufspringend die Maulthiere zu wenden und sie mit dem Wagen so nahe als möglich zur Stelle zu bringen.

Nun beugte sie sich wieder zu ihrem Retter nieder und strengte alle Kräfte an, um ihn emporzuheben. Ach leider war all' ihre Mühe vergebens, der Oberkörper folgte wohl ihren Bemühungen, aber weiter gelang es nicht.

Gänzlich erschöpft sank sie selbst neben ihm nieder und weinte schmerzlich über ihre Schwäche. — Plötzlich erhob sie sich und lauschte. Klang das nicht wie Tritte eines im eiligen Laufe herbeikommenden Menschen?

Sollte Peppi —? An ihn dachte sie erst jetzt wieder und erinnerte sich, daß sie seine Stimme noch gehört, als die Thiere mit ihr durchgingen. Er war also nicht beschädigt und kam ihr wahrscheinlich zur Hilfe. Sie sprang vollends auf und blickte erwartungsvoll die Höhe empor. Da, richtig er war es. Soeben trat er hervor, und ein lautes Freudejauchzen entrang sich seinem Munde, als er das Fuhrwerk unzerschmettert und seine geliebte Gebieterin, wie es schien, wohlbehalten daneben erblickte. —

Wie eine Gemse sprang er in weiten Sätzen

den steilen Pfad hinab und warf sich, vor Freude fast von Sinnen, ihr zu Füßen, ihre Hände und ihr Gewand abwechselnd unter Thränen, die stromweis über seine braunen Wangen flossen, an seine Lippen drückend.

„Ihr lebt, Altezza?!“ jubelte er. „Die sancta madonna sei gepriesen! Nun scheltet mich, straft mich, tretet mich mit Füßen, weil ich Euch in solche Gefahr gebracht. Ich will Alles freudig erdulden, nun ich Euch gerettet sehe.“

Er streckte sich lang zu ihren Füßen aus, wie um die Fußtritte, welche er sich erbeten, zu empfangen.

Sie neigte sich herab zu ihm, und ihm von Neuem die schöne Hand zum Kusse reichend, sagte sie lächelnd über seine Heftigkeit: „Komm, Peppi, sei vernünftig. Ich zürne nicht. Aber komm und hilf mir den armen Menschen, der mich gerettet hat und vielleicht sein Leben einbüßt, in den Wagen bringen. Ich fürchte sehr, daß er verloren ist, wenn wir ihn nicht schnell nach Hause führen, damit ihm Hilfe wird.“

Giuseppe küßte inbrünstig die verzeihende Hand und warf nun erst einen Blick auf den Daliegenden.

Ein Ausruf des Erstaunens entfloh seinen

Lippen, als er sich über ihn beugte: „Ah! Signor Arnoldo, der deutsche Maler! Er also hat Euch gerettet? Ja, ja, er malte schon gestern hier in der Nähe. Die Madonna hat ihn Euch zur Hilfe gesendet!"

„So kennst Du meinen Retter?"

„Ja, Altezza. Er ist ein lieber Mensch, der sehr freundlich gegen mich war. Wir haben schon manche Stunde zusammen verplaudert seit den vierzehn Tagen, die er sich bereits hier aufhält, um zu malen. Nun hat er mich vor Blutschuld und vor Verzweiflung gerettet. Aber ich will es ihm vergelten, wenn ich kann.

„So, Altezza, seid so gut und haltet ein wenig seinen armen Kopf. So — so — jetzt geht es schon. Nun setzt Euch, Signorina Bianca. Wollt Ihr mir Euren Shawl geben, daß ich ihn ihm unter den Kopf schiebe? Sitzt Ihr auch bequem genug, Altezza, auf dem kleinen Bänkchen?"

Der Verwundete war in den Fond des zweisitzigen Phaeton gelegt worden, und die Prinzessin — da doch Giuseppe sie so genannt — hatte auf dem Fußbänkchen, das statt des Rücksitzes angebracht war, Platz genommen.

„Freilich, Peppi, ich sitze ganz gut. Eile Dich nur, daß wir nach Hause kommen. Möchten

wir uns aber nicht auch nach den Malergeräthschaften des Armen umsehen, vorausgesetzt daß der dadurch verursachte Aufenthalt nicht bedeutend ist?"

„O, wir kommen ganz in der Nähe vorüber, ich springe hin und hole seinen Kram."

Es dauerte doch lange, bis man die Villa erreichte, da man um des Verwundeten willen nur langsam zu fahren wagte.

Als der Wagen vor dem Thore der Villa hielt, kam eilig eine hohe Frauengestalt von junonischen Formen und seltener Schönheit über die Schwelle der Thür.

„O! endlich bist Du da, Bianca! Wie habe ich mich ge — Aber wen hast Du da mitgebracht? Ein Verwundeter? Was ist geschehen?" Sie war näher zum Wagen getreten und blickte erschrocken in das todtenähnliche Antlitz. „Ist er todt, der Arme?" fragte sie noch einmal, als sich Bianca ohne zu sprechen mit Thränen in ihre Arme warf.

„Ich weiß es nicht," schluchzte sie endlich. „O Judith! Er hat mich gerettet. Die Maulthiere gingen durch und — aber das Alles wirst Du noch hören. Jetzt laß ihn nur hineinbringen und sogleich zu Doctor Sessina schicken. Peppi! Wo ist Peppi?"

„Er ist schon fort, Altezza. Er gab mir die Zügel und sagte, daß er Dottore Sessina holen wolle.“

„Gut, gut, Bernardo. Komm her, Antonio, nimm Du die Füße, und Du, Mario, nimm ihn unter die Arme, aber laß den Kopf an Deiner Brust ruhen, daß er so wenig als möglich erschüttert wird,“ befahl Bianca, und die andere Dame fügte hinzu: „Tretet leise auf, die Fürstin schläft. Tragt ihn in's grüne Zimmer und ruft Mysotti herbei, daß er den Verwundeten in seine Pflege nimmt, bis Doctor Sessina kommt.“

Der Maler ward in das Haus getragen und die beiden Damen folgten. Bianca von Judith fast getragen; denn die bisher unterdrückte starke Nervenerschütterung gab sich nun in einem fast gänzlichen Zusammenbrechen kund, das ihr ärztliche Hilfe fast so nothwendig zu machen schien, als dem Verwundeten selbst.

Sie war unfähig zu sprechen oder sich zu regen, und ward, nur durch das sie zuweilen durchbebende Zucken verrathend, daß noch Leben in ihr sei, zu Bett gebracht. Leider war dieser Zustand gänzlicher Erschöpfung nichts Neues für die hilfreiche Dame und die herbeigeeilten Die-

nerinnen. Nur war er seit einiger Zeit seltener geworden, während er früher, wenn auch nicht zu den täglichen, aber doch oft vorkommenden Erlebnissen gehörte.

Darum zeigte auch keine der anwesenden Personen eine Besorgniß. Man wußte, wie die Leidende in solchen Fällen behandelt werden mußte, und that mit geräuschloser Eile das Nothwendige, um sie wieder herzustellen. Die angewendeten Mittel erwiesen sich auch diesmal wie schon oft von guter Wirkung, und die Judith genannte Dame verließ endlich das Zimmer, die Eingeschlummerte in der Obhut ihres Kammermädchens und ihrer ehemaligen Amme zurücklassend.

Sie begab sich nach dem Zimmer des Verwundeten, bei dem sie den Arzt bereits vorfand.

„Wie steht es mit dem armen jungen Manne?" fragte sie zu dem Bett tretend, auf welches man den Bewußtlosen niedergelegt. „Ist diese Wunde gefährlich?"

„Nicht im Mindesten," entgegnete der Arzt, der sich gerade mit dem Auswaschen der Stirnwunde beschäftigte. „Es ist ein tüchtiger Riß, der starke Blutung zur Folge hatte, weiter nichts."

„Dem Himmel sei Dank! So hat es also keine Gefahr?"

„Hm! das möchte ich nicht gerade sagen. Es war gewiß keine Kleinigkeit, den Wagen mitsammt den tollen Thieren auf dem steilen Wege zum Stehen zu bringen. Wahrscheinlich in Folge dieser ungeheuren Anstrengung hat eine Lungenblutung stattgefunden. Und diese anhaltende Bewußtlosigkeit gefällt mir nicht. Doch läßt sich über die Tragweite der Gefahr noch nichts bestimmen. Hat der Schreck keine Folgen für die Signorina Bianca gehabt?"

„Doch — leider. Es hat ein etwas starker Anfall stattgefunden, jetzt schläft sie ruhig."

„Das ist gut. Ich werde nach ihr sehen, wenn ich hier fertig bin."

Er fuhr fort sich mit seinem Patienten zu beschäftigen und flößte ihm Tropfen ein. Seine Bemühungen hatten endlich Erfolg, der Maler schlug die Augen auf und blickte verwundert um sich her. Der Luxus des alterthümlich, aber reich ausgestatteten Gemaches schien ihn zu befremden. „Wo bin ich?" flüsterte er.

„Darum bekümmern Sie sich nur nicht, Signor Arnoldo, Sie sind hier gut aufgehoben, das ist Alles was Sie zu wissen brauchen."

Der Kranke sah den Arzt verwundert an, aber mit einem Male flog ein freundliches Lä-

cheln über sein Antlitz, denn sein Blick war auf den hinter dem Arzte stehenden Giuseppe gefallen, in dessen ausdrucksvollem Gesicht Betrübniß und Freude um die Herrschaft kämpften. Nun wußte er, woher der Doctor seinen Namen wußte, dessen Kenntniß ihn befremdet hatte.

Eine Erinnerung von dem Geschehenen tauchte in ihm auf, doch war sein Bewußtsein ein noch zu unklares, um zu entscheiden, ob es nicht ein Traum gewesen, als er ein bleiches schönes Gesicht über sich geneigt und zwei dunkle Augen, umflort mit einem Ausdruck von Sorge und unendlichen Erbarmens, auf sich gerichtet gesehen. Er mußte wissen, ob es wahr sei.

Die matte Hand nach Giuseppe ausstreckend sagte er: „Bist Du es, Peppi? Ist die Dame —“ Er konnte nicht weiter sprechen. Ein heißes heraufquellendes erstickendes Gefühl in der Kehle verhinderte ihn, und abermals, doch diesmal in größerer Quantität, trat der blutige Schaum auf die Lippen.

„Nun, da haben wir es!“ murrte der Arzt. „Sie dürfen kein Wort mehr sprechen. Signor Arnoldo, hören Sie es, kein Wort, ehe ich es Ihnen erlaube. Auch müssen Sie still, möglichst bewegungslos liegen bleiben.“

Die schönen Augen des Malers drückten passiven Gehorsam, aber auch eine rührende Bitte aus, welcher der alte Arzt nicht zu widerstehen vermochte, er fügte daher hinzu: „Nun ja, freilich, die Prinzessin Bianca ist gerettet, durch Sie gerettet. Nun liegen Sie still, junger Mann, und schlucken sie das."

Der Maler lächelte matt und nahm die dargebotene Arznei, worauf er den Kopf vorsichtig ein wenig zur Seite neigte und die Augen schloß.

8.

Tante und Nichte.

Es war gegen Mittag des nächsten Tages, als in einem mit himmelblauer Seide ausgeschlagenen Boudoir eine hohe, schlanke Frauengestalt ausgestreckt auf einer Ottomane ruhte. Sie war in ein mit purpurrother Seide gefüttertes weißwollenes Negligé gehüllt, und ihr fürchterlich bleiches, abgezehrtes, von silberweißem Haar umwalltes Antlitz war mit dem Ausdruck zärtlichster Liebe, dem sich der eines gewissen Schreckens beimischte, auf Bianca gerichtet, die in einem weiten blousenartigen Kleide von weißem Muslin, dessen weite Aermel die wunderschön geformten, aber wie die ganze hoch aufgeschossene Figur des jungen Mädchens mageren Arme zeigten, neben der Ottomane auf einem niederen Ta=

buret saß. Sie war noch bleich, wie das überhaupt ihre Farbe war, schien aber sonst ganz munter und wohl zu sein. Die eine Hand der Liegenden zwischen beiden Händen haltend, hatte sie soeben den bis jetzt der kranken Tante verschwiegenen Unfall gemeldet.

„Gütiger Himmel!" rief die Kranke, „welch Glück, daß der Maler dazwischen kam! — Du wärest verloren gewesen, mein theures Kind!"

„Ja, liebste Tante. Das war ich ohne den armen Menschen. Wenn er nur nicht mit dem eigenen Leben für das meine zahlen muß. Ich würde es mir zum ewigen Vorwurf machen."

„Nun, mein Kind, wir wollen das Beste hoffen. Wie Du sagst, giebt ja Doctor Sessina Hoffnung, und sollte der schlimmste Fall wirklich eintreten, so hättest Du doch Dir keinen Vorwurf zu machen, da Du ganz unschuldig an dem Unfall warest. Giuseppe ist an Allem schuld, und ich werde es ihm niemals verzeihen, Dich in solche Gefahr gebracht zu haben. Er kann fernerhin nicht mehr den Vorzug genießen, mit Deinem Dienste ausschließlich betraut zu sein." Und die bisher so milde Stimme der Dame nahm einen strengen Ausdruck an.

„O nein, liebste süße Tante, zürne dem armen

Peppi nicht!" bat Bianca schmeichelnd. „Sieh, ich war wohl selbst mit schuld an dem Unglück, denn wenn ich nicht so vertieft in mein Buch gewesen, würde ich bald bemerkt haben, daß er eingeschlafen war. Aber ich bekümmerte mich gar nicht um den armen Jungen, ich redete kein Wort mit ihm, und da hat er sich gelangweilt und ist eingeschlafen. Gewiß, er kann nichts dafür, es war auch gar zu drückend und schwül im Walde, daß ich am Ende gar selbst geschlafen haben würde, hätte mich nicht meine Lectüre munter erhalten. Verzeihe darum nur dem armen Peppi diesmal noch, ich bürge für ihn, er wird gewiß nie wieder schlafen, wenn er mich fährt. O, ich bitte Dich, schüttle nicht den Kopf! Du hättest ihn nur sehen sollen, wie ganz unglücklich und verzweifelt er war. Du weißt ja, wie treu und aufopfernd mich der arme Junge liebt, vergieb ihm die kleine Nachlässigkeit, und ich werde in Zukunft gewiß auf ihn achten. Bitte, bitte, vergieb ihm!"

„Nun, ich muß ja wohl, da Du so inständig darum bittest," entgegnete die Dame, lächelnd auf die schöne Bettlerin niederschauend, die von dem Taburet herabgleitend neben ihrer Ottomane auf die Kniee gesunken war und die ab=

gezehrten, aber immer noch wunderschönen Hände der geliebten Tante abwechselnd an die Lippen drückte, während sie für den Sohn ihrer Amme, den einstigen Gespielen ihrer Kindheit und jetzigen treuen Diener, bat.

„Du entschuldigst einmal Alles an dem wilden Jungen —" fuhr die Tante fort. „Und so mag es ihm denn noch einmal so hingehen, wenn er ernstlich verspricht, seinen Leichtsinn und seine Trägheit abzulegen. Damit dies aber wirklich geschieht, werde ich ihm selbst sagen, daß ich ihn bei der nächsten Vernachlässigung der Dir schuldigen Sorgfalt unnachsichtlich aus Deiner Nähe entfernen werde."

„Nun, wenn Du durchaus willst! Aber sei gütig gegen ihn, schilt ihn nicht erst wegen des Vergangenen. Er ist wohl ein wenig leichtsinnig, aber träge ist er nur für sich; wenn es meinen Dienst gilt, ist ihm nichts zu mühsam und anstrengend. Der arme Junge hat schon so viel wegen gestern leiden müssen. Die Ceccina ist so böse gewesen, daß sie ihn sogar geschlagen hat, und denke nur, er hat zwei große kahle Stellen auf dem Kopfe, weil er sich aus Verzweiflung, da er mich verloren glaubte, die Haare büschelweis ausgerissen hat."

Und Bianca brach in ein helles silbernes

Lachen aus, als sie sich erinnerte, wie komisch ihr diese kahlen Stellen auf dem jugendlichen Haupte vorgekommen waren.

Der heitere Jugendmuth hatte eben wieder die Oberhand gewonnen, und sie war froh, einen Anlaß zum Lachen gefunden zu haben. Sie wäre aber auch bereit gewesen über nichts zu lachen, aus reinem Vergnügen an dem Lachen selbst.

Auch die Tante lächelte und spielte liebkosend mit den schweren goldenen Locken, die unaufgebunden, nur von einem blauen Bande von der Stirn zurückgehalten, über ihre Schultern hinabwallten.

„Was war es denn eigentlich für eine Lectüre, mein Liebling, die Dich so ganz absorbirte, daß Du Alles darüber vergaßest?" fragte sie dann.

Bianca's Antlitz bedeckte sich mit dunkler Röthe, das Lächeln schwand von ihren Lippen und sie schlug die Augen nieder.

Jetzt fiel ihr erst ein, daß sie weit besser gethan hätte, von ihrer Lectüre nichts zu erwähnen. Im Eifer ihren Diener zu entschuldigen und vor Strafe zu schützen, hatte sie ganz vergessen, daß sie zum ersten Mal im Leben — zwar nicht gegen ein directes Verbot gehandelt, aber doch Etwas gethan hatte, zu dem sie nicht nur keine

Erlaubniß gehabt, sondern die, wie ein geheimes Gefühl ihr gesagt, von ihr erbeten, sicher verweigert worden wäre.

Nicht daß sie in der Lectüre selbst — Shakespeare's Romeo und Julia — eine Ursache dazu gefunden, aber sie fühlte instinctiv, daß ihre Tante wohl nicht gewünscht haben würde, daß dies entzückende Gemälde einer unaussprechlich süßen und glühenden Leidenschaft ihr vor Augen komme.

Doch sie hatte noch nie gelogen und wollte es auch jetzt nicht thun. Sie entgegnete daher zögernd: „Ich möchte es Dir lieber nicht sagen, Herzenstante, denn ich fürchte, Du wirst mir zürnen."

Schon seit ihrem tiefen Erröthen hatte das Auge ihrer mütterlichen Freundin prüfend auf ihr geruht, und jetzt sagte diese mit ernster Milde: „Ich will doch nicht hoffen, daß Du meinem Verbot zuwider ein Buch gewählt hast, dessen Lectüre ich Dir ausdrücklich untersagte?"

„O nein, gewiß nicht," entgegnete Bianca schnell, fügte aber zögernd hinzu: „Indessen es ist auch keins derer, die ich von Dir erhalten. Ich fand das Buch gestern im Garten, es gehört Judith. Ich steckte es in die Tasche, vergaß es ihr zu geben und fühlte erst beim Ausfahren,

daß ich es noch in der Tasche hatte. Das Thor lag bereits hinter mir. Ich zog es hervor, und gewiß — ich wollte nur einen einzigen Blick hineinwerfen, aber es — es fesselte mich so sehr, daß ich hastig immer weiter las; als ich fertig war, sah ich erst nach dem Titel, und — da erschrak ich. — Aber — verzeihe, liebe Tante, es war zu schön, ich las es noch einmal."

„Wirklich! Nun was war es denn eigentlich?" fragte die Tante etwas beunruhigt.

„Shakespeare's Romeo und Julia," entgegnete Bianca, ihr Haupt noch tiefer senkend und ihr Urtheil erwartend.

Die Tante zog erst leise die Brauen zusammen, doch dauerte dieses leichte Zeichen von Unmuth nicht lange, ihre Stirn glättete sich wieder, ein leises Lächeln umspielte ihre Lippen und endlich fragte sie ruhig ohne Weiteres: „Wie findest Du das Buch?"

Bianca erhob blitzschnell den Kopf, ihre Augen öffneten sich weit in frohem Erstaunen. „Du zürnst mir also nicht, liebe Tante, daß ich das Buch gelesen?"

„Nun nein, diesmal nicht. Aber ich wünsche doch, daß Du mich ein andermal um Erlaubniß fragst, denn es könnte Dir eines jener Bücher

in die Hände fallen, die in der Hand der Jugend und Unschuld der verderblichen Wirkung des Giftes gleichkommen. Ich wüßte zwar nicht, wie und auf welche Weise dies geschehen könnte, indeß der Zufall ist unberechenbar. Bei diesem Buche ist weiter keine Gefahr, denn obgleich ich nicht gerade diese Lectüre ausgewählt haben würde, um Dich einen weiteren Blick in das Leben thun zu lassen, so mag's drum sein, da Du zufällig dazu gekommen bist. Du bist nun alt genug, um das Dasein und die Wirkungen jener geheimnißvollen Macht kennen zu lernen, die früher oder später in jedes Menschen Leben ihre Rolle spielt und in das Schicksal der Meisten bestimmend eingreift. Während Du Dich aber an der entzückenden Schilderung dieses ewig jungen, unsterblichen Liebesgedichtes erfreust, verfehle auch nicht die Lehre daraus zu ziehen, die darinnen liegt. Ein jedes widerstandloses Hingeben an die Leidenschaft bringt Verderben, und eine Ehe ohne den Segen der Eltern trägt den Keim des Unheils in sich. Hätten die beiden Liebenden ihre Leidenschaft für einander unterdrückt, so wären ihnen alle späteren Leiden erspart und sie von dem frühzeitigen Tode, den sie sich, von den unglücklichen Verhältnissen bezwungen, ver-

brecherisch mit eigener Hand gaben, verschont geblieben."

Bianca hatte den Kopf in die Hand gestützt und schaute sinnend vor sich hin. Diese Lehre, welche ihr unendlich trocken erschien, hatte sie durchaus nicht in der Lectüre gefunden, die sie so sehr bezauberte. — Sie lächelte träumerisch und schüttelte leise den Kopf.

„Nun, mein Kind, Du scheinst nicht meiner Meinung zu sein? Glaubst Du, daß Jene recht thaten?"

„Ich weiß es nicht. Mir scheint, es muß etwas so Wunderbares um die Liebe sein, daß ich lieber nicht tadeln möchte, was ich nicht verstehe. Außerdem —"

„Warum hältst Du inne, Bianca? Sprich, mein liebes Kind, sage mir, was Du denkst," ermunterte die Tante, als Bianca fortzufahren zögerte.

„Ja siehst Du, liebste Tante, ich dachte nur an Rositta, Du weißt, die Ceccina wollte durchaus nicht, daß ihre Tochter den Matteo lieben solle. Rositta war bis dahin immer eine gute, gehorsame Tochter gewesen, aber als sie liebte, gab sie dem Willen der Mutter nicht nach und wurde Matteo's Weib, und nun sind sie Beide doch gar zu glücklich."

Etwas unwillig entgegnete die Tante: „Das ist ein Trugschluß, mein Kind, den Du daraus ziehen willst. Ich begreife übrigens nicht, wie Du diese Tochter des Volkes mit einer aus so hohem Geschlecht, wie Julia war, vergleichen kannst. Das ist doch ein himmelweiter Unterschied."

„Aber warum? Ich meine, die Liebe bleibe sich gleich, ob auf dem Throne oder in der Hütte. Wir haben doch in unserer Lebensstellung so viel dem Volke voraus, warum sollen wir gerade in diesem wichtigen, über das ganze Glück unseres Lebens entscheidenden Punkte dem Volke nachstehen? Warum sollten wir nicht nach unserem Herzen glücklich sein dürfen?"

Die Tante unterdrückte eine leichte Verlegenheit über diese offene und natürliche Frage und sagte etwas streng: „Gerade weil unsere bevorzugte Lebensstellung uns in Allem so weit über das Volk emporhebt, ist uns die Pflicht auferlegt, alle unsere Handlungen mit unserer Stellung in Einklang zu bringen und uns durch unser Leben ihrer würdig zu beweisen. Wir müssen in allem Guten und Edlen dem Volke zum Vorbild dienen, und die Abkömmlinge eines hohen Geschlechtes dürfen nicht das böse Beispiel des Un-

gehorsams gegen das vierte Gebot geben. Unsere höhere Bildung legt uns nicht nur die Pflicht auf, unseren Leidenschaften zu widerstehen, sie befähigt uns auch dazu. Diese wichtigste Pflicht ihres hohen Standes vernachlässigten Romeo und Julia, und darin allein lag schon die zwingende Nothwendigkeit eines tragischen Endes."

„Aber es war doch ein edler, herrlicher Gedanke, die Todfeindschaft dieser beiden Häuser durch ihre Liebe zu versöhnen, und wie sehr sie auch leiden mußten, kann ich doch ihren Tod nicht zu unglücklich nennen, denn sie starben vereint. Es muß schön sein, so zu sterben, wenn man vorher so glücklich, so geliebt gewesen wie diese Beiden. Aus ihrem Grabe noch erblüht als schönste Sühne ihres Todes für ihre Familien der Friede und die Versöhnung. So waren sie doch nicht umsonst gestorben, und Gott hat ihnen gewiß ihre Schuld vergeben und sie im Jenseits für immer vereint.

„Ich verstehe das Gefühl zwar nicht, welches sie vereinte, aber ich bewundere es aus vollem Herzen, und wenn ich einmal so lieben sollte, glaube ich nicht, daß mich irgend welche Bedenken zurückhalten würden, das Weib Dessen zu werden, den ich liebte.

„O, Du brauchst nicht so zu erschrecken, Herzenstante!" rief sie aus, als sie sah, wie diese zusammenzuckte. Sie kniete nochmals neben ihr nieder, und sie mit beiden Armen umschlingend, schmiegte sie ihren Kopf an die mütterliche Brust und sprach weiter: „Sieh, ich glaube nicht, daß ich fähig bin, jemals eine solche Liebe zu empfinden. Ich fürchte mich sogar davor, denn es muß doch schrecklich sein, von einem so mächtigen Gefühl ergriffen zu werden. Ich würde mich bis auf's Aeußerste dagegen wehren. Ich mag Dich niemals verlassen, Theuerste, ich liebe Dich viel zu sehr, um das zu können, und meine Liebe zu Dir füllt so ganz meine Seele aus, daß gewiß keine andere Liebe Platz daneben hat."

Die Kranke lächelte schmerzlich und drückte das geliebte Haupt des theuren Kindes fester an die schwer athmende Brust, in welcher der Wurm unaufhörlich arbeitete und wühlte, die schwache Lebenskraft, welche sie noch bisher aufrecht erhalten, mehr und mehr untergrabend.

Wie lange mochte es noch dauern, bis sie die geliebte Nichte verlassen mußte, in deren leidenschaftliche Seele sie soeben einen tiefen Blick gethan? Wie ruhig der Ton auch gewesen, mit dem Bianca gesprochen, der belebte Blick, das

Feuer, welches in seiner Tiefe loderte, und die Bestimmtheit der Worte sagten ihr genug, um die Fürstin mit bangen Sorgen für die Zukunft ihres geliebten Schützlings zu erfüllen. So lange sie selbst lebte, konnte sie freilich wachen, aber dann? — Würde der kalte, in fernem Lande lebende Vater, der nie eine warme Theilnahme für sein Kind gezeigt, mit liebender Hand das Mädchen zu leiten verstehen? — Das war die Sorge, welche die Fürstin immer mit sich umhertrug und die in dieser Stunde stärker geworden als jemals.

9.
Altezza Bianca.

Bianca war die Tochter der vor zehn Jahren verstorbenen Schwester der Fürstin, die, schon seit dem zweiten Jahre ihrer Verheirathung von ihrem Gemahl getrennt, mit ihrem Kinde bei der bereits früher verwittweten Fürstin lebte. Der Vater, welcher sich nie um Weib und Kind bekümmert, hatte beim Tode der Mutter gern eingewilligt, die schwächliche, kränkliche Bianca, der keine lange Lebensdauer bevorzustehen schien, der liebenden Fürsorge seiner kinderlosen Schwägerin, der verwittweten Fürstin Foscari, für immer zu überlassen. Niemals hatte er sein Kind besucht. An jedem Geburtstage und Weihnachtsfeste kamen reiche Geschenke für Bianca nebst einigen kurzen kalten Zeilen des Vaters. Das

waren die einzigen Zeichen, daß er sich überhaupt erinnerte, eine Tochter zu haben, und selbst diese waren — was aber die Fürstin nicht wußte — durchaus nicht sein Verdienst, sondern das seines Kammerdieners, der aus eigener Machtvollkommenheit die Geschenke besorgte, einpackte und dann seinen Herrn aufsuchte, um ihm mitzutheilen, daß die Kiste bereit sei und er um den Brief an Miß Bianca bitte. Unwillig genug genügte dann der Vater der ihm keineswegs angenehmen Pflicht, und vergaß wieder bis zur nächsten Gelegenheit das Dasein dieser ungeliebten Tochter.

Obgleich die Fürstin nun, wie man später erfahren wird, ihren Schwager weder liebte noch achtete, war doch nichts von ihr versäumt worden, um ihm die Liebe und Achtung der Tochter zuzuwenden, und dies war ihr mindestens in Betreff der Achtung gelungen; allein mit der Liebe zu ihm war es schlimm bestellt, es war dies eben nichts weiter als eine rein mechanische Liebe des Gehorsams, so weit als nur immer möglich von der tiefen, innigen Zärtlichkeit entfernt, mit welcher Bianca an der Tante hing, welche ihr in jeder Beziehung die Mutter ersetzt hatte. Bianca liebte Judith Bertoni, die Busenfreundin und Gesellschafterin der Tante, mit der diese sammt

deren Bruder Ruben erzogen worden war, ferner diesen nur wenige Mal in ihrem Leben gesehenen Ruben, dann ihre Amme; die Ceccina, ja, ihren früheren Spielgefährten und jetzigen Diener Giuseppe weit mehr als den Vater, mit dem sie außer den bereits angedeuteten Zeiten und ihren jährlichen Gratulationen zu seinem Geburtsfeste und am Neujahrstage in keiner Verbindung stand.

Sie trug nicht einmal seinen Namen, sondern war in der ganzen Umgegend als Principessa Bianca gekannt und geliebt. Man hatte sich, so lange Bianca's Mutter lebte, welche diese Titulatur gestattete, so daran gewöhnt, daß nach ihrem Tode selbst ein Befehl der Fürstin an die Dienerschaft daran nicht viel änderte, diese gab die nur widerwillig ausgesprochene Titelveränderung ihrer jungen Gebieterin auf, ehe sie zur Gewohnheit werden konnte, und die Fürstin, welche einsah, daß nur Zwangsmaßregeln hier durchgreifen würden und noch ohnedem nicht viel nützen möchten, da doch das Volk bei dem gewohnten Namen bleiben würde, gab am Ende auf Bianca's schmeichelnde Bitte, die sich am liebsten als Tochter ihrer geliebten Tante betrachtet sah, ihre Versuche auf. — So blieb ihre Nichte nach wie vor Altezza Bianca.

Nachdem einige Wochen verflossen, war der Maler Arnold Hagen wieder hergestellt und promenirte, von dem neben ihm her schlendernden Giuseppe, der wie eine Klette an ihm hing, begleitet, in dem Garten der Villa Foscari.

Die Fürstin lag wie gewöhnlich auf der Ottomane ihres Boudoirs. Die tödtliche Krankheit hatte neue Fortschritte gemacht, denn sie sah noch bleicher und hinfälliger aus, als da wir sie das letzte Mal erblickten. Bianca hingegen sieht wohler und kräftiger aus, die früher so bleichen, lilienweißen Wangen haben einen bräunlichen Anhauch, und eine leichte Röthe schmückt sie mit der Farbe der Gesundheit, sie sitzt auf ihrem Lieblingsplätzchen, dem Taburet, neben dem Lager ihrer Tante. Gegenüber lehnt in einem Fauteuil die prachtvolle Gestalt der schönen Judith, sie hat vorgelesen, jetzt ist aber die Lectüre unterbrochen, und die Blicke aller drei Damen folgen dem mit dem leichten, elastischen Schritt der Jugend und Gesundheit dahinwandelnden Maler. Jetzt wendet er sich und kommt den breiten schattigen Rebengang wieder herauf.

Er ist zwar immer noch bleich, aber die entstellenden Risse und Schrammen sind alle geheilt, und nur in der Nähe kann man noch die leichten

rothen Flecken erkennen, wo sie sich befanden. Dagegen verleiht die dunkelrothe Narbe, welche sich von der linken Schläfe bis zur Mitte der Stirn über dieselbe hinzieht, um dort unter dem reichen Haar zu verschwinden, weit entfernt ihn zu entstellen, dem bleichen Gesicht mit der edlen römischen Nase von reinster Form etwas Trotziges, Kriegerisches. Während seiner Krankheit ist der Bart gewachsen wie es ihm gefiel, und umgiebt nun seidenweich und wohlgepflegt das ganze Gesicht, das dadurch entschieden gewonnen hat. Das schöne lange Haar ist mit Sorgfalt geordnet, die Wäsche blendend weiß, aber der Sammetrock ist nicht weniger abgeschabt und contrastirt seltsam mit der ganzen eleganten Erscheinung des jungen Mannes. Giuseppe spricht mit einer ehrerbietigen respectvollen Liebe zu ihm und scheint ihm Vorstellungen zu machen. Der Gegenstand ihres Gespräches ist die von dem Maler beschlossene Abreise, von der ihn Giuseppe vergeblich abzubringen sucht.

Auch die Damen beschäftigt diese Abreise im Augenblick.

„Der arme Mensch," sagt der Fürstin sanfte Stimme — „wie bleich sieht er noch aus! Er

sollte sich doch noch pflegen. Warum besteht er nur so auf der Abreise?"

„Ich glaube, er ist zu stolz, um die Gastfreundschaft Deines Hauses noch länger anzunehmen," bemerkte Judith.

„Nein, das ist es nicht," sagte Bianca. „Stolz ist er wohl, das ist vollkommen wahr. Aber er ist sehr arm und muß arbeiten, um Geld zu verdienen. Seine Mutter lebt von seiner Unterstützung, und er ängstigt sich schon, daß sie möglicher Weise Entbehrungen unterworfen gewesen, weil er durch seine Krankheit verhindert war zu arbeiten."

„Woher weißt Du das Alles, mein Kind? Hat er es Dir selbst gesagt?" fragte die Fürstin.

„O nein, bewahre! Er spricht niemals zu mir über seine Verhältnisse; doch seine Mutter ist stets das dritte Wort, wenn er von der Heimath spricht, er muß sie unaussprechlich lieben. Peppi hat das Alles so nach und nach, beiläufig von ihm herausgelockt. Ich glaube Arnoldo würde außer sich sein, wenn er wüßte, daß er sich so weit verrathen, sein ganzer Stolz würde sich empören."

„Ja, es ist wirklich für ihn ein Unglück, daß er gar so stolz ist. Ich würde so gern etwas

Rechtes für ihn thun, und weiß doch nicht wie ich es anfangen soll. Mysotti hat in meinem Auftrage mit ihm gesprochen, allein bei der zartesten Andeutung von meinem dringenden Wunsche, mich ihm für Deine Rettung erkenntlich zu zeigen, ist er tief erröthet und hat Mysotti zwar mit äußerster Höflichkeit, aber zugleich mit der größten Bestimmtheit zurückgewiesen."

„Wenn Du mir erlauben wolltest, Dir, liebe Tante, einen Vorschlag zu machen, wüßte ich wohl, wie Dein Wunsch ihn für meine Rettung zu belohnen, mit seinem Stolze zu vereinigen wäre," bemerkte Bianca.

„Und wie das, meine kleine Diplomatin?" fragte lächelnd die Fürstin. „Mir scheint das keine leichte Sache zu sein."

„O, nichts leichter als das! Laß uns von ihm malen und setze selbst den Preis dafür fest. Er wird diesen ehrenvollen Vorschlag gewiß mit Freuden annehmen und sich dabei hier inmitten allen Comforts vollständig wieder erholen, was ihm, wenn er seine eigene Ménage führt, gewiß nicht so rasch gelingen möchte. Ich weiß durch Peppi, der seinen Koffer von der Frau abholte, bei welcher er gewohnt, und bei dieser Gelegenheit die Frau zum Plaudern brachte, daß der

arme Mensch sich kaum das tägliche Brod gestattet hat um nur genug für seine Mutter zu erübrigen."

„Du hast Dich ja sehr genau über Signor Hagen unterrichtet, mein liebes Kind. Dein Interesse an ihm muß also ein ganz besonders lebhaftes sein?" sagte die Fürstin, und ihr Blick ruhte mit einer etwas ängstlichen Prüfung auf Bianca's lieblichem Angesicht.

Doch sie begegnete der Forschung mit vollkommenster Offenheit, und das zarte Roth ihrer Wangen wurde nicht um den leisesten Schein dunkler, als sie vollkommen unbefangen, aber mit einer leisen Verwunderung im Tone entgegnete: „Ja, freilich ist mein Interesse an Arnoldo Hagen ein sehr großes. Ist das nicht ganz natürlich? — Ich danke ihm ja mein Leben, und es würde mich sehr, sehr glücklich machen, wenn wir etwas Nachhaltiges für seine Zukunft thun könnten. Fühlst Du, liebe Tante, denn nicht ebenso für meinen Lebensretter?"

„Allerdings, mein theures Kind," versetzte die Fürstin, vollkommen beruhigt über die Art des lebhaften Interesses, welches Bianca für den Maler fühlte, und fügte hinzu: „Dein Vorschlag gefällt mir übrigens, und ich würde meine Zu-

stimmung unbedingt geben, wenn ich nicht wüßte, daß Hagen leider nur Landschafter ist."

„O nein, da irrst Du Dich. Er beschäftigt sich zwar vorzugsweise mit dem Malen von Landschaften, weil ihm diese Branche seiner Kunst am leichtesten seinen Unterhalt gewährt, mindestens hier, seine Landschaften aus den schönsten Gegenden Italiens finden in Deutschland, wohin er sie sendet, schnellen Absatz. — Aber sein eigentliches Fach ist das Portrait. — O! ich habe seine Mutter gesehen, die er für sich gemalt hat, um diese angebetete Mutter überall bei sich zu haben. Ich versichere Euch, es ist ein Meisterwerk, Ihr werdet mir gewiß beistimmen, wenn er es Euch zeigt, was er gewiß gern thun wird. Wenn er mich malt, liebe Tante, dann senden wir das Bild, ich bitte Dich darum, an meinen Vater, der dann endlich einsehen wird, daß ich nicht mehr das kleine, unbedeutende Kind bin, das er sich immer noch in mir vorzustellen scheint, wie seine Geschenke sowohl, als seine Briefe beweisen. —

„Was Judith's Bild betrifft, so muß sie sich durchaus als eine der Heroinen ihres Volkes darstellen lassen und ihm dann gestatten, sein Meisterwerk, denn das wird es werden, auszustellen.

Dann wäre sein Ruhm begründet, und das, liebe Tante, würde doch eine einigermaßen nennenswerthe Vergeltung seines Edelmuthes sein, wenn von uns aus der erste Anlaß zu seiner ruhmvollen Stellung in der Künstlerwelt ausginge.

„Bisher hat er gearbeitet für sein und seiner Mutter Leben, gieb Du ihm Mittel und Muße, damit er arbeiten kann für den Ruhm seines Namens.“

Bianca's schönes Antlitz war immer strahlender geworden, während sie so sprach.

Die Fürstin blickte sie liebevoll an und erwiederte, ihr die Hand reichend: „Nun wohl, mein Liebling, wir wollen versuchen, ob wir für ihn thun können, was Du wünschest.“

„O liebe, liebe Tante! Wie engelsgut Du doch bist,“ rief Bianca entzückt, ihre Hand an die Lippen drückend. „Zuerst aber muß er Dich malen,“ fügte sie hinzu, mit einer kleinen diplomatischen List ihren Hauptwunsch zuletzt bringend.

„Mich, mein Kind?“ entgegnete die Fürstin, wehmüthig den Kopf schüttelnd. „Nein, meine Liebe, ich bin kein Vorwurf mehr für einen Maler. Was soll Dir mein abgezehrtes altes Gesicht? Du —“

„Bitte, bitte, liebe süße Tante, schlage mir meinen sehnsüchtigen Wunsch nicht ab. Ich möchte so gern Dein liebes altes schönes Antlitz gerade so haben, wie es ist; wenn Du nur wüßtest, wie engelgleich Dich die Sanftmuth und Ergebung kleidet, mit welcher Du Dein Leiden trägst, so würdest Du nicht sagen, daß Du kein Vorwurf für einen Maler bist. Bitte, bitte! Thue wie ich wünsche, Du brauchst auch gar nicht zu fürchten, daß es Dich sehr ermüden wird, ich habe deshalb schon mit Arnoldo gesprochen. Er meint, daß er Dich ganz gut malen könnte, ohne Dich nur im Geringsten zu geniren, Du sollst ganz ruhig liegen bleiben. Eine Viertelstunde täglich wird hinreichen."

„Ei, sieh doch!" entgegnete die Fürstin mild, lächelnd über Bianca's glänzendes Haar mit liebkosender Hand streichend. — „Da hat diese kleine Intriguantin schon angefangen einen Plan in's Werk zu setzen, zu dem sie noch nicht einmal meine Einwilligung hatte."

„Nein, Liebe, diesmal bin auch ich ein wenig mit im Complott," ertönte Judith's tiefe sonore Stimme. „Ich selbst hatte zu gleicher Zeit mit Bianca diesen Wunsch, und Du wirst

uns Beide gleich sehr erfreuen, wenn Du einwilligest."

„Ja, wenn Ihr Euch Beide gegen mich vereinigt, dann wird mir allerdings nichts übrig bleiben, als mich Eurem Wunsche zu fügen," entgegnete lächelnd die Fürstin. „So mag denn Signor Arnoldo morgen beginnen. Sprich Du mit ihm, liebe Judith, und sage ihm, daß ich ihn bitten lasse, uns Drei zu portraitiren, und daß ich den Preis für ein jedes dieser Portraits auf fünfhundert Louisd'or bestimmt habe. Sage ihm aber, daß ich ihm nicht gestatten werde, diesen Preis zu hoch zu finden, und daß ich den Auftrag nur unter der Bedingung dieses Preises ertheile. Und füge, um seinen Stolz zu beschwichtigen, hinzu, daß ich mich allein aus dem Grunde veranlaßt gesehen, ihm denselben Preis, welchen mein Gemahl einstmals einem berühmten Maler für mein Portrait gezahlt, zu bewilligen, weil ich überzeugt sei, daß seine Künstlerschaft ihn befähige, in diesen drei Portraits ebenbürtige Pendants dieses Meisterwerkes zu liefern. — So — und nun, meine Lieben, laßt mich allein, ich bin müde und möchte schlafen."

Bianca flüsterte der Tante unter zärtlichen Küssen ihre Freude, ihren Dank zu und hüpfte

dann fröhlich wie eine Lerche zum Zimmer hinaus, während sich Judith noch über die geliebte Freundin beugte, um ihre Kissen zu ordnen, ehe sie dieselbe ihrem Wunsche gemäß ebenfalls verließ.

10.

Edelmuth.

Fürst Carlo Gonsalvi war ein Mann von vortrefflichem Charakter, seine politischen Ansichten waren liberal, seine religiösen äußerst tolerant. Obgleich durch seine Bildung, seinen Charakter und seine Gesinnungen vollkommen befähigt, eine hervorragende Stellung in der Bewegungspartei seines Vaterlandes einzunehmen, und wiederholt darum ersucht, beharrte er doch darauf, eine jede thätige Betheiligung abzulehnen. Er gab seinen Rath bereitwillig, wenn er gefordert ward, gab sein Geld ohne Zögern, erwiederte aber allem Drängen, daß er eine persönliche Betheiligung noch nicht an der Zeit halte, daß ihnen aber im geeigneten Augenblicke die Unterstützung seines Namens und seiner Per=

sönlichkeit gewiß nicht fehlen werde. Aber ehe er sich bereit erkläre, seine und seiner Familie Existenz auf das Spiel zu setzen, müsse er überzeugt sein, daß ein so ungeheures Opfer, welches er mit freudigem Herzen seinem Vaterlande darzubringen bereit sei, diesem Vaterlande auch zum wirklichen Nutzen diene.

Viele junge Brauseköpfe mißkannten diese gewiß gerechtfertigte Vorsicht und schmähten den edlen Mann, aber der verständige Theil mußte ihm Recht geben.

Der Fürst kümmerte sich jedoch weder um Tadel noch Beifall, sondern widmete sich von seiner mit ihm gleichdenkenden edlen Gemahlin Luigia unterstützt, der sorgfältigen Erziehung seiner drei Kinder, Giuditta, Cesare und Lucretia, und der sorgsamen Verwaltung seiner Güter und Reichthümer.

Von dem Volke geliebt und verehrt, von seinen Standesgenossen hochgeachtet und gesucht, kümmerte sich das fürstliche Paar wenig um den mißachtenden Tadel der Geistlichkeit, welche die Toleranz ihrer Religionsansichten Irreligiosität und Ketzerei nannte und gar zu gern den freisinnigen Hauspriester des Fürsten, welchen sich dieser einst von einer Reise aus Deutschland

mitgebracht, aus dieser Stellung verdrängt und ein möglichst fanatisches Mitglied der italienischen Geistlichkeit an diese Stelle gesetzt hätte. Dies gelang aber eben so wenig als die geheime Anklage, wegen deren Pater Hermann vor das geistliche Gericht citirt ward. Der Priester wußte sich dort mit so viel Klugheit zu benehmen und sich so glänzend zu vertheidigen, daß man trotz allem bösen Willen ihn von der Anklage freisprechen und dem Fürsten den geistlichen Freund wiedergeben mußte, den man ihm so gern geraubt und zu dessen Gunsten er all' seinen Einfluß in Bewegung gesetzt hatte. Man ließ Beide fortan in Ruhe, bis ein neues Ereigniß die Geistlichkeit zu verdoppeltem Zetergeschrei und zu neuen Anklagen gegen den abtrünnigen Priester führte — wie man sich nicht entblödete Pater Hermann zu nennen. — Diesmal wäre er vielleicht verloren gewesen, wenn nicht der Fürst zu einem Gewaltmittel gegriffen und in einem Schreiben an den Erzbischof peremtorisch erklärt hätte: daß er bei Fortsetzung dieser Feindseligkeiten gegen seinen Kaplan oder seine eigene Person und seine Familie, mitsammt dieser die Mutterkirche verlassen und zum Protestantismus übertreten werde. Da er dies

nun aber nur höchst ungern thun möge, da es wider seine Ueberzeugung sei, so erbiete er sich für die Freiheit von allen Belästigungen seitens der Kirche, dieser die Einkünfte eines seiner Güter zu überweisen, die er jedoch in dem Augenblicke für immer zurückziehen würde wo man wieder einen Eingriff in seine Freiheit versuchen werde.

Das half, von Stunde an ließ man die Familie Gonsalvi in Ruhe. Es wäre ja ein entsetzlich böses Beispiel gewesen, wenn eine solche Familie sich offen zur Ketzerei bekannt hätte, wer vermochte die Tragweite eines solchen Uebertrittes zu ermessen. Und außerdem waren die zweitausend Ducati jährlich doch auch nicht zu verachten, sie waren zwar ein nicht großer, aber immerhin sehr wohlschmeckender Bissen für den großen Magen der Kirche, um dessenwillen man schon ein Uebriges thun und den Fürsten mit seinem Kaplan in Ruhe lassen konnte.

Der Anlaß, welcher diesen neuen Angriff zur Folge gehabt und den Fürsten gezwungen hatte, um des Friedens willen ein so namhaftes Opfer zu bringen, war eine That wahren Edelmuthes, die indessen in späterer Zeit für die Kinder des edlen Fürstenpaares reichen Lohn bringen sollte. —

Bei Gelegenheit einer in der Morgenfrische unternommenen Spazierfahrt versperrte an einer einsam gelegenen Stelle der Straße ein verlassener Wagen der Equipage des Fürsten den Weg.

Der Fürst, von dem Hinderniß unterrichtet, stieg aus, um die etwas feurigen Pferde einstweilen in Obhut zu nehmen, während Kutscher und Diener den Wagen entfernten. Da fiel sein Blick auf die Leiche eines Mannes, dessen weit geöffnete Augen, gen Himmel starrend, Zeugniß eines hier verübten Verbrechens gaben. Eine aus unmittelbarer Nähe durch den Kopf geschossene Kugel schien den augenblicklichen Tod des Armen zur Folge gehabt zu haben. Die Leiche trug die Züge jenes heimathlos umherirrenden Volkes, das noch heute die Sünden büßt, die einst seine Vorfahren an unserem Erlöser begangen.

Wehklagende Kinderstimmen und ein leises schmerzliches Wimmern lenkte die Aufmerksamkeit des Fürsten von dem Todten ab auf den Wagen.

Er schob die verhüllende Plane zurück und sah ein mit Blut bedecktes junges schönes Weib, das ihn erst angstvoll anblickte und die beiden Kinder an ihrer Seite mit den matten Armen

schützend näher an sich zog. Als sie aber den Ausdruck der Milde und des tiefsten Erbarmens in den edlen Zügen des Fürsten gewahrte, da verwandelte sich der angstvolle Blick in einen der Hoffnung.

Diese wurde auch nicht getäuscht, denn der Fürst eilte an seinen Wagen zurück und unterrichtete seine Gemahlin von dem Funde, worauf sie ihren Wagen verließ und den der Unglücklichen bestieg, um ihr Hilfe zu bringen.

Doch dazu war es leider zu spät. Die Judenfamilie war bereits am vergangenen Abend von Räubern angefallen und der Vater in der Vertheidigung seiner Familie getödtet, die Mutter in dem Augenblicke durch einen Pistolenschuß in die Brust niedergestreckt worden, als sie versucht ihrem Manne zu Hilfe zu kommen. Die Räuber hatten Alles genommen, was ihnen des Mitnehmens werth erschien, worauf sie die Pferde ausspannten und die Verwundete mit ihren Kindern ihrem Schicksale überließen.

Das fliehende Leben der unglücklichen Jüdin war nur durch Muttersorgen und Mutterzärtlichkeit noch so lange aufgehalten worden, jetzt entschwand es unaufhaltsam, als sie das Versprechen des edlen Fürstenpaares erhalten, sich

ihrer Kinder anzunehmen und sie in der Religion ihrer Väter zu erziehen. Ein Blick unaussprechlichen Dankes, ein leise gemurmelter Segensspruch — und die Leiden der armen Mutter hatten ein Ende.

Die jammernden Kinder konnten nur durch Gewalt von der Leiche der Mutter entfernt werden, und erfüllten nun die Luft mit ihrem Klaggeschrei, das sich indeß beim Anblicke Cesare's und Giuditta's, der beiden ältesten Kinder des Fürsten, etwas beruhigte und endlich in ein stilles Weinen überging. Auch dies versiegte bald vor den eifrigen Bemühungen der beiden Fürstenkinder, die ganz entzückt über die neuen Spielgefährten waren und Alles aufboten, sie zu trösten und zu erheitern.

Während man nach Gonsalvi zurückfuhr, forschte der Fürst bei dem Mädchen, das schon recht verständig war, nach Namen und Alter. Der Familienname war Bertoni, das Mädchen hieß Judith und zählte sechs Jahre, der zwei Jahre ältere aber viel schüchternere Bruder hieß Ruben.

Die beiden Leichen wurden später von den Dienern des Fürsten abgeholt und beerdigt.

Zwischen den fünf Kindern bildete sich das reizendste Verhältniß, was sich denken läßt.

Die beiden jüdischen Kinder liebten und verehrten ihre hohen Pflegeeltern über Alles und betrachteten den Prinzen und die beiden Prinzessinnen gleich Geschwistern.

Das fürstliche Paar machte bald die Entdeckung, daß die beiden Pflegekinder die Sorgfalt vollkommen verdienten, welche sie ihnen anfangs aus tiefem Mitleid und Erbarmen, aber bald mit immer wachsender Zuneigung widmeten. Beide besaßen ganz außerordentliche Anlagen, und der Unterricht, welchen sie von denselben Lehrern erhielten, welche die fürstlichen Kinder unterrichteten, fand einen offenen, dankbaren Boden und großen Fleiß. Alles genossen sie nach dem großmüthigen Willen des Fürsten mit seinen eigenen Kindern gemeinsam, und nur der Religionsunterricht trennte sie auf Stunden von einander.

Mit derselben Weisheit und Umsicht, wie der Fürst den Religionslehrer seiner Kinder gewählt, war er auch bei der Wahl des Rabbiners vorgegangen, und auch hier war es ihm gelungen, einen Mann zu finden, der mit ihm und Pater Hermann auf derselben geistigen Höhe stand und ihre Ansichten über die Religion theilte, obgleich weder Priester noch Rabbiner je durch ein

bestimmt ausgesprochenes Wort sich zu denselben bekannte.

Der Fürst erwartete das auch nicht, er war billig genug dies niemals zu verlangen, sondern begnügte sich mit der befriedigenden Thatsache, daß sowohl seine eigenen wie seine Pflegekinder von der eine jede Eintracht im Grunde zerstörenden Hydra des Religionshasses völlig frei gehalten wurden.

Der zehnjährige Cesare schloß sich besonders innig an Judith und ward deren kleiner Cavalier, während Ruben sich bald zu der fünfjährigen Lucretia, einem besonders lebhaften, muthwilligen Kinde, am meisten hingezogen fühlte. Giuditta, die Aelteste, mit der ganzen Würde, welche ihr ihre dreizehn Jahre gaben, geschmückt, bemutterte alle Vier in allerliebster Weise, was sie aber durchaus nicht verhinderte, alle Belustigungen der Uebrigen mit gleicher Fröhlichkeit und gleichem Eifer zu theilen, ja, wenn es darauf ankam, trotz ihrer dreizehn Jahre und ihrer großen Würde die Tollste der Tollen zu sein.

So wuchsen die Kinder in ungetrübter Einigkeit und zärtlicher Liebe gegen einander heran.

Cäsare war der Erste, welcher diesen durch

Liebe vereinten Kreis verließ, er ging nach Bologna, um auf der dortigen Universität seine Bildung zu vollenden. Doch schon nach einem halben Jahre rief ihn der plötzliche Tod der Fürstin, die einem Herzschlag erlag, in die Heimath zurück.

Dieser Verlust und besonders der Kummer, die geliebte Mutter nicht noch einmal gesehen zu haben, machte den tiefsten Eindruck auf Cesare's sonst so heiteres Gemüth; es schien, als sei seine Trauer die tiefste, obgleich Alle nicht minder tief und schwer den Verlust dieser edlen Frau und vortrefflichen Mutter fühlten. Eine tiefe Schwermuth hatte sich Cesare's bemächtigt, die weder den Tröstungen seiner Familie, die um seinetwillen ihren eigenen Schmerz vergaß um ihn zu zerstreuen, noch dem lindernden Einfluß der Zeit weichen wollte.

Es war selbst nach dem Verflusse des Trauerjahres nicht daran zu denken, daß er seine Studien mit Ruben zugleich, der nun ebenfalls nach Bologna ging, um sich der Medicin zu widmen — wieder aufnehme.

Cesare hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede geistige Beschäftigung, und wäre am liebsten still und stumm, ganz hinge=

geben seiner Melancholie, den ganzen Tag an einem Platze geblieben, wenn nicht Judith, die noch den meisten Einfluß auf ihn besaß, ihn dazu gezwungen hätte, sie auf ihren täglichen weiten Spazierfahrten und Gängen zu begleiten, damit sein Körper mindestens die Wohlthat freier Luft und Bewegung genieße.

Judith zählte nunmehr sechzehn Jahre und war zu einem wahren Wunder von Schönheit emporgeblüht. Die einundzwanzigjährige Giuditta wie die fünfzehnjährige Lucretia, Beide gewiß sehr hübsch und, was noch mehr bedeuten will, äußerst anmuthige und liebenswürdige Mädchen, verschwanden völlig neben der majestätischen Schönheit ihrer Pflegeschwester.

Beide besaßen aber so vortreffliche Herzen, daß sie sich ohne Neid von Judith's Schönheit und Grazie verdunkelt sahen, und bedauerten es schmerzlich, daß sie in Folge von Cesare's anhaltender Schwermuth, die ihm Judith's zerstreuende Gesellschaft zum steten Bedürfniß machte, allein die Gesellschaften besuchen mußten.

Die schwesterliche Freundin fehlte den Prinzessinnen überall, doch sollte bald nur Lucretia diesen Verlust fühlen, denn Schwester Giuditta ward von einer gewaltigeren Macht ergriffen,

neben der die Liebe zu Judith, ja die zur eigenen Familie zurückstehen mußte.

Sie liebte und ward geliebt. Gleiche Geburt und Lebensstellung ebneten die Bahn der Liebenden.

Fürst Barromeo di Foscari warb bei Giuditta's Vater um ihre Hand und erhielt sie.

Giuditta verließ die Heimath und folgte dem geliebten Manne.

Schon während Giuditta's kurzen Brautstandes hatte Cesare Zeichen wiederkehrenden Antheiles am Leben gegeben. Judith's unermüdliche Sorgfalt und Liebe hatte endlich Erfolg, gleich einem schwarzen Vorhang zog sich die Schwermuth von Cesare's Geiste zurück. Judith verdoppelte ihre Bemühungen, und es gelang ihr, Cesare dem Leben wieder zu geben. Im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte kehrte er zur Universität zurück, um die so lange unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen.

Judith hatte sich geradezu aufgeopfert und ihrer schweren Aufgabe alle Kräfte ihres Geistes und Körpers gewidmet. Als sie Cesare von ihrem Fenster aus fortfahren gesehen, dem Heraufblickenden den letzten Gruß zugewinkt hatte und er nun ihren von Thränen verbun-

kelten Augen entschwunden war, da brach sie zusammen.

So fand sie der bald darauf zu ihr eintretende Fürst, der, so etwas ahnend, gekommen war, sich Gewißheit zu verschaffen.

Er hob sie auf, legte sie auf einen Divan und ließ sie Aether einathmen.

Sie kam wieder zu sich und erblickte mit Erstaunen das über sie geneigte theilnehmende Gesicht ihres väterlichen Wohlthäters.

„Ist Dir jetzt besser, mein Kind?" fragte er.

„Ja, ich danke Ihnen, viel besser!" entgegnete sie, dankbar seine Hand küssend, indem sie sich aufrichtete und eine sitzende Stellung annahm.

Neben ihr Platz nehmend, ergriff er ihre Hand und sagte gütig: „Das freut mich, meine Liebe. Du hast Dich in der letzten Zeit zu sehr angestrengt und mußt Dich nun recht pflegen. Willst Du mir aber wohl eine Frage ganz aufrichtig beantworten? — Unterbrich mich nicht, mein Kind —" fuhr er fort, da sie den Mund öffnete, um zu sprechen. „Ich weiß sehr gut, ohne Deine Versicherung dazu nöthig zu haben, daß Du in Allem die Wahrheit selbst bist und noch niemals wissentlich eine Lüge gesagt hast. Aber

in diesem besondern Falle, wo Du möglicher Weise der Ansicht sein dürftest, daß die Frage, welche ich von Dir beantwortet wünsche, meine väterliche Autorität überschreite, möchtest Du vielleicht glauben ein Unrecht zu thun, wenn Du die Wahrheit offen bekenntest, oder bist wohl auch selbst nicht recht klar darüber, wie Du antworten sollst. Im letzteren Falle bitte ich Dich dringend, Dich vorher sorgsam zu prüfen, ehe Du mir Antwort ertheilst. Willst Du das, mein liebes Kind?"

Diese Vorbereitung, welche der Fürst vor einer einfachen Frage für nöthig hielt, machte Judith verlegen, ohne daß sie doch im Entferntesten die Natur dieser Frage ahnte, welche ihr mit solcher — sagen wir Feierlichkeit, angekündigt ward. Sie erröthete, neigte aber bejahend das schöne Haupt und heftete ihre großen, schwarzen Augen erwartungsvoll auf das ernste, aber gütige Gesicht ihres Wohlthäters.

„Wohlan, mein Kind," begann er und sein Blick ruhte forschend auf ihr: — „Liebst Du Cesare? Warte noch und verstehe mich recht. Ich meine nicht die Liebe Eurer Kindheit, sondern die des Weibes zum Manne."

Judith's Hand zuckte in der seinen, ihr war,

als falle der Himmel über ihr zusammen. Blitzesgleich durchzuckte ein unnenbarer Schrecken ihre Seele, alle ihre Pulse schlugen fieberhaft, ihr Herz klopfte zum Zerspringen, ihr Gesicht bedeckte sich mit Purpurröthe, und in der Tiefe ihrer Augen entzündete sich plötzlich ein Feuer, welches sie mit blendendem Lichte erfüllte und sie gleich Diamanten strahlen ließ.

Niemals hatte der Fürst etwas Schöneres gesehen, und wie schnell sie auch die verrätherische Gluth ihres Blickes hinter dem Schleier der langen dunklen Wimpern verbarg, er wußte genug und erwartete nun geduldig ihre weitere Antwort.

Für jetzt schwieg sie noch, sie war sprachlos vor Schrecken.

Das also war es, das war das neue Gefühl, welchem sie keinen Namen zu geben wußte, und das sie in dem einen Momente mit unnenbarer, nie gefühlter Freude und Wonne erfüllte und im nächsten Thränen in ihre Augen führte, Thränen ohne Ursache, um Nichts.

Vielleicht hätte Judith ohne die ihr gestellte Frage diese Liebe, welche sie, wie es ihr jetzt schien, schon vom Anbeginn gefühlt, noch lange unwissentlich in ihrem Herzen getragen. Doch

jetzt war sie aus dem leichten Schlummer geweckt und erfüllte mit einer erschreckenden Gewalt mit einem Male ihre ganze Seele.

Aber wohin sollte das führen? War sie zu dieser Liebe berechtigt, sie, die Jüdin, die Alles, was sie wußte, was sie besaß, allein der Gnade dessen verdankte, dessen Sohn sie zu lieben wagte?

Sie, die bettelhafte Tochter eines verachteten Volkes, wagte ihre Augen zu einem Prinzen zu erheben? —

O es war kein Zweifel, diese Liebe glich einem Verbrechen. Es war der schwärzeste Undank für zahllose Wohlthaten.

Und niedergedrückt von ihrem Schmerze und ihrem Schuldbewußtsein, sank sie dem Fürsten zu Füßen, streckte ihm bittend die Hände entgegen und stammelte weinend: „O Verzeihung! Verzeihung! Ich liebe ihn, ja ich liebe ihn! aber ich wußte es selbst nicht, bis Sie mich fragten. Vergeben Sie mir meine unfreiwillige Schuld, Altezza, und verstoßen Sie mich nicht aus Ihrem Herzen!"

„Verstoßen sollte ich Dich, armes Kind, weil Du unglücklich bist?" erwiederte der Fürst weich, sie emporhebend und wieder auf den Platz neben

sich niederziehend. „Kennst Du mich nicht besser, meine arme Kleine? Ich zürne Dir nicht einmal, denn ich weiß ja, wie unfreiwillig Du gefehlt. Aber ich mußte Dich aufmerksam machen auf diese Liebe, deren Dasein tausend kleine Zeichen mir verrathen hatten. Du darfst dies Gefühl nicht Wurzel fassen lassen in Deinem Herzen, wenn Du nicht sehr unglücklich werden sollst."

„O nein, nein! Das soll sie nicht, ich werde ihr nicht nachgeben, ich will mir täglich wiederholen, wie gänzlich unwürdig ich bin und —"

„Nicht doch, mein Kind — das bist Du nicht. Du bist rein und unschuldig, Deine Vorzüge überwiegen bei Weitem Deine kleinen Fehler, Dein Charakter ist ein durchaus edler. Dein Geist und Deine Bildung würden eine Königin zieren, und Deine körperlichen Vorzüge finden wohl selten ihres Gleichen. Dies Alles würde Dich also vollkommen befähigen, Cesare's Gattin zu werden. Du bist arm, aber Cesare ist reich genug für Dich mit, und was Deine Geburt betrifft, so denke ich, Du kennst mich hinreichend, um überzeugt zu sein, daß diese, wenn es darauf ankäme, kein ernstliches Hinderniß für mich sein würde; auch lassen mir die Familienstatuten,

Dank sei den vorurtheilslosen Anschauungen des ehrwürdigen Gründers meines Stammes, in diesem Punkte ganz freie Hand. Das einzige, aber auch das unüberwindlichste Hinderniß für Deine Vereinigung mit meinem Sohne ist dies: daß Cesare, so viel ich bemerken konnte, Deine Liebe nicht erwiedert. Oder sollte ich mich hierin irren? Weißt Du es etwa anders?"

„Nein, in der That!" flüsterte sie nach einem kurzen Schweigen, „Sie haben Recht. Cesare betrachtet mich nur als Schwester, und das mag wohl auch die Ursache gewesen sein, daß ich über mein eigenes Gefühl bisher irrte."

„So ist es. Nun höre weiter, meine arme Kleine," fuhr der Fürst fort, sie mit seinem Arm umschlingend und ihren Kopf an seine Brust ziehend, wo er ihn liebkosend festhielt. „Was mich veranlaßt hat, heute mit Dir so zu sprechen, ist nicht allein der Dir bereits angedeutete Grund, sondern auch ein Gefühl, eine Ahnung, welche sich mir von Tag zu Tag unabweisbarer aufdrängt. Es begann in der Stunde, wo meine Luigia mich verließ, um in den Himmel zu gehen, und sagt mir, daß mein Ende nicht mehr gar so fern ist. Ich bin nicht abergläubisch, aber ein in der vergangenen Nacht bereits zum dritten

Male wiederkehrender Traum warnt und veranlaßt mich, mein Haus in Zeiten zu bestellen."

Judith konnte ihrem Jammer nicht mehr gebieten. Beide Arme um den Hals des theuren Mannes schlingend, schluchzte sie unter heftig fließenden Thränen: „O verlassen Sie uns nicht, mein theurer Wohlthäter, mein geliebter Vater! Denken Sie Ihrer Kinder, Cesare wie Lucretia bedürfen noch so sehr Ihrer väterlichen Führung. Gehen Sie nicht von uns! Verlassen Sie uns nicht!"

„Beruhige Dich doch, theures Kind," beschwichtigte er sie, ihr prachtvolles Haar streichelnd. „Ich will ja nicht von Euch gehen, so viel auf mich ankommt, ich möchte wohl noch bei Euch bleiben, wenn nur Gottes Wille es mir gestattet. Aber wenn es nicht sein soll, so muß doch mein Haus vorher bestellt sein, damit ich ohne Sorgen wegen Eurer dem an mich ergangenen Rufe folgen kann."

Er schwieg eine Weile und versuchte die untröstlich fortschluchzende Judith durch fortgesetzte Liebkosungen zu beschwichtigen. Endlich sagte er:

„Komm, Liebe, sei meine vernünftige Judith, fasse Dich und bedenke, daß ich doch deshalb gewiß nicht sterbe, wenn ich auch für den äußer=

sten Fall meine Vorkehrungen treffe. — So, siehst Du, mein liebes gutes Kind, so ist es recht, komm und laß uns in Ruhe das Nöthige besprechen. Komm, ich will Dir in dieser Stunde beweisen, welch' hohe Meinung ich von der edlen Festigkeit Deines zwar noch ungeprüften, aber nach meiner innigsten Ueberzeugung jeder, auch der schwersten Prüfung gewachsenen Charakters hege.

„Ich weiß, daß Du von dieser Stunde an Deine Liebe zu Cesare so lange bekämpfen wirst, als die seine zu Dir die altgewohnte brüderliche Neigung bleibt, Du wirst dies selbst dann noch für Deine Pflicht halten, wenn sein Gefühl dem Deinen begegnen sollte. Nun aber hat mich Cesare's langandauernde Schwermuth für die Zukunft meines Sohnes sehr besorgt gemacht und mich an die Leiden meines Neffen erinnert, der, weil der Starrsinn meines älteren Bruders dem Sohne die Einwilligung in die Verbindung mit dem Mädchen, welches er liebte, verweigerte, auch in Schwermuth verfiel, die allmälig in offenen und unheilbaren Wahnsinn überging, den erst der Tod nach Jahren endete. Ich fürchte deshalb jede tiefe Gemüthserschütterung für Cesare und glaube, daß der Augenblick, wo

sein Herz erwacht, möglicher Weise verhängniß-voll für ihn werden könne, wenn seine Liebe auf Hindernisse stoßen sollte.

„Sollte Cesare Dich also jemals lieben, so überlasse ich es Dir, die Stärke und Tiefe seiner Neigung zu prüfen, und solltest Du Dich überzeugt halten müssen, daß nur eine Verbindung mit Dir ihn glücklich machen könne, so erinnere Dich, daß ich Dir in diesem Augenblicke die Erlaubniß gebe seine Hand anzunehmen und Eurer Verbindung aus vollem väterlichen Herzen meinen Segen ertheile. Du wirst in diesem Falle natürlich zum Christenthum übertreten müssen. Ich weiß zwar, mit wie aufrichtiger Treue Du an Deinem Glauben hängst, bin aber doch überzeugt, daß Du um meines Sohnes willen unweigerlich dies große Opfer bringen wirst. Nicht wahr, mein Kind, ich habe mich in keinem Falle in Dir geirrt?" schloß der Fürst und blickte erwartungsvoll zu ihr auf.

Judith hatte sich erhoben. Sie schien gewachsen zu sein, und auf ihren edlen feingeschnittenen Zügen lagerte die Blässe einer tiefen Bewegung, leuchtete aber auch ein so erhabener Ausdruck von Selbstverleugnung, daß der väterliche Freund vor ihr sich von wahrer Bewun-

derung ergriffen fühlte. Mit ihrer tiefen, wohllautenden Stimme erwiederte sie mit dem Ausdruck eines festen Willens: „Nein, mein theurer Vater — denn so darf ich Sie wohl in diesem feierlichen Augenblicke, wo Sie mir den größten aller nur denkbaren Beweise Ihrer Liebe und eines unerschütterlichen Vertrauens gaben nennen — Sie haben sich nicht in mir getäuscht. So schwer die Aufgabe auch sein mag, die Sie mir stellen, ich werde sie würdig Ihres Vertrauens zu lösen wissen. Niemals werde ich, so wahr mir Jehovah helfe! Cesare das Dasein meiner Liebe, die ich von Stund' an auf's Aeußerste bekämpfen werde — ahnen lassen, niemals will ich den leisesten Versuch machen, seine brüderliche Neigung für mich in ein wärmeres Gefühl zu verwandeln. Sollte dies aber dennoch für mich erwachen, so will ich ernst und aufmerksam diese Liebe prüfen, und wenn ich mich überzeugte, daß mein Besitz zur Nothwendigkeit seines Glückes und Lebens gehört, so will ich meinen Glauben verlassen und ihm angehören. Ich würde für mein eigenes Glück nie meinem Glauben untreu werden, doch für das seine ist mir kein Opfer zu groß und schwer. Der Gott meiner Väter hat mich gehört, Er sieht in

mein Herz, Er möge mir auch helfen, daß ich auf dem Wege meiner Pflicht nie wankend werde."

„Amen, mein liebes theures Kind, Gott segne Dich!" fügte der Fürst hinzu, sich erhebend und sie in seine Arme schließend, indem er sie mit wahrer Vaterliebe küßte.

Nach einer kurzen Pause fügte er in verändertem, gewissermaßen geschäftsmäßigem Tone hinzu: „Ich werde Sorge tragen, Dich mit meiner schriftlichen Einwilligung für den gedachten Fall zu versehen, und sie mitsammt meinem Testament gerichtlich beglaubigen lassen."

„Aber fühlen Sie sich denn krank, Altezza? Warum befragen Sie dann keinen Arzt?" fragte von Neuem beunruhigt Judith.

„Zu was sollte das nützen, mein Kind? Ich fühle mich vollkommen wohl."

„Und dennoch —"

„Ja, und dennoch fühle ich diese Ahnung unabweisbar in mir. Was willst Du, Judith, es ist vielleicht nur eine Thorheit, jedenfalls hast Du durchaus nicht Ursache, Dich darum zu beunruhigen. Vorzüglich schweige gegen Lucretia, das leidenschaftliche Kind hätte keine

ruhige Stunde mehr. Und nun behüte Dich Gott."

Er verließ sie und Judith blieb mit der Last auf ihrer Seele allein. Ach, für sie gab es fortan wenig ruhige Stunden.

11.
Giuditta.

Die nächste Zeit verging in der Familie Gonsalvi in vollkommener Ruhe. Der Fürst hatte sein Testament gemacht, das Original bei Gericht deponirt, nebst einem versiegelten Briefe, der nur auf Verlangen seiner Pflegetochter Judith Bertoni geöffnet und bis dahin an Gerichtsstelle verwahrt bleiben solle. Eine Abschrift des Testamentes nahm er mit nach Hause und war von Stund' an heiter und ruhig, kam niemals gegen Judith auf seine Todesahnungen zurück, und sein vortreffliches Befinden beruhigte sie am Ende gänzlich darüber.

Briefe Giuditta's und ihres Gatten brachten in das angenehme Stillleben der Familie eine ernste Störung.

Giuditta's eheliches Glück sowie ihre Gesundheit ließen nichts zu wünschen übrig, und dennoch ward sie aus Anlaß ihrer der Erfüllung entgegengehenden Mutterhoffnungen von jenen Todesahnungen gepeinigt, unter denen viele Frauen in diesem Zustande leiden; sie bat nun die schwesterliche Freundin Judith auf das Inständigste, zu ihr zu kommen. Nur wenn sie bei ihr wäre, glaube sie an eine Möglichkeit, daß sie dennoch die bevorstehende schwere Stunde überleben könne, und wenn nicht, so würde ihre Gegenwart ihr mindestens das Scheiden durch die Gewißheit erleichtern, ihr Kind in so treuer Pflege zurück zu lassen. Der Fürst unterstützte in dringendster Weise die Bitte seiner geliebten Gemahlin, fügte jedoch bei, daß nach dem bestimmten Ausspruche der Aerzte auch nicht der kleinste Anlaß zu den übertriebenen Befürchtungen seiner Gemahlin vorliege, da dieselbe sich des ungetrübtesten Wohlseins erfreue, man sich also ja nicht über ihre Briefe beunruhigen möge.

Fürst Gonsalvi, in dergleichen Fällen erfahren, legte auch keineswegs den trüben Gedanken seiner Tochter irgendwie besondern Werth bei, war aber dennoch mit Judith's Entschlusse, dem Rufe augenblicklich zu folgen, ganz einver-

standen, da er wohl wußte, was eine aufopfernde Pflege von geliebter Hand bei einer solchen Gelegenheit werth war.

So bereitwillig nun auch Judith der Pflegeschwester zu Hilfe eilte, verließ sie doch Schloß Gonsalvi mit recht schwerem Herzen; im Augenblick der Abreise von den Todesahnungen des Fürsten angesteckt, riß sie sich, in Thränen fast vergehend, aus seinen Armen, fest überzeugt, daß sie den theuren väterlichen Wohlthäter nie wieder sehen werde.

Der Fürst selbst war ruhig und zeigte außer der natürlichen Bewegung beim Abschiede eines theuren Familiengliedes keinerlei Aufregung, die sie in ihren Befürchtungen bestärkt hätte.

Diese ruhige Haltung des Fürsten tröstete später Judith sehr, und sie schalt ihre Sensibilität so lange, bis es ihr gelungen war, sich sebst von dem Ungrund und der Thorheit ihrer Angst zu überzeugen.

Noch zur rechten Zeit kam sie in Venedig an, mit großer Freude von Giuditta, die sehr wohl aussah, und deren Gemahl begrüßt.

Die Fürstin Foscari überstand zwar die Niederkunft, aber das Kind, ein Knabe, war das Opfer.

Anfangs war die Schwäche der Mutter groß,

so daß es leicht gelang, ihr den Tod des Kindes zu verheimlichen, aber nach einigen Wochen halfen keine Ausreden mehr, man mußte sprechen.

Obgleich die Enthüllung nun mit äußerster Vorsicht und Schonung geschah, war doch die Verzweiflung der jungen Mutter so tief, daß sie dadurch nun wirklich an den Rand des Grabes gebracht wurde. Schwere, angstvolle Tage vergingen, denen endlich bessere und dann allmälige Genesung folgte, doch waren die Aerzte der Meinung, daß eine Reise nach Teplitz zur vollständigen Wiederherstellung unumgänglich nöthig sei.

In Gonsalvi ging Alles gut, der Fürst wie Lucretia erfreuten sich vollkommenen Wohlseins, von Cesare und Ruben waren auch die günstigsten Nachrichten da, und so zögerte Judith, aufopfernd wie immer, nicht lange, dem eigenen Herzen zuwider, das sie fast mit Gewalt nach der Heimath zurückzog, den Bitten Foscari's und Giuditta's, sie in's Bad zu begleiten, nachzugeben.

Wie die Aerzte vorausgesagt, übten die Zerstreuung der Reise, das veränderte Klima und die stärkenden Bäder den günstigsten Einfluß auf Geist und Körper Giuditta's. Sie erholte sich rasch und blühte bald schöner als je.

Die Saison nahte sich dem Ende, schon war

der Tag der Abreise bestimmt, als der Fürst, ein eifriger Anhänger der Partei Mazzini's, in einer Herrengesellschaft mit einem österreichischen Officier in Streit gerieth. Der Officier machte der Armee seines Vaterlandes wenig Ehre, denn er war ein roher, brutaler Mensch, der von seinen gebildeteren Kameraden gemieden ward, wo es nur möglich war.

Das Ende des Streites war ein Duell.

Judith ward die Vertraute des Fürsten, nur von ihr nahm er Abschied und übertrug ihr die letzten Liebesgrüße für Giuditta, für den Fall eines schlimmen Ausganges. Giuditta sollte durchaus nichts von dem Duell ahnen, ihr sollte die Angst erspart bleiben, und sie Judith's schwesterlicher Fürsorge anbefehlend, verlangte er von dieser den Schwur, daß sie seine Gattin im Fall seines Todes niemals verlassen wolle.

Judith, von seinen flehentlichen Bitten gerührt und nicht an den Tod des gewandten Schützen glaubend, leistete, um ihn zu beruhigen, den verlangten Schwur.

Von Dankbarkeit überfließend, versicherte er sich nun erst wieder als Mann und ganz im Stande zu fühlen, seinem brutalen Gegner als solcher gegenüber zu treten.

Um ihre Angst während der verhängnißvollen Stunden zu zerstreuen und Giuditta zu beschäftigen, schlug Judith eine Spazierfahrt vor. Sie wußte, daß Foscari von dem einige Meilen entfernten Orte des Duells selbst im günstigsten Falle nicht wohl vor Mittag wieder zurückkehren könne.

Giuditta, ihren Gemahl bei einem Herrenfrühstück auf einem der benachbarten Güter wähnend, willigte gern in Judith's Vorschlag, und so fuhren die beiden Damen nach einem dem Wege, welchen Foscari genommen, entgegengesetzten Ende der Stadt hinaus.

Das Ziel war ein besuchter Vergnügungsort der Badegäste, denn Judith wollte sich, von innerer Angst verzehrt, lieber in den größten Trouble der Gesellschaft stürzen, als mit der ahnungslosen Giuditta allein sein. Die Aufgabe, sie in einem Momente zu täuschen, wo der Aermsten ganzes Lebensglück auf dem Spiele stand, ging fast über Judith's Kräfte.

Wie sie gehofft, fanden sie viel Gesellschaft. Giuditta ward von bekannten Damen sogleich in Anspruch genommen, und Judith, deren ernste Zurückhaltung überhaupt nicht nach dem Geschmack der heiteren Seelen war, obgleich man

sie als geliebte Pflegeschwester der Fürstin mit größter Achtung und Rücksicht behandelte, fand Gelegenheit, sich ein wenig zurückzuziehen und von der Pein, mit von tödtlichster Angst verzehrten Herzen plaudern und scherzen zu müssen, aufzuathmen.

Man war es so gewohnt, sie sich isoliren zu sehen, wo es nur irgend ohne gegen die gesellschaftliche Rücksicht zu verstoßen angehen mochte, daß selbst Giuditta nicht Anstand nahm, den Damen zu der Ersteigung eines nahe gelegenen Aussichtspunktes zu folgen, ohne auf Judith zu warten, als diese augenblicklich nicht zu finden war. Giuditta hinterließ bei einer bekannten Dame die Nachricht für Judith, wohin sie gegangen, es so deren eigenem Willen überlassend, ob sie ihr folgen oder ihre Rückkehr in Gesellschaft jener Dame hier erwarten wolle.

Judith hatte sich mit ihrer Angst in eine einsame Laube zurückgezogen und kam erst hervor, als es ihr Zeit schien, nach der Stadt zurückzukehren. Giuditta war aber noch nicht zurückgekehrt, und Judith blieb nun nichts übrig, als ihr zu folgen und sie zur schleunigen Rückfahrt anzutreiben.

Allein die Fürstin unterhielt sich so gut auf dem schönen Punkte, daß sie auf Judith's wieder=

holtes Drängen antwortete: „Ach, laß uns doch noch bleiben, Liebe. Es ist so schön hier und Baromeo denkt gewiß noch nicht an die Rückkehr, Du weißt, diese Zusammenkünfte unter lauter Herren dauern immer lange, und sollte Baromeo wirklich eher heimkehren als wir, so wird er uns gewiß entgegenkommen, die Diener wissen ja, daß wir hier sind.“

Judith's Angst war aber nun auf eine solche Höhe gestiegen, daß es ihr unmöglich war länger zu verweilen, ein ernstliches Unwohlsein vorschützend, bat sie Giuditta, sie fortzuführen.

Die Fürstin blickte erschreckt in ihr bleiches verstörtes Gesicht, und war nun schnell dazu bereit, ihr zärtliche Vorwürfe machend, daß sie ihr nicht eher von dem Uebelbefinden gesagt.

Judith beschleunigte trotz aller Abmahnungen ihre Schritte, denn die Zeit war inzwischen immer weiter vorgeschritten, und sie verging fast vor Furcht, man könne Foscari im Fall eines unglücklichen Ausganges nach Hause bringen, ehe sie zurückgekehrt war. Dadurch mußte ja Giuditta, ehe eine Vorbereitung möglich war, sogleich das Schlimmste erfahren. Man hatte den am Fuße der Höhe haltenden Wagen erreicht und Judith befahl schnell zu fahren. Aber Giuditta

widersetzte sich dem, auf ihr Uebelbefinden hindeutend, das eine rasche Fahrt möglicher Weise verschlimmern könne, auf das Entschiedenste, und Judith mußte, wenn sie sich nicht verrathen wollte, sich fügen.

Judith's Befürchtungen waren nur zu gerechtfertigt. Als man in die Hauptstraße einfuhr, in welcher ihr Hôtel, der Prinz von Ligne, lag, sah man schon von Weitem eine große Menschenmenge das Hôtel umstehen.

Judith's Herz zog sich krampfhaft zusammen, sie wollte sprechen und vermochte es nicht. Angstvoll suchend schweifte ihr Blick umher, wo blieb Francesco Mysotti, der Kammerdiener des Fürsten, der ihr Nachricht überbringen sollte? — Er war nirgends zu sehen.

Giuditta war neugierig, was der Auflauf bedeute, und rief einen Vorübergehenden heran, um ihn um Auskunft zu ersuchen.

Judith winkte dem Manne eifrig Schweigen zu, aber vergebens legte sie flehend den Finger auf die Lippen, er verstand sie nicht. Die Fürstin war ihm unbekannt, und sich wundernd, was wohl die sonderbaren Geberden der schönen bleichen Dame bedeuten möchten, erwiederte er ruhig: „Man hat eben einen jungen Mann, ich glaube

es ist ein italienischer Fürst, der im Duell erschossen wurde, heimgebracht."

Die Fürstin stieß einen einzigen entsetzlichen Schrei aus, riß die Wagenthür auf, sprang, ehe Judith, die wie gelähmt von Entsetzen neben ihr saß, sie daran zu verhindern vermochte, hinab, fiel, sprang wieder empor und stürmte durch die Menschenmenge, welche entsetzt vor der einer Wahnsinnigen gleichenden Dame zurückwich, in das Haus, stürzte die Treppe hinauf, schleuderte den Wirth, der sich mitleidig abwehrend ihr in den Weg stellte, zur Seite, öffnete die Thür und stand vor der blutbedeckten Leiche ihres Gemahls.

Ein wilder — verzweiflungsvoller Aufschrei, und sie fiel über den geliebten Mann weg, ihn mit letzter Kraft umklammernd.

So fand sie Judith, die ihr so schnell als nur möglich gefolgt war. Mit Hilfe des Arztes, welcher die Leiche mit hergebracht, ward die Fürstin zu Bett gebracht. Ein Gehirnfieber brach aus, und in den wildesten Phantasien machte sich der ungeheure Schmerz Luft.

Von dem Arzte erfuhr Judith auch die Ursache, warum sie ohne die verabredete Nachricht, die der Kammerdiener ihr überbringen sollte, geblieben war.

Der Verlauf des Duells war erst ein für beide Theile günstiger gewesen, insofern der erste Kugelwechsel sowohl dem Fürsten als seinem Gegner nur leichte Streifwunden gebracht hatte.

Die Secundanten hatten die nach dem ersten Gange üblichen Versöhnungsversuche gemacht, und der Fürst sich denselben auch nicht abgeneigt gezeigt.

Indeß, sein brutaler Gegner, ohne Zweifel von dem Wunsche durchdrungen, einen Feind der Monarchie zu vernichten, hatte, statt sich versöhnlich zu zeigen, den Fürsten auf's Neue gröblich beleidigt.

Das Duell hatte seinen Fortgang.

Der Fürst, leidenschaftlicher Natur wie er war, kochte vor Wuth über die neue Beleidigung. Das war von dem größten Nachtheil für ihn, vielleicht mochte sein unwürdiger Gegner auch diese Wirkung berechnet haben. Die Hand des sonst so ausgezeichneten Schützen ward unsicher, er fehlte. Der Gegner indessen zielte mit teuflischer Kaltblütigkeit und hämischem Lächeln auf den edlen Mann, der ohne ein Zucken der Wimpern die Kugel erwartete, welche ihn mitten in die Brust traf. Er fiel und lebte nur noch wenig Minuten.

Francesco aber, sein treuer Kammerdiener, den geliebten Herrn als Leiche vor sich sehend und des Jammers seiner Gebieterin gedenkend, fühlte alle Leidenschaft seiner korsischen Natur in sich erwachen, ihn zu augenblicklicher Rache drängend. Er riß ein Dolchmesser hervor, und ehe nur Jemand seine Absicht ahnen konnte, stürzte er auf den Officier zu und schrie: „Nimm das, Du mörderischer Tyrannenknecht!" und stieß ihm sein Messer bis an's Heft in's Herz.

Ein Satz — und Francesco saß auf des Hauptmanns Pferde, gab ihm die Fersen und war, ehe nur einer der bestürzten Anwesenden daran dachte ihn zu verfolgen, ihnen im Galopp aus den Augen geschwunden.

Das Messer des rachsüchtigen Korsen hatte gut getroffen. Der Hauptmann lebte nicht mehr, um sich seiner Henkersthat zu freuen.

„Und Francesco?" fragte Judith, die nicht umhin konnte eine leise Sympathie für den sonst so ruhigen, gutmüthigen und makellos treuen Menschen zu fühlen.

„Nun der ist natürlich lange über die Grenze und wird, wenn es ihm gelingen sollte C..... zu erreichen, wohl dem Arme der Gerechtigkeit entgehen, denn eine der zahlreich dort lebenden

italienischen Familien wird sich sicher des Landsmannes annehmen, da sie, seine That von ihrem Standpunkte aus betrachtend, ihn nicht sehr schuldig finden werden."

Der Arzt richtete während seiner letzten Worte die Augen forschend auf die Dame. Vielleicht wollte er in ihren Zügen lesen, wie sie selbst darüber denke.

Wenn dies aber seine Absicht war, so ward ihm die Forschung nicht schwer gemacht, denn Judith sagte offen: „Diese Ansicht möchte auch nicht ganz unrichtig sein. Sie müssen mich nicht mißverstehen, Herr Doctor," fügte sie hinzu. „Ich will damit nicht gerade sagen, daß ich billige, was der arme Francesco in seiner Verzweiflung gethan, allein wenn man bedenkt, daß Fürst Baromeo Foscari einer der edelsten, besten Menschen war, von Allen, die ihn kannten, geliebt und verehrt, und sein Gegner einer der brutalsten und gemeinsten, von den eigenen Kameraden mißachtet und gehaßt, der durch seine Duellwuth schon namenloses Unglück über viele unschuldige Familien brachte, dürfte die That der Rache gegen ihn, besonders unter diesen Umständen verübt, wohl eine mildere Beurtheilung erfahren, als sonst möglich sein möchte. Der

Tod dieses Elenden ist ein Glück für die Menschheit, und der, von dessen Hand er fiel, kann gewissermaßen als ein Vollstrecker der göttlichen Gerechtigkeit angesehen werden."

„Das, meine Gnädige, sind Ansichten, die —"

„Vor dem Forum der irdischen Gerechtigkeit wahrscheinlich keine Berücksichtigung finden würden, ich weiß das recht wohl" — vollendete Judith die Rede des Arztes, „aber ich meine, daß sie ihre volle Berechtigung vor jedem vorurtheilslosen Geiste und warmfühlenden Menschenherzen finden werden."

Der Arzt verbeugte sich lächelnd, denn im Grunde war er ganz Judith's Ansicht, aber als kaiserlicher Diener, der er war, durfte er seine Gedanken nicht laut werden lassen. Dieser Dame gegenüber fand er es indeß nicht für nothwendig, eine Comödie der Entrüstung über den Mord des von ihm ebenfalls gehaßten und verachteten Officiers aufzuführen, der eine Plage des ganzen Regimentes gewesen war, ohne daß man sich von ihm befreien gekonnt, da er durch Verwandtschaft mit einer dem Kaiser nahestehenden einflußreichen Person nicht gut von dem Platze verdrängt werden konnte, den er mit so wenig Ehre ausfüllte.

Es dauerte sehr lange, ehe die Fürstin Giu-

ditta, dem Leben wiedergegeben, vom Krankenlager erstand. Judith's aufopfernde Pflege und Sorge hatte das Meiste dazu beigetragen. Ach, zu welchem Leben war die bedauernswerthe Frau erstanden! Innerlich und äußerlich gebrochen, glich die früher so blühend schöne Frau einer Greisin, denn ihr einst so prachtvolles blauschwarzes Haar war dünn und silberweiß geworden. Der Kummer und die Krankheit hatten es vor der Zeit gebleicht.

In Gonsalvi hatte sich während der langen Zeit ihrer Krankheit und langsamen Genesung auch ungemein viel geändert.

Judith's Ahnungen beim Abschiede, wie die früheren Todesahnungen des Fürsten Gonsalvi waren in Erfüllung gegangen. Ehe den Fürsten noch die Nachricht von dem Tode des Schwiegersohnes erreichte, hatte er auf der Jagd einen Unfall gehabt, dessen Ausgang ein tödtlicher war.

Lucretia stand nun ganz allein, aber einer der bei der Jagd anwesend gewesenen englischen Herren, der auf einem benachbarten Schlosse als Gast wohnte und Lucretia schon seit einiger Zeit sehr eifrig den Hof gemacht hatte, nahm sich auf das Lebhafteste der verwaisten Prinzessin an, ihr seine Dienste ganz und gar zur Verfügung stel-

lend. Später wußte er sich des in Ruben's Begleitung herbeigeeilten Cesare Vertrauen und Zuneigung in solchem Maße zu gewinnen, daß dieser seiner eifrigen Bewerbung um die Schwester nichts in den Weg legte und Lucretia am Ende, trotz Ruben's Abmahnungen, der eine instinctive Abneigung gegen den Mann hatte, mit Mr. James Warrington verlobte.

Cesare hatte Ruben über seine haltlose, durchaus nicht auf Thatsachen beruhende Abneigung gutmüthig verspottet und ausgelacht, aber Lucretia, die in den schönen und, wenn er wollte, sehr liebenswürdigen Engländer leidenschaftlich verliebt war, nahm des Pflegebruders Warnung so schroff auf, ward so böse und heftig gegen ihn, daß Ruben, gekränkt und beleidigt, Schloß Gonsalvi trotz der gegentheiligen Wünsche Cesare's verließ, um nach der Universitätsstadt zurückzukehren, obgleich inzwischen die Vacanzen eingetreten waren und ihm sonach noch ein längerer Aufenthalt auf dem Schlosse keinen Nachtheil in seinen Studien gebracht hätte.

Von Bologna aus schrieb er an Judith und bat sie, nun ihrerseits einen Versuch zu machen, Cesare und Lucretia zu einer vorsichtigen Prüfung des Squire Warrington zu veranlassen, der

Squire sei, er fühle das im tiefsten Herzen, durchaus nicht der Mann, der Lucretia ein dauerndes Glück zu gewähren vermöge.

Judith hatte alle Achtung vor des Bruders Menschenkenntniß, die zwar bei seiner Jugend noch nicht auf großer Erfahrung beruhte, sich aber bisher immer als richtig bewiesen hatte; deshalb zögerte sie nicht und that wie er gewünscht, indem sie sowohl an Cesare wie an Lucretia liebevolle Mahnungen und Warnungen schrieb. Lucretia antwortete kurz und unfreundlich. Das Resultat der liebevollen Warnung war bei ihr eine wachsende Erkaltung gegen Judith. Cesare schrieb liebevoll wie immer, behauptete aber, Warrington sei ein prächtiger Bursche und verdiene Ruben's thörichte Abneigung, von welcher Judith, wie er sähe, sich habe beeinflussen lassen, nicht.

Er liebe Lucretia über Alles, es würde eine Sünde sein, wenn er von seiner Macht als Bruder Gebrauch machen und ein so zärtlich liebendes Paar trennen wolle. Der Squire sei zwar Theilhaber eines großen überseeischen Handelsgeschäftes, aber aus guter Familie, so daß auch sein Stand keinen Anlaß biete, die Verbindung als eine unpassende zu bezeichnen, da er beson-

ders die Absicht habe, sich persönlich ganz von den Geschäften zurückzuziehen, um sein Leben nur der geliebten Frau zu widmen. Sein Vermögen stehe dem Lucretia's gleich, und Judith werde nach diesem Allen gewiß einsehen, daß durchaus kein Grund vorliege, die für die nächste Zeit bestimmte Vermählung auch nur aufzuschieben.

Judith fügte sich seufzend in das, was sie nicht zu hindern vermochte.

Giuditta kümmerte sich wenig um das Alles, hatte doch selbst der Tod ihres geliebten Vaters, den man ihr am Ende nicht verschweigen gekonnt, keinen großen Eindruck auf sie gemacht. Das Maß ihrer Schmerzen war gefüllt, sie war unfähig, mehr zu empfinden.

Judith's unermüdliche Sorgfalt, die ihre eigene Trauer um den verlorenen geliebten Wohlthäter heldenmüthig unterdrückte, nahm sie als etwas Selbstverständliches, ohne sie scheinbar zu bemerken, an. Gleichgültig gegen Alles außerhalb ihres unaufhörlich an ihr nagenden Schmerzes um den Verlust des Gatten, schleppte sie maschinenmäßig ihr Leben hin.

Wie die italienischen Aerzte die Fürstin einst nach Deutschland geschickt hatten, so schickten sie nun die deutschen nach der Heimath zurück. Sie

willigte ein nach Italien zurückzukehren und stellte Judith die Wahl ihres Aufenthaltes frei, nur nach Venedig und Gonsalvi wollte sie nicht, sie wollte beide Stätten ihres früheren Glückes nicht wieder sehen. So wählte denn Judith die Villa Foscari, in der Nähe von Rimini, wo Giuditta noch nicht mit ihrem Gemahl gewesen war.

Man verließ Deutschland und erreichte die Villa Foscari. Hier fand man den glücklich entflohenen Francesco Mysotti, der sich jubelnd der Fürstin zu Füßen stürzte und ihre Hände mit seinen Thränen benetzte.

Das Wiedersehen des treuen Dieners ward zu einem Wendepunkte des Schmerzes der trauernden Wittwe. Sie hob Francesco empor, ergriff seine Rechte, und ehe es der überraschte Diener zu verhindern vermochte, hatte sie einen Kuß auf die gesegnete Hand gedrückt, die, wie sie in Thränen ausbrechend sagte, ihren ermordeten Gatten an dem Mörder gerächt. —

Es waren die ersten Thränen, die sie über ihren Verlust weinte, sie blieben ihr fortan als Erleichterung ihres bisher so starren Schmerzes, er ward milder und sie für den Trost und die Liebe Judith's wieder zugänglich.

Um ihre Dankbarkeit gegen Francesco zu bethätigen, machte sie ihn mit sehr hohem Gehalt zu ihrem Haushofmeister und unterzog sich sogar der persönlichen Werbung für ihn um das Mädchen, das er schon lange geliebt, ohne daß die stolzen Eltern die Verbindung zugeben gewollt. Der persönlichen Intervention der Fürstin, die noch außerdem sich zur Aussteuer der Braut bereit erklärte, widerstanden die Eltern nicht länger, und Francesco empfing aus den Händen seiner verehrten Gebieterin die Braut, die ihm ein reiches, aber leider nur kurzes Eheglück bereitete. Schon nach einem Jahre legte er sie trauernd sammt dem Kinde, das sie ihm geschenkt, in's Grab.

Francesco trauerte still um sein verlorenes Glück und widmete sich nun nur um so eifriger dem Dienste seiner Gebieterin.

12.

Judith und Cesare.

Cesare kam wenige Tage nach der Ankunft seiner Schwester von Gonsalvi zum Besuch herbei.

Es war für Alle ein tief schmerzliches, erschütterndes Wiedersehen.

Cesare hatte seine Studien beendigt und den Besitz der väterlichen Güter angetreten, nach Beendigung seines Besuches bei der Schwester wollte er die große Tour durch Europa machen, die ihm sein Vater in seinem Testamente ausdrücklich zur Vollendung seiner Bildung empfohlen.

Judith hatte sich meisterlich zu beherrschen gewußt, keine Miene hatte verrathen, wie heiß ihr Herz dem Geliebten entgegenschlug, sie zitterte nicht einmal, als seine Lippen die ihren im brüderlichen Kusse berührten.

Während aber Cesare sich mit der tief erschütterten Schwester beschäftigte, war Judith hinausgeschlüpft, um sich in ihrem Zimmer erst zu sammeln, ehe sie es wagte mit ihm zu sprechen. Wie lange und eifrig hatte sie gegen die Liebe in ihrem Herzen gekämpft, wie viel um Ruhe gebetet, und wie ernstlich war sie überzeugt gewesen, daß ihre Kämpfe, ihre Gebete Erfolg gehabt, und nun genügte sein bloßer Anblick, um sie zu überzeugen, daß alle ihre Mühe, ihr Ringen umsonst gewesen und die heiße Liebe zu ihm noch mit unverminderter Gewalt in ihrem Herzen herrschte. Es ward ihr im Moment klar, daß sie vielleicht mit Aufbietung aller ihrer Kräfte ihm das Dasein dieser Liebe verbergen, aber nimmermehr sie selbst vernichten könne.

So ging sie nun mit wogender Brust, mit flammenden Augen und festverschlungenen Händen in ihrem Zimmer auf und nieder, bemüht, die Gefühle niederzukämpfen, die das Wiedersehen aus dem leichten Schlummer geweckt, den sie thöricht genug für Herzensruhe gehalten.

Cesare war schöner, männlicher geworden, das sanfte, gewissermaßen weibliche Element seines Wesens hatte sich aus seiner Erscheinung verloren, schien sich aber in die Augen zurück-

gezogen zu haben, das Feuer ihres Blickes mildernd und die Lebhaftigkeit desselben durch einen gewissen sanften Schmelz dämpfend, der diesen ohnedem schon schönen, mandelförmig geschnittenen Augen einen neuen, etwas träumerischen Reiz verlieh, der um so bewältigender wirkte, als er mit der übrigen männlich festen Erscheinung im Contrast stand.

Anfangs schien Cesare auch gegen Judith nur Bruder zu sein, und Judith war der Spielball wechselnder Gefühle; denn während sie sich aus Pflichtgefühl seiner kalten brüderlichen Neigung freute, empfand sie in ihrem Herzen einen tiefen Schmerz, daß ihre heiße Neigung keine Erwiederung gefunden. Doch hatte sie diesen Zwiespalt ihrer Seele, der sie namenlos peinigte, glücklicher Weise nicht lange zu ertragen.

Schon am dritten Tage fand Cesare Gelegenheit, mit Judith längere Zeit allein zu sein. Er nahm nach dem Diner ihren Arm, führte sie hinab zur ersten Terrasse, wo er sich mit ihr niederließ, und nun vernahm die überraschte Judith mit unbegrenztem Erstaunen, aber mit einem von stürmischer Freude klopfenden Herzen das Geständniß einer Liebe, deren er sich wie er sagte in dem Momente zum ersten Mal bewußt ge-

worden, als er sie, vor nun mehr als zwei Jahren, bei seiner Abreise nach der Universität, zum letzten Mal am Fenster ihres Zimmers ihm zum Abschiede zuwinkend erblickt habe.

Sie bedurfte einiger Zeit, ehe sie im Stande war sich so weit zu fassen, um mit nur einigermaßen ruhiger Stimme zu erwiedern: „Dies Geständniß, mein theurer Bruder, hat mich in einer Weise überrascht, daß Du mir nicht zürnen darfst, wenn ich mich nicht sogleich zu fassen vermag und mich vielleicht nicht zart genug ausspreche. — Hast Du Dich auch gehörig geprüft, mein Bruder? Sollte dieses Gefühl, was Du für Liebe hältst, nicht vielleicht nur die durch lange Trennung erhöhte brüderliche Zärtlichkeit für mich sein?"

„Nein, Judith, ich sagte Dir es ja bereits, nicht erst jetzt ward ich meiner Liebe zu Dir inne, sondern im Augenblicke unserer damaligen Trennung, und seit jenem Tage trug ich die Liebe zu Dir als mein theuerstes Heiligthum in meinem Herzen, und nur sie allein bewahrte mich bei dem fürchterlichen Schlage, den der plötzliche Tod meines geliebten Vaters mir zufügte, vor dem Versinken in die frühere Schwermuth, an der ich nach dem Tode meiner Mutter

so schwer und lange litt. Darum aber handelt es sich im Augenblicke nicht mehr. Ich habe Dir gesagt, Judith, wie tief und innig ich Dich liebe, und hoffe nun, Du werdest mir ohne weitere Versicherung glauben. Doch wie steht es mit Dir, mein geliebtes Mädchen, kannst Du meine Liebe erwiedern und willst Du mein Weib werden? Laß Dich nicht durch irgend welche Bedenken über den Unterschied des Standes und dergleichen beeinflussen. Ich weiß das Alles so gut als Du, aber ich lege nicht den geringsten Werth darauf. — Sprich, nur sprich, geliebte Judith. O! wie habe ich mich auf diesen Tag gefreut, wie habe ich darauf gewartet! Ich hätte Dir schreiben können, aber das genügte mir nicht, Auge in Auge mußte ich Dir von meiner Liebe sprechen und Deine Erwiederung hören. Und nun ist er gekommen dieser heiß ersehnte Tag, ich habe zu Dir gesprochen, meine Geliebte, und Du sitzest stumm und kalt vor mir und folterst mein Herz durch Dein Schweigen! Sprich, Theuerste, o, ich kann es nicht glauben, daß Dein Herz nicht dem meinen mit gleicher Gluth antwortet, kann nicht glauben, daß ich niemals glücklich werden soll."

Während er mit sinkender Stimme die letzten

Worte sprach, drückten seine schönen Züge eine so unsagbare Pein bei dem bloßen Gedanken aus, daß Judith, deren rascher verstohlener Blick die Veränderung gesehen hatte, augenblicklich alle Unentschlossenheit bei Seite warf.

„Mein theurer Bruder“ — hatte sie begonnen, ward aber augenblicklich von den leidenschaftlichen Worten unterbrochen:

„Nenne mich nicht so, Judith, ich kann das nicht mehr ertragen. Ich bin Dein Bruder nicht länger, werde es niemals wieder sein. Bei Gott! ich glaube, meine grenzenlose Liebe für Dich möchte sich eher in Haß verwandeln können, als daß sie je wieder zu der ruhigen, leidenschaftslosen Neigung unserer Kindheit zurückzukehren vermöchte.“

„Nun denn, mein theurer Cesare“ — begann Judith wieder und eine flammende Röthe verbreitete sich über ihr Gesicht, und stieg bis zum Hals und Nacken nieder, der rosig durch das züchtig bis zum Halse hinaufreichende weiße Muslingewand durchschimmerte — „wenn Du mich fragst, ob ich Dich liebe, so kann ich nur mit einem aus tiefstem Herzensgrunde kommenden Ja antworten. — Aber — o — ich bitte Dich — liebster — Cesare — laß mich doch aus-

sprechen" — versuchte sie sich gegen die stürmische Weise zu wehren, mit der er sie in seine Arme riß. Aber er gab sie erst wieder frei, als er sie wiederholt an sein Herz gedrückt und ihre Lippen, ihre Augen und Haare mit heißen Küssen der Leidenschaft bedeckt hatte.

Judith's Besinnung ging in diesem unerwarteten Sturme fast unter, aber sie hielt sich tapfer und beherrschte ihre eigene Leidenschaft, sie senkte den Blick, um ihm das Feuer ihrer Augen zu verbergen, das ihm sonst wohl nur zu verrätherisch die Gefühle entdeckt hätte, die sie mit solcher Anstrengung zu zügeln sich bemühte.

Etwas ängstlich weiter von ihm wegrückend, begann sie von Neuem zu sprechen, ohne doch ganz wie sie gewünscht das leidenschaftliche Beben ihrer Stimme unterdrücken zu können. „Dein Weib aber, Cesare, kann ich nicht werden —"

„Es ist genug! mehr als genug!" schrie er aufspringend. „Du hast gelogen, wenn Du sagst, daß Du mich liebst. Wie könntest Du sonst so kalt da vor mir sitzen? O, ich sehe es, mein Schicksal ist entschieden, Du willst die Abweisung mit einer sogenannten Mitleidsliebe vergolden, mich wie ein Kind damit beschwichtigen. Aber ich mag weder Dein Mitleid, noch lasse ich

mit mir spielen! O! Du wirst es noch bereuen, mich mit dem einen Worte an den Himmel in Deinen Armen glauben gemacht zu haben, um mich mit dem nächsten grausam und unmenschlich in die Hölle eines nie endenden Kummers gestürzt zu haben!"

Er wollte fortstürzen. Sein Antlitz war leichenblaß und verzerrt, und in seinen Augen glühten die Flammen wahnsinniger Verzweiflung.

Entsetzt war Judith emporgesprungen und umschlang ihn mit beiden Armen, indem sie ihn festhaltend ausrief: „So höre mich doch zu Ende, Geliebter. Laß mich aussprechen, Du weißt ja gar nicht, was ich sagen wollte. Du bist schrecklich in Deiner Leidenschaft, Du mußt Dich mehr beherrschen lernen, sonst zerstörst Du Dein eigenes Leben."

„Ach, ich will Alles thun, geliebte Judith, was Du wünschest, liebe mich nur, liebe mich und werde mein. Du kannst Alles aus mir machen, was Du willst," entgegnete er matt, nachdem sie ihn wieder auf seinen früheren Sitz geführt, wo sie neben ihm Platz nahm und, seine wie im Fieber glühenden Hände zwischen den ihren festhaltend, von Neuem begann:

„Sprich nicht so, mein Freund. Das ist un-

männlich und geht ganz gegen Deinen Charakter. Der Mann, dem ich in Liebe als Weib angehören soll, muß ein ganzer, ein rechter Mann sein, aber niemals der Spielball meines Willens. Ich weiß auch, Du übertreibst nur in Deiner thörichten, ungerechtfertigten Verzweiflung. Höre mich also weiter. Ich wollte Dir nur sagen, daß ich Dein Weib nicht eher werden kann, als bis ich ganz sicher sein darf, daß mein Besitz eine wirkliche Lebensbedingung für Dich ist."

„Das ist er, Geliebte, das ist er, bei der heiligen Jungfrau schwöre ich es!"

„Ich glaube Dir, theurer Cesare, ich bin, ohne daß Du mir es schwörst, überzeugt, daß Du in diesem Augenblicke so denkst. Aber Du mußt Deine Liebe durchaus der Prüfung unterwerfen, welche ich von Dir fordere. Bedenke doch, daß ich, um Dir anzugehören, meinen Glauben zu ändern genöthigt sein würde, und diesen wichtigen und, laß mich es Dir gestehen, schweren Schritt könnte ich ja nimmermehr vor meinem Gewissen rechtfertigen, wenn ich ihn nicht mit Ueberzeugung zu thun vermöchte. Du weißt ohnedem, daß ich mich glücklich und zufrieden in meinem Glauben fühle, ihn also nicht aus innerem Drange, sondern nur Dir zu Liebe

ändern werde. Deshalb bedarf es für Dich der Prüfung, für mich der Vorbereitung, denn man wechselt seinen Glauben nicht wie einen Handschuh."

„Es ist wahr, Geliebte, Du mußt viel für mich opfern. Aber sprich, wie lange muß ich warten, um Dir mit der Ueberzeugung von meiner Liebe die Kraft zur Veränderung Deiner Religion zu geben?"

„Du bist im Begriffe, dem Wunsche Deines verewigten Vaters zu genügen, ein paar Jahre zu reisen. Reise denn; und wenn Du nach zwei im Auslande verbrachten Jahren zurückkehrst und mir wie heute vor dem Angesichte Gottes versichern kannst, daß Du in mir allein das Glück Deines Lebens siehst, so will ich Christin und Dein Weib werden."

„Unmöglich! ganz unmöglich! O Judith! wie kannst Du so kalt von einer mehrjährigen Trennung sprechen, wie kannst Du eine so übermenschliche Selbstverleugnung von mir forderen? Du mußt ja einsehen, Geliebte, daß dies nicht geschehen kann."

„O ja, es muß sein, Cesare —" entgegnete sie mit ernster Festigkeit, sich dem Arme entziehend, den er um sie schlingen wollte. „Du mußt Dich in dieser Beziehung meinem Willen

fügen, Du mußt die Welt kennen lernen. Das Leben soll Deine Liebe prüfen; ist sie von der rechten Art, so wird sie Zeit und Trennung überdauernd in unveränderter Tiefe und Innigkeit fortleben. Ist sie es nicht, so wird sie erlöschen und diese Trennung verhütet dann ein grenzenloses, nie wieder gut zu machendes Unglück für uns Beide."

„Wohlan, Judith, ich füge mich. Aber Du wirst Dich doch von dieser Stunde an als meine Verlobte betrachten, wirst mir gestatten, daß —"

„Nein, mein theurer Freund, ich gestatte Dir nichts. Für die nächsten zwei Jahre mußt Du wie bisher mein Bruder bleiben. Du sollst durch Nichts gebunden sein. Frei wie der Vogel in der Luft sollst Du durch die Welt schweifen, und kein Versprechen soll Dich an mich binden, soll Dich zu mir zurückführen. Auch in unserer Correspondenz darf dieser Stunde nie gedacht werden, wenn Du mir schreibst, so darf allein der Bruder an seine Schwester schreiben, auch das mußt Du mir versprechen."

„Du verlangst in der That eine heldenmüthige Entsagung von mir, Geliebte, aber sei es drum. Ich bin meiner sicher, ich weiß, daß meine Liebe alle Prüfungen besteht. Aber —"

fügte er mit düsterem Blick hinzu — „wer bürgt mir dafür, daß Du mein gedenkend den Tag erwarten wirst, wo —"

„Meine Liebe!" unterbrach Judith mit Stolz seine Rede, fügte aber sogleich in milderem Tone hinzu — „Doch wenn es Dich tröstet, Cesare, so bin ich gern bereit Dir zu schwören, daß ich Dir treu bleiben will, ja ich würde Dir sogar schwören, nie einem andern Manne angehören zu wollen als Dir, doch das gerade könnte für Deinen Edelmuth ein Band werden, Dich an mich zu fesseln, was ich um jeden Preis vermeiden möchte. Ich schwöre Dir also nur, bei Jehovah, daß ich Dir diese zwei Jahre meine Treue bewahren will. Nun bist Du hoffentlich zufrieden?" schloß sie mit mattem Lächeln — „und nun laß uns scheiden, denn ich fühle mich sehr erschöpft und möchte allein sein."

„Aber Du wirst mir doch vorher gestatten, Dich noch einmal als meine Geliebte zu küssen? O ich bitte Dich, schüttle nicht den Kopf, mein Gehorsam ist doch wohl dieses Lohnes werth, so hoch er auch sei. Morgen bin ich dann, ich verspreche es auf mein Wort, nur Dein Bruder."

Judith lächelte, erröthete und sagte weder Ja noch Nein.

Cesare errieth, daß dies Schweigen die erbetene Erlaubniß sei, und Judith duldete schweigend, daß er sie in die Arme schloß und wiederholt küßte — dann aber schob sie ihn zurück und sagte mit zitternder Stimme: „Geh, Cesare, ich bitte Dich, verlaß mich jetzt!"

Er gehorchte.

Judith kam an diesem Tage nicht wieder zum Vorschein und ließ sich beim Souper mit einer heftigen Migraine entschuldigen. Am andern Morgen hatte sie sich wieder ganz in ihre schwesterliche Rolle hineingefunden, der sie während der ganzen Zeit, welche Cesare noch bei ihnen verweilte, nicht einen Moment untreu wurde. Cesare freilich besaß nicht so viel Selbstbeherrschung und fühlte sich jedesmal verletzt, wenn ein strafender Blick von ihr ihn erinnerte, daß er sich vergessen, obgleich er nicht verfehlte zu gehorchen. — — —

Lucretia lebte mit ihrem Gatten in Rom, sie war überhaupt eine faule Briefschreiberin, und da Giuditta in der Apathie ihres Schmerzes keinen der früheren Briefe beantwortet hatte, so betrachtete Lucretia das um so mehr als gute Entschuldigung ihres Schweigens, da sie selbst durch Cesare über das Ergehen der Schwester

und Judith's, der sie immer noch wegen ihrer Warnung zürnte, unterrichtet wurde.

Durch Cesare, der eben von Rom aus zu ihnen gekommen war, erfuhren nun die Fürstin und Judith, daß die Ehe Lucretia's bisher eine durchaus glückliche sei, und daß die Schwester mit einer ganz unbeschreiblichen Leidenschaft an ihrem Gemahl hänge, der sie, bildlich gesprochen, auf den Händen trage. Cesare erzählte weiter, daß die Beiden nur wenig in Gesellschaft gingen, daß aber dies wenig immer noch zu viel für Lucretia sei, für die überhaupt die übrige Welt gar nicht existire und die sich mit ihrem Ideal am liebsten in die tiefste Einsamkeit zurückziehen möchte, um sich nur ganz und gar in ihre beiderseitige Liebe zu versenken.

Judith freute sich innig über das Glück Lucretia's; dennoch konnte sie sich einer ängstlichen Befürchtung über die Dauer einer so ausschließlichen übermäßigen Leidenschaft nicht erwehren.

Sie hätte gern Lucretia den wohlmeinenden Rath gegeben, ihre Liebe nicht durch ein zu leidenschaftliches Uebermaß zu erschöpfen, das gar zu leicht ihrem Gatten zur Gewohnheit und am Ende zum Ueberdruß werden konnte; da sie aber

mit ihrer ersten Warnung so schlecht angekommen war, die Lucretia ihr noch immer nicht zu vergeben vermochte, so durfte sie es nicht wagen, einen Rath zu ertheilen, den Jene doch gewiß schlecht aufgenommen haben würde.

Eine glückliche Nachricht beschwichtigte bald ihre Sorge und ließ sie hoffen, daß die Gefahr für Lucretia von selbst vorübergehen werde. Jetzt mußte sie ihre Liebe theilen und hatte keine Zeit mehr, sich so ausschließlich ihres Gatten zu bemächtigen.

Der Squire meldete der Fürstin nämlich in einem äußerst ceremoniell gehaltenen Briefe die Geburt einer Tochter, welche er sie bat aus der Taufe zu heben, und fügte in noch kälterer, ceremoniellerer Weise eine Einladung an Signora Bertoni bei, die Fürstin zu ihrer Pflegeschwester zu begleiten. Dem Schreiben lagen ein paar mit matter Hand gekritzelte, sehr zärtliche Zeilen Lucretia's bei, an Giuditta und Judith zugleich gerichtet.

Ein zweites Schreiben an Cesare, das in einem ganz andern, sehr herzlichen Tone gehalten war, forderte auch Cesare als Pathen der neugeborenen Nichte. Der Fürstin körperliche Schwäche gestattete die Reise nicht, und so nahm sie zwar

die Pathenstelle an, ersuchte aber ihren Schwager, dessen kalter, ceremonieller Brief ihr überhaupt keine Neigung geweckt hatte seine persönliche Bekanntschaft zu machen, sie durch eine Stellvertreterin ersetzen zu lassen, und dankte im Namen ihrer geliebten Pflegeschwester eben so kalt, wie die Einladung gewesen. Cesare reiste ab und nahm diesen Brief, sowie zwei zärtliche Schreiben Giuditta's und Judith's an Lucretia mit.

Der junge Fürst hatte nicht die Absicht, nach der Taufe zurückzukehren, sondern wollte von Rom aus nach dem Auslande abreisen.

Der Abschied war ein sehr bewegter. Judith zerfloß trotz aller Mühe, die sie sich gab, um ihre Fassung zu bewahren, in Thränen, als Cesare sie in seine Arme preßte und unter heißen Küssen murmelte: „Lebe wohl, Geliebte! Lebe wohl und gedenke Deines Schwures!“ Darauf riß er sich aus ihren Armen, sprang in den Wagen und fuhr ohne noch einmal zurückzublicken davon, denn er traute seiner Kraft nicht. Es war ein gar zu erschütternder Anblick, die majestätische Judith so ganz außer der stets bewahrten Ruhe, ihr schönes edles Gesicht von Thränen überströmt zu sehen. Judith gehörte zu den seltenen Ausnahmen, die von Thränen nicht

entstellt werden. Niemals hatte Cesare sie schöner gesehen, und deshalb blickte er nicht zurück, um nur nicht die Selbstbeherrschung zu verlieren, die er um ihrer Achtung willen durchaus behaupten zu müssen sich bewußt war.

Von Giuditta's Armen tröstend umschlungen, kehrte Judith wankend in das Haus zurück.

Lucretia verließ einige Wochen, nachdem Cesare seine Reise angetreten, mit Gatten und Kind Rom ebenfalls, um nach England überzusiedeln. Sie hätte gar zu gern erst einen Besuch in der Villa Foscari gemacht, aber der Squire, welcher es Judith nicht vergeben konnte, daß sie gegen Lucretia's Verbindung mit ihm gewesen — was ihm Lucretia in ihrer ersten heftigen Entrüstung unvorsichtig verrathen — und der auch durchaus keine Neigung fühlte die Bekanntschaft der verwittweten Fürstin zu machen, deren Trauer und Kränklichkeit ihn allein schon zurückzuschrecken geeignet waren, wußte sie schmeichelnd von ihrem Wunsche zurückzubringen.

Die Briefe, welche Lucretia von England aus an die Schwester und Judith richtete, sprachen anfangs noch immer von ungetrübtem Glück, aber allmälig wurden sie seltener, und obgleich Lucretia nicht klagte, lasen die ihr befreundeten

Herzen doch ihre innere Unruhe, ihr Unbefriedigtsein zwischen den Zeilen.

Plötzlich blieben die Briefe eine Zeit lang ganz aus, bis ein von dem Stammschlosse Gonsalvi datirter Brief die Fürstin benachrichtigte, daß Lucretia in die Heimath zurückgekehrt sei.

Giuditta reichte Judith den gelesenen Brief ohne ein Wort zu sagen, erst als Jene gelesen und ihre Hand sinken ließ, um die Fürstin erstaunt anzusehen, sagte sie: „Was denkst Du davon?"

„Ich glaube, die arme Lucretia hat einsehen gelernt, daß sie ihre Liebe an einen Unwürdigen verschwendete."

„Ja, das denke auch ich. Dies gänzliche Schweigen über ihren Gemahl und über die Ursache ihrer Reise nach Gonsalvi läßt sich gar nicht anders deuten. Die Aermste, wenn man sie nur trösten könnte, wie tief mag die Wunde sein, die sie empfangen."

„Und die um so schmerzlicher sein muß, je fester sie an die Würdigkeit dieses Mannes glaubte. Deshalb schämt sie sich wohl auch uns zu sehen, ihr Stolz giebt es nicht zu unsere Tröstungen anzunehmen, weil sie uns vorher erst ihre Täuschung mittheilen müßte. So können wir leider nichts

thun, als sie bitten uns zu besuchen, als ahnten wir gar nichts von ihrem Zerwürfniß."

„Du hast Recht, Judith, sie wird zwar unserer Einladung nicht folgen, weil sie weiß, daß sie uns das, was sie brieflich zu verschweigen vermag, bei einem persönlichen Zusammentreffen nicht zu verbergen im Stande wäre. Bei ihrem stolzen Charakter ist aber Hoffnung vorhanden, daß die ihr geschlagene Herzenswunde eher heilen wird, wenn sie, sei es auch von der zärtlichsten Hand, unberührt bleibt. Mag sie denn in der Einsamkeit versuchen ihre Ruhe wieder zu gewinnen. Wenn Cesare zurückkommt, muß sie doch sprechen."

Die beiden Damen hatten ganz richtig geurtheilt. Lucretia war es endlich inne geworden, daß der Mann, den sie in ihrer Phantasie mit allen Tugenden geschmückt und gleich einem Idol angebetet hatte, ein im Grunde unedler, engherziger Mensch war, der, von einem beispiellosen Egoismus beseelt, sich allmälig vor ihren entsetzten Augen zu einem Tyrannen entpuppte. Wäre nun dies allein schon hinreichend gewesen, Lucretia's stolzes Herz ihm zu entfremden, denn sie gehörte nicht zu jenen Frauen, die aus Liebe zur Sclavin des geliebten Mannes werden, son-

dern vermochte nur auf dem Fuße vollständiger Gleichberechtigung die Ehe zu ertragen, so kam doch noch mehr dazu, sie aus dem unheilvollen Traume zu erwecken, dem sie sich trotz aller Warnungen rückhaltlos und verblendet hingegeben, und von ihm befangen ihr ganzes edles Selbst und ihr Lebensglück verschleudert hatte.

Was sie für eine der ihrigen gleiche Liebe gehalten hatte, war nichts als Strohfeuer einer sinnlichen Leidenschaft, das noch mehr angefacht wurde von dem Begehr nach ihrem reichen Besitz. Nun besaß er was er gewollt, und seine Leidenschaft war verraucht, er hielt es nicht mehr der Mühe werth, sie über seine Gleichgültigkeit zu täuschen, da er keinen Nutzen davon zu haben glaubte, weil er der Meinung war, sie würde in ihrer Leidenschaft für ihn befangen bleiben und es nie wagen gegen ihn aufzutreten und ihre Rechte geltend zu machen.

Kalt sich von der Gattin abwendend, begnügte er sich nicht damit sie grausam zu vernachlässigen, sondern beging auch die Infamie, sie in das Gesicht dadurch zu beschimpfen, daß er eine Frau von zweideutigem Rufe, mit der er ein offenkundiges Verhältniß unterhielt, das nur seiner Gattin noch ein Geheimniß war, in sein

Haus einlud und sie Lucretia in solcher Weise vorstellte, daß diese, obgleich die Dame ihr durchaus nicht gefiel, nicht umhin konnte, sich einige Zeit mit ihr zu unterhalten.

So tolerant nun auch die vornehme Welt über derartige Verhältnisse hinwegzusehen pflegt, das war denn doch zu viel, und die allgemeine Entrüstung wendete sich gegen den Squire und trat auf die Seite der beleidigten Frau. Die leichtfertige Frau, seine Geliebte, überall der gleichen Verachtung begegnend, entfernte sich stolz, aber im Innern vor Wuth kochend aus dem Hause, wo sie die Strafe ihrer Frechheit ereilt und sie nun auch in anderen Gesellschaften unmöglich gemacht hatte.

Lucretia bemerkte wohl den im Stillen geführten gesellschaftlichen Kampf, sowie den Sieg, und errieth, daß die in solcher Weise zur Entfernung gezwungene Dame nicht umsonst so behandelt werden mochte, war aber weit entfernt den wahren Zusammenhang zu ahnen, nach dem zu fragen sie ein geheimes Gefühl verhinderte. Doch sollte sie nicht lange im Zweifel bleiben. Schon am andern Tage wurde ihr die von ihr nicht gesuchte Aufklärung entgegengebracht.

Einer der Freunde des Squire, der im Stillen

in die vernachlässigte Gattin rasend verliebt war, ohne indeß je gewagt zu haben ihr eine Andeutung seiner Gefühle zu geben, mochte sich wohl schmeicheln, daß die Entdeckung der Untreue ihres Mannes und der ihr zugefügten Beschimpfung ihm zu Gute kommen und sie zur Wiedervergeltung geneigt machen werde. Er unterrichtete Lucretia von Allem und gab ihr die verlangten Beweise. Lucretia glich einer Rasenden, als aber der falsche Freund von seiner Leidenschaft zu sprechen wagte, da war es, als ob ein kaltes Sturzbad die Leidenschaft dämpfte, von der die schöne Frau erschüttert wurde. Der Baronet hatte vergeblich auf die Sehnsucht nach Rache speculirt, in solcher Weise rächte sich eine Gonsalvi, deren edles Herz niemals von der Tugend abzuweichen vermochte, nicht.

Ein eiskalter Blick schrankenlosester Verachtung traf den Versucher, sie hob den schönen Arm, gebieterisch auf die Thür deutend, ohne ein Wort zu sprechen.

Eben so stumm sich unter ihren so ausdrucksvoll kundgegebenen Willen beugend, schlich der Baronet davon.

Lucretia brach, nachdem er sie verlassen, weinend zusammen. Jetzt erst fühlte sie sich auf das

Tiefste erniedrigt, ein Mann hatte so zu ihr zu sprechen gewagt, so tief also war sie in der Achtung der Welt durch ihres Gatten Untreue und Beschimpfung gesunken?

Wie sehr sie aber auch leiden mochte, das Bewußtsein ihrer eigenen Reinheit und Unschuld erhob sie wieder und ihr Stolz gab ihr die Kraft zurück, deren sie jetzt bedurfte. Ein Entschluß war bald gefaßt, sie bereitete sich im Stillen vor, und eines Morgens fand der von seiner Maitresse zurückkehrende Squire, daß die Gattin mit der kleinen Bianca, seiner Tochter, nur von Ceccina, der italienischen Amme, begleitet, abgereist sei.

Ein zurückgelassener Brief benachrichtigte den Squire von dem Grunde ihrer Flucht und verbot ihm, sich ihr je im Leben wieder zu nahen. Nur unter der Bedingung dieses gänzlichen Fernhaltens seiner ihr fortan verhaßten Person solle er ihr Vermögen ferner verwalten, während sie bei der ersten Verletzung dieser Bedingung sich unter den Schutz ihres Bruders stellen und, auf den Ehecontract gestützt, mit Hilfe der Gesetze ihr ganzes Vermögen von ihm fordern werde. Schließlich war die Summe notirt, die sie zu ihrem standesgemäßen Unterhalt verlangte.

Warrington fluchte wild, als er diesen Brief

las, machte aber keinen Versuch die Entflohene zu verfolgen, vielmehr sendete er ihr als einziges Zeichen, daß er ihrem Willen zu folgen geneigt sei, in einigen Tagen den ersten Quartalbetrag des von ihr verlangten Jahrgeldes.

Lucretia lebte still auf Schloß Gonsalvi, sich nur ihrem kränklichen Kinde widmend. Cesare hatte sie angezeigt, daß sie wegen Bianca's Kränklichkeit nach Gonsalvi zurückgekehrt sei und seine Gastfreundschaft in Anspruch genommen habe; auch gegen ihn hatte kein Wort das Zerwürfniß mit ihrem Gemahl angedeutet, dessen Erklärung sie einer persönlichen Besprechung vorbehielt, überzeugt, daß sie bis dahin die dazu nöthige Ruhe und das jetzt so arg gestörte Gleichgewicht ihres Lebens wiedergefunden haben werde.

Judith, durch Cesare's häufige Briefe, in denen sie — obgleich er mit einer Selbstbeherrschung, die ihre ganze Achtung erregte, es sorgfältig vermied, aus seiner brüderlichen Rolle zu fallen — seine tiefe Liebe und Sehnsucht nach ihr, gleichsam wie ein Hauch zwischen den Zeilen schwebend, hier und da sichtlich unwillkürlich durch ein kurzes Wort oder ein plötzliches Abbrechen angedeutet fand, von seiner unwandelbaren Liebe überzeugt, dachte nun nach Verfluß von

achtzehn Monaten daran, sich auf den Wechsel ihres Glaubens vorzubereiten. Sich des Pater Hermann erinnernd, der nach dem Tode des Fürsten Gonsalvi sich nach seinem Vaterlande Sachsen zurückgewendet hatte, schrieb sie an den ehrwürdigen Mann, dem sie einst mit kindlichem Vertrauen zugethan gewesen, und ihn von den Verhältnissen unterrichtend, fragte sie vorläufig an, ob er in dem Falle, daß des Fürsten Gonsalvi Treue sie zum Aufgeben ihrer Religion nöthige, zu ihr kommen wolle, um sie im Christenthum zu unterrichten und ihre Taufe zu übernehmen. Sie fügte hinzu, daß sie glaube, er werde am besten vermögen jene Ueberzeugung in ihr zu erwecken, die das Opfer, welches sie bringen müsse, vor ihrem Gewissen zu rechtfertigen im Stande sei.

Pater Hermann erwiederte ihren Brief in herzlichster Weise und versprach sofort zu kommen, wenn sie ihn rufe.

Judith war nun ganz beruhigt. An der Hand dieses edlen, wahren Dieners des Herrn mußte es leichter sein die Bahn zu betreten, welche sie von dem so lange hoch und heilig gehaltenen Glauben ihrer Väter hinwegführen sollte.

Der Tag von Cesare's Heimkehr rückte heran. Judith kämpfte zwar bereits seit Langem nicht mehr gegen ihre Liebe, aber jetzt erst gab sie sich derselben rückhaltlos hin, ermuthigt von einem letzten Briefe Cesare's, der den Tag seiner Heimkehr bestimmte und in dem er, nun endlich jede Verhüllung seiner Liebe bei Seite werfend, in glühenden, von Jubel und Leidenschaft überfließenden Worten die Geliebte an ihr Versprechen mahnte und sie als Braut begrüßte.

Jetzt erst fand die glückliche Judith den Muth, sich der schwesterlichen Freundin rückhaltlos zu entdecken. Bisher hatte sie sich vor dem Moment gefürchtet, denn bei allen edlen, vortrefflichen Eigenschaften besaß Giuditta einen großen Stolz auf ihre Geburt und die Reinheit ihres Stammbaumes. Judith sprach mit hinreißender Wärme von ihrer bis dahin verschwiegenen und unterdrückten Liebe, erzählte wie der edle Fürst darüber gedacht und welche Bestimmungen er darüber hinterlassen, die ihr nun das Recht gaben, sich Cesare's tiefer Liebe ohne weiteres Bedenken hinzugeben.

Giuditta hatte nie etwas von dem Dasein dieser gegenseitigen Liebe geahnt, selbst Cesare's Abschied war nicht genügend gewesen, sie darüber

aufzuklären, seine Abschiedsworte hatte sie nicht gehört und Judith's Schmerz war ihr wohl etwas stark vorgekommen, aber sie glaubte damals gern ihrer Erklärung, daß sie darum von dem Abschiede so erschüttert worden, weil sie sich schon die letzten Tage unwohl gefühlt.

Diese Eröffnungen erregten also das unbegrenzteste Erstaunen Giuditta's, aber in ihrer Seele regte sich auch der Stolz. Doch liebte sie Judith zu sehr und war auch zu rücksichtsvoll, um ihren Bedenken und dem Widerstreben dieses Stolzes Worte zu geben. Zudem würde sich, wie sie recht gut wußte, ganz und gar nichts durch einen Widerstand von ihrer Seite erreichen lassen, auch theilte sie die Ansicht ihres Vaters über Cesare's weiche, zum Trübsinn geneigte Natur, und verstand wohl die möglichen Folgen zu würdigen, welche eine unglückliche Liebe für eine solche Natur nur zu leicht haben konnte. Auch vor ihr inneres Auge, wie einst vor das ihres Vaters, trat der unglückliche Anverwandte, der im Irrsinn endete.

Alles dies vereinigte sich, um sie zu einer scheinbar freudigen Zustimmung zu veranlassen.

Allein Judith errieth Alles, ihr war das Zögern, das Zucken des verletzten Stolzes nicht

entgangen, und die Erinnerung daran blieb als ein schmerzlicher Stachel in ihrem Herzen zurück und träufelte einige Tropfen Wermuth in den übervollen Becher ihres Glückes.

Noch schrieb sie nicht an Pater Hermann, sie wollte Cesare nicht vorgreifen, er selbst sollte an den von ihm sehr geliebten und hochverehrten Lehrer schreiben und ihn herbeirufen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Bastian, Dr. **Adolf**, Reisen in China von Peking zur mongolischen Grenze und Rückkehr nach Europa. (Die Völker des östlichen Asiens. Studien und Reisen. Sechster Band.) gr. 8. broch. 5 Thlr.

Dixon, W. Hepworth, Neu-Amerika. Rechtmäßige, vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der siebenten Original-Auflage aus dem Englischen von Richard Oberländer. Mit Illustrationen nach Original-Photographien. gr. 8. Eleg. broch. $2^2/_3$ Thlr., eleg. geb. $3^1/_3$ Thlr.

Dixon, W. Hepworth, Das heilige Land. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der vierten Auflage aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Mit 14 Illustrationen nach Originalzeichnungen und Photographien. gr. 8. broch. 2 Thlr. 20 Sgr.

Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann von, Reisen in Indien und Hoch-Asien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit Clima und Bodengestaltung. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854 bis 1858 im Auftrage der Ostindischen Regierung. **Erster Band: Indien.** Mit 2 Karten, 7 Landschaften und 2 Gruppenbildern von Eingeborenen in Tondruck. Lex.-8. Eleg. broch. Preis 4 Thlr. 24 Sgr. **Zweiter Band: Hoch-Asien.** (I. Der Himaláya von Bhután bis Kashmir.) Mit 7 landschaftlichen Ansichten in Tondruck und 3 Tafeln topographischer Gebirgsprofile. Lex.-8. Eleg. broch. 5 Thlr. 10 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela. 3 Bde. 8. broch. 5 1/3 Thlr.

Bodenstedt, Friedrich, Aus deutschen Gauen. (Erzählungen und Romane.) 1. u. 2. Bd. 8. eleg. broch. circa 2 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Franctireurs. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus IX. Band.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag. broch. 15 Sgr.

Mühlbach, Louise, Kaiserburg und Engelsburg. 2 Bde. 8. eleg. broch. 2 2/3 Thlr.

König, E. A., Durch Kampf zum Frieden. Preisgekrönter Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Kriegsbilder eines Nachzüglers aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VIII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag. broch. 15 Sgr.

Mühlbach, Louise, Mohammed Ali und sein Haus. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, In Mexico. Charakterbild aus den Jahren 1864—1867. 8 Theile in 4 Bdn. 8. broch. 6 Thlr. 15 Sgr.

Knortz, Karl, Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. 8. broch. 1 Thlr. 20 Sgr.

Mühlbach, Louise, Reisebriefe aus Aegypten. 2 Bde. 8. broch. 2 3/4 Thlr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Fricke, W., Wat möt, dat möt. Ene lustige Geschichte in nieder-sächsischer Mundart. 2 Bde. 8. eleg. broch. $1^1/_2$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach dem Schiffbruch. Nordaustralische Abenteuer. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VI. Band.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 10 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Das Wrack des Piraten. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VII. Band.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.

Guseck, Bernd v., Der schlimmste Feind. Historischer Roman. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus V. Band.) Zwei Theile in einem Band. (Mit besonderem Doppeltitel.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. $22^1/_2$ Sgr.

Fischer, Dr. Wilhelm, Holländische Geschichten. Novellen. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Ernesti, Luise, Todtes Capital. Roman. 4 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Fels, Egon, Loreley. Roman. 4 Bde. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Köller, Eduard, Klatschereien. Drei Geschichten. 8. broch. $1^1/_2$ Thlr.

König, E. A., Die Geheimnisse einer großen Stadt. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Klinck, F., Unter dem letzten Welfenkönig. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Winterfeld, A. von, Der Winkelschreiber. Humoristischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Missionäre. Roman aus der Südsee. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Pasqué, Ernst, Drei Gesellen. Eine heitere und ernste Erzählung. 4 Bde. 8. eleg. broch. 4½ Thlr.

Ut 't Dörp. Van'n oll'n Rümärker. Lustege Vertellungen. 8. broch. 1¼ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Erbe. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 24 Sgr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. **Zweite Ausgabe.** 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Kleinsteuber, Hermann, Das Geheimniß der Schatulle. Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Kleinsteuber, Hermann, Schach dem König. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Die Schatzgräber. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Meerkönig. Eine Erzählung. 6 Bde. 8. broch. 6½ Thlr.

Wickede, Julius von, Eine Deutsche Bürgerfamilie. Nach einer Familienchronik bearbeitet. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Sacher-Masoch, Leopold von, Der letzte König der Magyaren. Historischer Roman. **Zweite Ausgabe.** 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erlebtes und Geträumtes. Novellen und Erzählungen. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Robiano, L. Gräfin von, Anna Boleyn. Historischer Roman. 2 starke Bände. 8. eleg. broch. 3½ Thlr.

Das Geheimniß der vier Tage.

Zweiter Band.

Das

Geheimniß der vier Tage.

Roman

von

Egon Fels,

Verfasser von „Zwei Ehen", „Dorothea", „Kinder des Kaufmanns", „Wandlungen", „Rose von Delhi" und „Loreley".

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

Inhaltsverzeichniß.

1.
Schlimme Nachrichten.

Der vom Fürst Cesare selbst bestimmte Tag seiner Rückkehr kam heran und verging, ohne Judith den Geliebten zu bringen. Die nächsten Tage vergingen, Wochen folgten ihnen, ohne daß die sich täglich steigernde Pein der Erwartung befriedigt ward.

Lucretia schrieb ängstlich, ob Cesare noch nicht gekommen, oder ob man nicht wenigstens Briefe erhalten habe, auch sie war ohne Nachricht seit langer Zeit.

Giuditta schrieb nun selbst an den Bruder, da Judith, in seinem unmotivirten Ausbleiben eine Untreue fürchtend, es verweigerte, ihr die gewohnten Secretärdienste zu leisten.

Der Brief blieb unbeantwortet.

Nun entschloß sich Giuditta an ihren Schwager zu schreiben und ihn um Nachricht zu bitten, die er doch sicher zu geben wußte, da Cesare's letzte Briefe aus London datirt waren.

Die Antwort kam rasch, war in dem früheren kalten Tone gehalten und verkündigte mit einer schonungslosen Offenheit, daß sein lustiger Schwager in dem wüsten Leben, welches er seit einiger Zeit führe, wahrscheinlich keine Zeit gefunden habe die Herzensergüsse seiner Familie zu beantworten. Er für seinen Theil mißbillige das Treiben seines Schwagers im höchsten Grade und habe bereits, aber leider vergebens, versucht, ihn durch Vorstellungen zu einem geordneteren Leben zurückzuführen, was um so wünschenswerther sei, als er sich leider immer mehr überzeuge, daß die Debauchen des wilden jungen Mannes dessen Gesundheit nicht nur leiblich, sondern auch geistig zu untergraben drohten. Bisher habe er gezögert, die Frau Fürstin durch eine Mittheilung darüber zu erschrecken, auch sei es ihm zu sehr verhaßt gewesen, den Angeber zu machen, sei es auch um des besten Zweckes willen, nunmehr aber habe er geglaubt ihr mit der größten Offenheit Alles mittheilen zu müssen.

Giuditta war wie erstarrt vor Schrecken über

diese unerwarteten und fast unglaublichen Nachrichten und versuchte der anwesenden Judith umsonst den Eindruck, den der Brief, den sie ihr um jeden Preis zu verheimlichen beabsichtigte, auf sie machte, zu verbergen.

Aber Judith hatte bereits zu viel in ihrem bleichen Gesicht gelesen und forderte die Kenntniß des Briefes mit einer so wilden, leidenschaftlichen Heftigkeit, daß die schwache Fürstin sich nicht anders zu helfen wußte, als ihr den verlangten zu geben. Judith las den Brief, aber obgleich sie immer bleicher und bleicher wurde, las sie doch mit einer unnatürlichen Ruhe bis zu Ende, schleuderte ihn dann schaudernd wie ein giftiges Gewürm von sich und brach lautlos zusammen, um in wilden Fieberphantasien wieder zu erwachen.

Die Fürstin verzweifelte fast und ließ eilig an Ruben nach Paris telegraphiren, wo dieser, nachdem er sein Examen gemacht und den Doctorhut erhalten hatte, an einem Hospitale als Hilfsarzt seine Kenntnisse zu vervollkommnen suchte. Auch an Lucretia schrieb Giuditta und bat sie, ihr beistehen zu wollen, da sie selbst zu schwach sei, um Judith eine so eifrige Pflege zu widmen, wie diese bedürfe.

Lucretia traf natürlich zuerst ein, sie kam mit ihrem Kinde und dessen Amme, da sie sich nicht von der kleinen Bianca zu trennen vermochte. Zum ersten Male seit langen Jahren sahen sich die Schwestern wieder, die sich strahlend von Schönheit, Jugend und Glück getrennt hatten, um sich nun gebeugt, gebrochen, gealtert wieder zu finden und sich über dem Grabe ihres beiderseitigen verlorenen Lebensglückes von Neuem zu vereinigen, um sich im Leben nie mehr zu trennen.

Lucretia war durch ihren Herzenskummer, durch die tiefe Täuschung ihres Lebens selbst sehr gealtert und verändert; wie sehr sie aber auch durch ihre eigene Veränderung und durch Judith's Briefe, sowie durch Cesare's mündliche Mittheilungen auf die fürchterliche Veränderung ihrer einst so schön blühenden Schwester vorbereitet war, konnte sie doch kaum ihren Schrecken über die totale Zerstörung, welche der Kummer um den plötzlichen Verlust des Gatten, Krankheit und Siechthum in ihr angerichtet, verbergen. Laut schluchzend schloß sie die kaum dreißigjährige Greisin in ihre Arme, sich im Stillen gelobend, sie niemals wieder zu verlassen.

Judith's Zustand hatte sich noch nicht ver-

bessert. Das Fieber tobte mit unverminderter Heftigkeit fort und gab zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß.

Lucretia ward von Giuditta von dem Anlasse der plötzlichen Krankheit Judith's unterrichtet und nahm ihren Platz als Pflegerin bei ihr ein. Sehnsuchtsvoll die Stunden zählend, erwarteten die Schwestern Ruben's Ankunft, von dessen ärztlicher Geschicklichkeit sie nicht nur Hilfe für Judith, sondern auch von seiner Klugheit und größeren Welterfahrung guten Rath wegen Cesare erwarteten. Fast zur Stunde wo sie ihn, überzeugt daß er Tag und Nacht reisen werde, erwartet hatten, kam er an. Die Nacht war bereits angebrochen, aber beide Schwestern eilten ihm bis vor die Thür entgegen. Liebevoll die Schwestern begrüßend, reichte er sogleich Giuditta den Arm und führte sie unter zärtlichem Schelten, daß sie sich bei ihrer Kränklichkeit der Nachtluft ausgesetzt, in die Zimmer zurück, es Lucretia überlassend, ihnen zu folgen.

Beide Schwestern betrachteten sich den so lange nicht gesehenen Pflegebruder mit einer gewissen Neugier. Schon ein Blick auf seine schöne kraftvolle ansprechende Erscheinung, auf seine ernsten charaktervollen Züge und die großen sprechenden,

einen durchdringenden Verstand, aber auch Güte und menschenfreundliches Wohlwollen ausdrückenden Augen, die so ernst und doch zugleich so sanft und mild unter der von Intelligenz zeugenden hohen gewölbten Stirn hervorstrahlten, genügte ihnen, um ihre Herzen mit Vertrauen und neuer Hoffnung zu erfüllen.

Mit kurzen Worten über Judith's Krankheit unterrichtet, begab er sich sogleich von Lucretia begleitet nach dem Krankenzimmer.

Lucretia bemerkte, wie er schmerzvoll die zuckenden Lippen zusammenbiß, als sein erfahrener Blick auf der kranken Schwester weilte, die ihn mit weitgeöffneten, von Fieber wild glühenden Augen anstarrte, ohne ihn zu erkennen.

Das war aber auch das einzige Zeichen von Bewegung, welches er blicken ließ, ruhig und bestimmt stellte er seine Fragen an die Wärterin und Lucretia, prüfte den Puls der Leidenden und sah die Recepte des Arztes durch.

Während er das Letztere that, beobachtete Lucretia ängstlich seine Miene und fragte endlich geradezu: „Bist Du mit Doctor Sessina zufrieden, lieber Ruben?“

„O ja —“ entgegnete er freundlich. „Der Doctor hat ganz zweckentsprechende Mittel an-

gewendet. Ich werde aber von einem neu entdeckten Heilmittel Gebrauch machen, dem ich schon große Erfolge verdanke."

Ohne ihren ängstlichen Fragen, wie er Judith's Zustand finde, weiter Rede zu stehen, ging er hinaus, ließ sich einen seiner Koffer herbeibringen und kehrte darauf mit einem Fläschchen zu der Kranken zurück. Nachdem er Judith selbst die erste Dosis der Arznei gegeben, unterrichtete er die Wärterin, wie sie weiter damit zu verfahren habe, gab ihr noch einige sonstige Verhaltungsregeln und befahl ihn augenblicklich rufen zu lassen, wenn sich die geringste Veränderung bei der Kranken zeige.

„Und nun, meine liebe Lucretia," sagte er, ihren Arm ergreifend und in den seinen legend, um sie aus dem Zimmer zu führen, „ist im Augenblicke Alles geschehen, was sich thun läßt. Lege Du Dich nun mit Giuditta zur Ruhe. Mein Zimmer ist doch wohl bereit, damit ich das Gleiche thun kann, ich bin sehr müde und werde morgen, wo vermuthlich eine Krisis eintreten wird, meine ganzen Kräfte brauchen."

„Und glaubst Du die theure Judith retten zu können?" fragte Lucretia, ängstlich seine verschlossenen Züge prüfend.

Seine Lippen zuckten abermals, aber er antwortete mit scheinbarer Ruhe, doch ihren Blick vermeidend: „Das, meine Liebe, vermag ich heute noch nicht zu sagen. Judith ist jung und kräftig, mein angewendetes Mittel hat sich in vielen ähnlichen Fällen als hilfreich erwiesen. Das Gelingen liegt allein in der Hand Gottes. Gute Nacht."

Lucretia seufzte tief auf und ging mit schwerem Herzen zu Giuditta zurück, deren Schlafzimmer mit dem ihren durch eine Thür verbunden war. Glücklicher Weise schlief die Schwester bereits, so daß Lucretia nicht nöthig hatte eine Lüge zu sagen, wie sie doch zu thun entschlossen war, um Jener die Nachtruhe, deren sie nach den vielen, bereits in Angst und Sorge fast schlaflos verbrachten Nächten auf das Dringendste bedürftig war, nicht zu rauben. Das Vertrauen, welches Ruben's Erscheinung der Fürstin bereits eingeflößt, hatte ihr Gemüth so beruhigt, daß sie nun die Wohlthat eines sanften Schlummers genoß.

Auch Lucretia schlummerte trotz ihrer angstvollen Gedanken ein, nachdem sie vorher in einem inbrünstigen Gebet Gottes gnadenreiche Hilfe erfleht.

Mit dem ersten Strahle der Sonne stand

Ruben, der nur wenig Schlaf bedurfte, wieder neben dem Bett der Schwester, deren Zustand sich zwar nicht gebessert, aber auch nicht verschlimmert hatte. Er schickte die Wärterin zur Ruhe und nahm selbst ihren Platz ein, bis sich die zweite Wärterin zur gewohnten Stunde einstellen werde. Nachdem er auch diese über seine Verordnungen unterrichtet, ging er in das Frühstückszimmer, wo beide Schwestern ihn erwarteten, denen er schon vorher auf ihre Anfrage die beruhigende Versicherung hatte geben lassen, daß das Befinden Judith's sich nicht verschlimmert habe.

Nach dem Frühstück begab er sich wieder zur Schwester, wo er mit dem soeben erschienenen Doctor Sessina zusammentraf, mit dem er dann eine freundschaftliche Conferenz hielt. Wieder zu den Schwestern zurückkehrend, sagte er, Platz nehmend: „Jetzt, meine Lieben, erwarte ich volle Aufklärung über Eure mir gestern ganz geheimnißvollen Andeutungen wegen Cesare."

Von Giuditta aufgefordert, die zu schwach und angegriffen war, um lange zu sprechen, gab Lucretia volle-Aufklärung.

Er hörte sie, ohne sie zu unterbrechen, noch irgend ein Zeichen der Verwunderung über das ihm, wie die Schwestern glaubten, bisher un=

bekannte Verhältniß zwischen Judith und Cesare zu verrathen, mit Aufmerksamkeit an.

Als Lucretia geendet hatte, dachte er einige Minuten nach, dann sagte er mit seiner klangvollen Stimme: „Das Einzige, was wir vor der Hand thun können, ist dies, daß Du, Giuditta, Deinen treuen Mysotti augenblicklich nach London sendest, damit wir durch einen zuverlässigen Berichterstatter Cesare's Leben kennen lernen und zugleich einen treuen Freund in seiner Nähe wissen."

Während er so sprach, streifte ein leichter Seitenblick Lucretia, den sie auffing und augenblicklich dahin deutete, daß Ruben in ihrem Gatten weder einen zuverlässigen Berichterstatter noch einen treuen Freund Cesare's erblicke.

Sie erbebte und eine bisher unterdrückte Befürchtung ward deutlicher in ihrer Seele. Sie hatte Ruben's Menschenkenntniß achten gelernt, wenn sie ihm einst gefolgt hätte, wäre sie nie so unglücklich geworden, als sie war.

Ruben hatte ihre Bewegung aber nicht beachtet und ohne Pause weiter gesprochen. „Einen Freund, der ihm mit Rath und That zur Seite stehen und ihm vielleicht durch Warnungen vor Manchem — was, wie ich hoffe, sein Schwager übertrieben hat, bewahren kann. Ich weiß, er

achtet und schätzt den treuen Mann, und wird gewiß von ihm Manches annehmen, was er Niemand weiter gestatten möchte. Sobald es Judith's Zustand erlaubt, werde ich selbst Mysotti folgen, und mit ihm vereint wird und muß es mir ja gelingen, Cesare, und wenn es sein müßte mit Gewalt, von den Schlingen zu befreien, in die man ihn vielleicht vorsätzlich verstrickt hat."

Diesmal blickte er Lucretia nicht an, und dennoch fühlte sie mit Gewißheit, auf wen seine letzten Worte hindeuten sollten.

Giuditta erwiederte beifällig: „Das ist in der That der beste Rath, lieber Ruben, und ich habe auch schon selbst daran gedacht, wollte aber nicht ohne Deine Beistimmung handeln. Sprich Du mit Mysotti, er wird Alles thun, was Du ihm befiehlst. Ich werde sogleich an Cesare schreiben und Du, Lucretia, mußt es auch thun. Laßt es uns versuchen, ihn durch unsere Liebe von dem Abgrunde zurückzuziehen, an dem er steht. Ich werde ihm nicht verschweigen, daß seine Treulosigkeit unsere theure Judith dem Tode nahe gebracht hat und daß nur seine Rückkehr sie dem Leben, dem Glück wiedergeben kann."

Die Schwestern begannen ihre Briefe und Ruben begab sich, nachdem er Mysotti ersucht

hatte, sich auf eine Reise nach London zum Fürsten vorzubereiten, wieder zu Judith, deren Zimmer er während des ganzen Tages nur auf die kurze Zeit des Diners verließ. Die Krisis nahte heran, doch verzögerte sie sich noch bis zur Nacht. Die Fürstin ahnte nichts davon — Lucretia hatte es ihr auf Ruben's Wunsch verheimlicht — und ging ruhig zu Bett. Lucretia jedoch vermochte nicht zu ruhen, sie schlich sich, ohne daß Ruben etwas davon wußte, in das Vorzimmer, welches zu Judith's Gemächern führte, um dort die Nacht zuzubringen. Angstvoll lauschend auf die wilder und wilder werdenden Phantasien der Kranken, deren heisere Stimme bis zu ihr drang, trotzdem zwei Zimmer zwischen dem Schlafzimmer und dem Vorzimmer lagen, hoffte sie von Stunde zu Stunde von der ab und zu gehenden Wärterin, wenn diese einen Auftrag Ruben's erfüllte, einen Trost zu hören. Aber Jene schüttelte auf ihre Fragen nur immer traurig den Kopf. „Keine Besserung, Altezza," flüsterte sie leise, „es scheint eher immer schlimmer zu werden."

„Was sagt Doctor Bertoni?"

„O er sagt gar nichts, aber er ist erschrecklich bleich und sieht nicht mehr so ruhig, sondern recht verzweifelt aus."

Lucretia wendete sich seufzend von der eilig wieder in den Zimmern Verschwindenden ab und sank auf die Kniee, um zu beten. Sie betete lange und erhob sich etwas ruhiger. Noch immer hörte sie zuweilen die so schrecklich veränderte Stimme Judith's, aber seltener und schwächer wurden die Töne und schwiegen endlich ganz. Lucretia schlich sich nach einiger Zeit bis in das letzte Zimmer und lauschte an der Thür des Krankenzimmers, das während dieser Nacht zu betreten Ruben ihr streng verboten hatte.

Es war so still im Zimmer, daß Lucretia das Klopfen ihres eigenen angsterfüllten Herzens zu hören glaubte.

War diese Ruhe ein gutes Zeichen oder —?

Sie glaubte die Angst der Erwartung kaum mehr ertragen zu können, und dennoch mußte sie es.

Geräuschlos glitt sie über die weichen Teppiche hin, in das Vorzimmer zurück, wo sie mit fest zusammengeschlossenen Händen unaufhörlich umherwandelte. Diese Bewegung war ihr Bedürfniß, sie beschwichtigte ein wenig die rastlose Unruhe ihres Geistes.

So mochte sie wohl eine Stunde gewandelt sein.

Die Kerzen brannten trübe in der beginnenden Morgendämmerung. Fern am Horizonte im Osten färbte ein leichter rosiger Schimmer die Wolken. Allmälig wurde der Schimmer intensiver, um dann in einen leuchtenden Glanz überzugehen, von dem die jetzt deutlich erscheinenden dicht zusammengeschobenen Lämmerwölkchen durchleuchtet und ihre Säume vergoldet wurden, bis endlich, mitten durch sie hindurch sich Bahn brechend, der glänzende Lichtball der Sonne den ersten Strahl gerade in das Zimmer warf, in dem Lucretia so angstvoll eine traurige Nacht verbrachte. Sie hatte nicht auf das wunderbare Schauspiel geachtet. Zu sehr in ihre Angst versunken, war sie unfähig, die gewöhnliche Theilnahme für die Natur zu empfinden. Erst der Sonnenstrahl weckte sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten über den einen sie beherrschenden Gedanken, sie blickte auf und trat zum Fenster. Da hörte sie ein leises Geräusch hinter sich, sie blickte sich um, und auf der Schwelle der Thür, die er eben leise hinter sich schloß, stand Ruben, vom Sonnenstrahle begrüßt und glanzumflossen wie ein Bote des Lichts.

Er war sehr bleich und sichtlich erschöpft, aber seine Augen glänzten und er lächelte, als er

Lucretia's dringend fragendem Blick begegnete, legte aber warnend den Finger auf die Lippen.

Lucretia preßte beide Hände gegen die Brust, um den Freudenschrei zu unterdrücken, der diesem Lächeln, dessen beglückende Bedeutung sie augenblicklich verstand, antworten wollte. Dann eilte sie auf ihn zu und warf sich in seine Arme, während Freudenthränen ihre bleichen Wangen überströmten.

Auch in seinen schönen Augen glänzten Thränen, er neigte sich zu ihr und küßte sie brüderlich, dann löste er sanft ihre Arme von seinem Nacken und führte sie hinaus. Draußen erst sagte er, indem er sie den Corridor hinabführte: „Jetzt ist Judith gerettet. Die Krisis war schrecklich, aber nun ist sie vorbei. Judith schläft, und je länger dieser Schlaf dauert, desto mehr werden sich die gesunkenen Kräfte heben."

„O Ruben, welch Glück, daß Du gekommen bist! Ohne Dich hätten wir Judith gewiß verloren."

„Sage das nicht, Liebe. Sessina ist ein tüchtiger Arzt. Gott hat das Meiste bei meiner Cur gethan. Ich hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben. Nun aber will ich ruhen. Judith wird mindestens zwölf Stunden schlafen, ich hoffe

aber, daß dieser wohlthätige Schlummer noch länger dauern soll. Ich habe also Zeit, einige Stunden zu ruhen. Thue Du das auch. Mysotti kann ja erst gegen Mittag abreisen, wir haben noch vollkommen Zeit, vorher das Nöthige mit ihm zu besprechen. Noch eins, liebe Lucretia, es ist mir eingefallen, daß Mysotti vielleicht der Hilfe unseres Gesandten in London bedürfen mag. So viel ich weiß, waren die Familien Foscari und *** essi befreundet. Sage Giuditta, daß sie für einen Empfehlungsbrief an den Conte sorgen soll."

„Aber inwiefern sollte Mysotti des Gesandten Hilfe bedürfen? Ich habe keinerlei Vermuthung über die Art einer solchen Möglichkeit. Willst Du mir nicht sagen, was —"

„Nein, ich kann weder, noch will ich Dir etwas sagen, was mir selbst nur als eine vage Idee vorschwebt. Dieser Brief an den Gesandten soll nichts als eine einfache Vorsichtsmaßregel sein. Mysotti wird ihn natürlich nur benutzen, wenn er die Intervention eines so einflußreichen Mannes dringend bedarf. Sorge also dafür, daß Giuditta ihn schreibt."

Lucretia entfernte sich im tiefen Nachsinnen, das ganz geeignet gewesen wäre, die Ruhe zu

stören, welche sie nach der schlimmen Nacht doch so nöthig bedurfte; dennoch behauptete die Natur ihr Recht und schlummerte den arbeitenden Geist ein.

Mysotti reiste, im Geheimen von Ruben instruirt, mit Geld und Creditbriefen, sowie mit dem Empfehlungsschreiben an den Gesandten in London versehen, ab.

Judith schlief sechsunddreißig Stunden in einer Tour, erwachte bei Besinnung, und von da an schritt die Besserung zwar langsam, aber sicher fort.

Ehe man noch eine Nachricht von Mysotti erwarten durfte, kam, wie ein Donnerschlag alle Hoffnungen, die man von Mysotti's Eingreifen gehegt, im Keime erstickend, ein neues Schreiben von dem Squire Warrington, das, in demselben schonungslosen Tone wie das frühere gehalten, die nackte Thatsache meldete: Fürst Cesare Gonsalvi sei in Folge seines dissoluten Lebenswandels wahnsinnig geworden und auf den Rath der Aerzte — es folgten zwei der berühmtesten Namen — in die Privatheilanstalt des rühmlichst bekannten Irrenarztes Doctor Stowe gebracht worden. Inzwischen sei er, in der Eigenschaft als Schwager und einziger männlicher Verwandter

des Fürsten, als Zustandsvormund und Verwalter des Vermögens ernannt und in Eid und Pflicht genommen worden. Die Gesandtschaft habe seine Ernennung vorläufig bestätigt und er werde, um die Bestätigung der italienischen Gerichte zu erlangen und zugleich die dortigen Angelegenheiten seines unglücklichen Schwagers zu ordnen, unverweilt nach Gonsalvi kommen, was er die Fürstin bitte ihrer Schwester Lucretia, seiner Gemahlin, anzuzeigen, da er in keiner Weise beabsichtige, diese durch seine wahrscheinlich unwillkommene Ankunft zu überraschen, und ihr gern, so viel an ihm liege, eine unerwünschte Begegnung ersparen wolle. Er werde sich nur die Zeit in Gonsalvi aufhalten, welche zur Ordnung der Geschäfte dringend nöthig sei, worauf das Schloß wie vorher ganz zum Belieben seiner Gemahlin stehen werde.

Diese Schreckensnachricht warf beide Schwestern darnieder. Ruben hatte nun drei Patientinnen, doch er verlor die ihn charakterisirende Ruhe keinen Augenblick. Von einer Patientin zur andern wandernd, und Alles aufbietend, den Schlag für die Schwestern durch seine Tröstungen zu mildern, fand er doch noch Zeit, den Unglücksbrief wieder und wieder zu lesen, und sich einem

tiefen Nachdenken über ein, jedem Andern als ihm unbekanntes, Problem hinzugeben, das ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ.

Endlich kam auch ein Brief von Mysotti, der zwar an die Fürstin adressirt war, aber von Ruben geöffnet ward, weil er vorher prüfen wollte, ob auch die kranke Giuditta ihn lesen dürfe. Ein zweites Schreiben, an ihn adressirt, fiel ihm entgegen. Das Schreiben an die Fürstin täuschte vollständig alle etwa noch gehegten Hoffnungen, obgleich es so vorsichtig und schonend als möglich abgefaßt war. Mysotti schrieb, daß er leider Alles bestätigen müsse, was der Squire Warrington bereits gemeldet. Der Fürst sei jedoch in guten Händen, und man werde Alles aufbieten ihn der Welt wiederzugeben.

Jetzt ahnte Ruben schon, was der Brief an ihn enthalte. Mysotti hatte den Wahnsinnigen durch Vermittlung des Squire Warrington, der sich ihm, ehe derselbe nach Italien abreiste, äußerst zuvorkommend und gefällig bewiesen — gesehen und schilderte seinen Zustand entsetzlich. Doctor Stowe, der Arzt der Anstalt, welcher eines bedeutenden Rufes genieße, sei der Meinung, daß eine Herstellung mehr als zweifelhaft sei. Schließlich fragte Mysotti an, ob er noch bleiben und

sich vielleicht in der Nähe der Anstalt einquartieren solle, um immer über den Zustand des kranken Fürsten au fait zu sein.

Ruben schrieb nur die Worte: „Kommen Sie sogleich zurück."

Lange, sehr lange leuchteten diesmal seine Fenster in die Nacht hinein, und ein draußen stehender Beobachter würde bemerkt haben, wie ein ruheloser Schatten unaufhörlich an den geschlossenen Gardinen vorüberglitt.

Ruben war es, der im Zimmer auf und nieder wandelnd, Cesare's schreckliches Schicksal in seinem Geiste zu zergliedern und den verborgenen Anlaß dazu, der, wie er fest überzeugt war, vorhanden sein mußte, aufzusuchen sich bemühte.

Ein schrecklicher Argwohn war in ihm erwacht und fand, mochte er ihm entgegenhalten was er wollte, um ihn zu unterdrücken und zu vertreiben, immer mehr Boden, ohne daß doch irgend ein sichtbarer Anhalt dazu sich auffinden ließ, wie sehr er auch darüber grübeln mochte.

Ungeduldig berechnete der junge Arzt die Zeit, welche noch vergehen mußte, bis der Zustand seiner drei Patientinnen so weit gebessert sein würde, um ihm ohne Besorgniß für einen möglichen Rückfall die Abreise zu gestatten. Giuditta

freilich, das wußte er nur zu gut, würde nie wieder gesund werden, Alles, was er für sie thun konnte, war das, sie wieder so weit herzustellen, wie sie vor der Erkrankung durch den Unglücksbrief gewesen. Es war ein allmäliges Dahinsiechen ohne viele Schmerzen, langsam, aber sicher nagte der Wurm in ihrer Brust. Ruben wußte, daß sie eben so gut nur noch einige Jahre, aber auch, wenn die Krankheit eine Pause machte, was zuweilen geschieht, noch eine lange Reihe von Jahren leben konnte.

Die schwerste, traurigste Aufgabe, die ihm noch bevorstand, war die, seine fast ganz genesene Schwester von dem Wahnsinn Cesare's zu unterrichten, dessen Kunde ihr in der Einsamkeit ihres Krankenzimmers fern geblieben war. Sie hatte ohne Weiteres an die Nachricht geglaubt, daß das Unwohlsein der beiden Schwestern lediglich eine Folge der über sie ausgestandenen Angst und Sorge sei.

Wenn nun aber Ruben gefürchtet hatte, daß in Folge seiner Eröffnung möglicher Weise eine Verschlimmerung von Judith's Befinden eintreten könne, so fand er sich zu seiner Freude darüber getäuscht. So tief und schmerzlich sie auch den Zustand Cesare's empfand, so brachte er ihr doch

zugleich eine wesentliche Erleichterung ihres tiefen Kummers über seinen Treubruch, den sie ihm unter anderen Umständen nie vergeben haben würde, und ihres Schmerzes um seinen tiefen moralischen Fall.

Jetzt war ihre Ansicht über Beides eine ganz andere geworden. Dieser Wahnsinn war nach ihrer Ansicht eine hinreichende Erklärung für Alles. Was Cesare auch gegen sie und sich gesündigt haben mochte, er war für nichts verantwortlich zu machen, seine Geistesverwirrung war nicht die Folge, sondern die alleinige Ursache seiner schrecklichen moralischen Veränderung. Alles, was er gethan, war geschehen in Veranlassung einer im Stillen wirkenden, sich anfangs nur durch jene Veränderung kundgebenden Geistesverwirrung, die, endlich zum vollen Ausbruche kommend, den letzten Rest scheinbaren Verstandes mit hinwegnahm.

Ruben war zwar im Stillen anderer Meinung, aber wie er ihr um keinen Preis das Dasein eines in ihm wühlenden schrecklichen Argwohnes verrathen hätte, so vermied er, sie in ihrem sie sichtlich beruhigenden und beglückenden Glauben zu stören; ja er bestärkte sie sogar darin durch seine Zustimmung.

Judith lebte nicht nur körperlich, sondern auch geistig auf, da der entsetzliche Druck von ihrer Seele genommen war. Cesare untreu und falsch, von allem Edlen und Guten abgefallen zu wissen, war eine so furchtbare namenlose Qual für sie gewesen, daß sie die Befreiung davon als größte Wohlthat empfand. Wo sie mit unbeschreiblichem Schmerze geglaubt hatte verachten zu müssen, durfte sie wieder achten und lieben. Ohne ihrer eigenen Selbstachtung zu nahe zu treten, durfte sie den Unglücklichen bemitleiden und beklagen, der an den Handlungen, welche er in Geistesverwirrung begangen, ja so unschuldig war, als hätte er im Schlafe einen Mord verübt. Ihr Lebenszweck war fortan, für den Geliebten und seine Wiederherstellung zu beten. Genas Cesare nicht wieder, nun so mußte sie ihr Unglück tragen, war es doch immer besser, als wenn er im Pfuhle des Lasters zu Grunde gehend mit seinem Leben auch die Seele ewig verloren hätte.

Schon am nächsten Tage vermochte sie das Krankenzimmer zu verlassen, und ihre Genesung wie ihre unverhohlen ausgesprochene Ueberzeugung machten den besten Eindruck auf die beiden Schwestern, die sich nun ebenfalls rascher

erholten und, allmälig ihre Ansicht theilend, sich eben so still und ergeben wie sie in den Willen des Höchsten schickten.

Endlich durfte Ruben an die Abreise denken. Er war entschlossen, sich selbst von dem Zustande Cesare's zu überzeugen, und versprach scheidend, daß er augenblicklich Nachricht senden werde, wie er ihn gefunden.

Daß er in London später noch andere Geschäfte zu verfolgen gedenke, und zu welchem Zwecke, das verschwieg er sorgfältig vor den drei Damen.

2.

Der Irrenarzt.

Ruben traf glücklich in London ein, begab sich aber ohne weiteren Aufenthalt weiter nach der Irrenanstalt, die in der Grafschaft Suffolk gelegen war.

Die Gegend, in der das große weiße Haus inmitten eines weitläufigen, von einer sehr hohen Mauer umgebenen Parkes lag, war eine landschaftlich angenehme, aber ziemlich abgeschlossene, öde. Sechs Meilen in der Runde gab es keine Nachbarschaft. Von der hohen Parkmauer starrten eiserne Spitzen empor; damit aber hatte man sich noch nicht begnügt, denn wo die Sonnenstrahlen sich durch das dichte Laub der jenseit der Mauer stehenden Bäume Bahn brachen, sah Ruben in ihrem Scheine Glassplitter erglänzen,

welche die Zwischenräume der eisernen Spitzen füllten und die Uebersteigung der Mauer noch gefährlicher machten. Das Ganze machte einen beängstigenden, gefängnißartigen Eindruck.

Ruben's Wagen hielt indessen vor der einzigen großen Gitterthür von starken Eisenstäben, welche den Verkehr mit der Außenwelt zu vermitteln bestimmt schien. Ruben stieg aus und zog die Glocke.

Auf dies Zeichen trat aus dem neben der Thür im Innern gelegenen Thorwärterhäuschen die wahrhaft herkulische Gestalt eines Mannes, dessen Gesichtsausdruck ihm das Aussehen eines Bullenbeißers gab.

Der Cerberus stellte sich mit weit auseinander gespreizten Beinen vor Ruben hin, steckte, ohne Miene zum Oeffnen der Thür zu machen, die breiten Tatzen in die umfangreichen Taschen seiner weiten Beinkleider und brummte: „Was beliebt?"

„Ich wünsche Doctor Stowe zu sprechen."

„Kann nicht sein. Müssen wiederkommen. Sprechstunde zwischen zwölf und zwei Uhr."

„Das ist mehr als unangenehm," sagte Ruben verdrießlich. „Wird gar keine Ausnahme von dieser Regel gemacht?"

„Hm! manchmal! Selten!"

„Nun, so lasset doch zu meinen Gunsten einen solchen seltenen Ausnahmefall eintreten," erwiederte Ruben, der nicht wußte, ob er über die lakonische Kürze des bissig aussehenden Menschen lachen oder sich erzürnen sollte.

„Ich nicht. Kann nur Doctor Stowe selbst."

„Nun zum Henker!" rief Ruben ungeduldig, „so fragt Ihr ihn wenigstens, ob er mich empfangen will. Ich bin der Pflegebruder eines seiner Patienten, des Fürsten Cesare Gonsalvi. Wie geht es ihm? Wisset Ihr es vielleicht?"

„Nein. Kenne ihn nicht. Bei uns giebt es nur Nummern, der Doctor kennt die Namen."

Ruben schauderte. Das war ja das reine Zuchthaus. Und hierher hatte der liebreiche Schwager den armen Cesare gebracht? Mehr als je entschlossen, noch heute einzubringen, begann er von Neuem: „Nun, auf was wartet Ihr noch? Wollt Ihr den Doctor nicht fragen, ob er mich empfangen will?"

„Kann meinen Posten nicht verlassen."

„Habt Ihr denn aber kein Mittel, Jemand aus dem Hause herbeizurufen, damit diese Person die Meldung übernehme?"

„O ja!" entgegnete der Mann, und ein breites Grinsen überflog sein Bulldoggengesicht.

„Nun, warum thut Ihr es nicht?"

„Weil ich nicht will," erwiederte er unter einem abermaligen Grinsen.

Ruben verstand endlich und ärgerte sich über sich selbst, daß er nicht eher an den goldenen Schlüssel gedacht, der alle Schlösser schließt.

Einen Sovereign hervorziehend und vor dem Gesichte des Mannes hin und her bewegend, daß das Goldstück in den darauf fallenden Strahlen der Sonne erglänzte, fragte er: „Wird dies vielleicht Euren Willen ändern?"

Ein funkelnder Blick der Habsucht schoß unter den buschigen Brauen hervor und eine große schmutzige Hand streckte sich wie die Tatze eines Raubthieres gierig nach dem blitzenden Lohne aus. Allein Ruben machte keine Anstalt zur Vorausbezahlung, seine eigene Hand mit dem Gelde zurückziehend, bemerkte er trocken und bestimmt: „Erst die Arbeit und dann der Lohn."

Ein etwas ärgerlicher, aber nicht zorniger Blick traf ihn, und seine breite Hand zurückziehend brummte der Mann: „Sind vorsichtig, scheint es. Nicht Ursache. Tom ein ehrlicher Mann." Er entfernte sich vom Gitter, und zu

seinem Häuschen tretend, drückte er an einen dort befindlichen Mechanismus, der im Hause, ohne daß man eine Verbindung sah, eine Glocke in Bewegung zu setzen schien, denn Ruben hörte ein gedämpftes Klingeln, und gleich darauf öffnete sich eine kleine, neben dem großen Thore des Hauses befindliche Thür, um einen in einfache, aber geschmackvolle Livrée gekleideten Diener herauszulassen, der mit schnellen Schritten auf Ruben zuging und sich nach seinen Wünschen erkundigte.

Nachdem Ruben diese ausgesprochen, sagte der Diener: „Dürfte ich um Ihre Karte bitten, ich werde Sie dann sogleich anmelden.“

Ruben übergab ihm die gewünschte. Der Diener bat um wenig Minuten Geduld und ging, nachdem er sich verbeugt hatte, rasch dem Hause wieder zu.

Der Thorwärter erhielt nun sein Goldstück, das er schmunzelnd um und um betrachtete, es dann in die Tasche schob und sich kopfnickend von Ruben abwendete, um in seinem Häuschen zu verschwinden, ohne sich weiter um den an dem Gitter Lehnenden zu bekümmern.

Dieser hatte vollkommen Zeit, seine Augen auf Entdeckungen umherzuschicken so weit sein

Gesichtskreis reichte, denn es dauerte lange, bis er eingelassen wurde.

Von dem Parkthore aus führte ein in der Mitte chaussirter, an beiden Seiten mit Granitplatten belegter breiter Weg zu dem Hauptthore des Hauses. Dieser Weg war auf beiden Seiten durch ein zierlich gearbeitetes, sehr hohes eisernes Gitter von starkem geflochtenen Draht von dem Parke geschieden. Längs dieses Gitters liefen wohlgepflegte Blumenrabatten. Mit gelbem Sand bestreute Wege zweigten sich auf beiden Seiten ab und führten zwischen dem sammetnen Rasen der Bowling greens hindurch, an schönen Gruppen alter Bäume vorüber, in die schattigere Tiefe des Parkes hinein. In der Ferne sah man einen Springbrunnen seinen Wasserstrahl in die Luft schleudern und bemerkte Ruhebänke und Lauben, welche die Umherwandelnden zur Ruhe einluden; Miniatur-Brücken führten über einen den Park in zierlichen Schlangenwindungen durchfließenden kleinen Bach hinweg.

Die Wege zur Rechten von Ruben waren belebt durch Männergruppen, und zur Linken sah er, aber in größerer Entfernung, die hellen Kleider einer Damengesellschaft schimmern. Das Ganze würde den Eindruck eines herrschaftlichen,

durch eine heitere Gesellschaft belebten Parkes gemacht haben, wenn nicht die hohen Gitter zu Seiten des Weges gewesen und die Trennung der Geschlechter, verbunden mit den ernsten, handfesten Gestalten der Wärter, sowie das sonderbare Gebahren einzelner Personen, die gestikulirend ihre Glieder umherwarfen, als sollten sie aus den Gelenken gehen, den freundlichen Eindruck wieder gestört hätten, ehe man seiner nur froh geworden.

Das Haus war groß und stattlich, zwei Gestock hoch, hatte hohe Fenster, die alle, mit alleiniger Ausnahme einer wahrscheinlich von Doctor Stowe bewohnten Zimmerreihe im ersten Stock, durch starke Eisenstangen vergittert waren. Einige Fenster standen der Sommerluft offen, die meisten aber waren geschlossen und durch Gardinen verhüllt.

Ruben war mit seiner Musterung zu Ende und wollte eben seine Ungeduld laut werden lassen, als so dicht neben ihm eine Glocke ertönte, daß er erschrocken zurückfuhr.

Der Thorwärter wußte das Zeichen zu deuten und öffnete aus seinem Häuschen hervortretend grinsend die Thür.

Ruben schritt dem Hause zu. Auf der Schwelle

kam ihm der Diener entgegen und bat mit einer Verbeugung die lange Verzögerung zu entschuldigen. Doctor Stowe sei gerade mit einem Kranken beschäftigt gewesen, so daß er auf sein Wiedererscheinen habe warten müssen, ehe er ihm den Auftrag des fremden Herrn ausrichten gekonnt.

Während er sich so entschuldigte, hatte er Ruben durch eine mit weißem und schwarzem Marmor getäfelte Halle über eine mit weichen Teppichen belegte Treppe emporgeführt. Das Innere des Hauses mit seinen hellen Corridoren und ihrem einfachen Schmucke machte einen durchaus freundlichen Eindruck, nur mochten die vielen, mit Nummern auf Porzellantäfelchen versehenen fest verschlossenen Thüren, in deren jeder ein Schiebefensterchen mit Klappe angebracht war, einem kundigen Auge seine traurige Bestimmung verrathen.

Sein Begleiter öffnete eine Thür ohne Nummer und Fenster, und Ruben trat in ein einfach, aber elegant möblirtes Vorzimmer. Der Diener schritt weiter und führte ihn durch einen reich ausgeschmückten Salon, der eher dem Empfangzimmer einer Dame, als dem eines Arztes glich, öffnete eine andere Thür, schob eine Portière von schwerem dunkelblauen Stoff beiseite und ließ

Ruben in ein von Dämmerlicht erfülltes Zimmer eintreten, worauf er die Thür wieder hinter ihm schloß.

Noch geblendet von dem hellen Sonnenlicht der Corridore und der durchwandelten Zimmer, vermochte Ruben anfangs nicht deutlich zu sehen, was sich der Bewohner dieses Raumes zu Nutze machte und über der blauen Brille, die er trug, einen langen forschenden Blick auf den Eintretenden richtete, mittelst dessen er wie durch eine Sonde seinen Charakter zu erforschen versuchte.

Ruben's Augen hatten sich inzwischen an die künstliche Dämmerung gewöhnt, welche durch die dunkelblauen, die Fenster verhüllenden, fest zusammengezogenen Gardinen hervorgebracht wurde. Er ließ einen beobachtenden Blick durch das Zimmer gleiten, das als Arbeitszimmer zu dienen schien, wie die Bücherschränke, Lesepulte und der große Schreibtisch an der rechten Seite des Zimmers andeuteten. Noch hatte Ruben den Bewohner nicht entdeckt, als eine leise, äußerst wohllautende und schmeichelnde Stimme seine Aufmerksamkeit zur Linken lenkte. Er machte eine leichte Wendung und befand sich Doctor Stowe gerade gegenüber, der ihn mit einiger Ostentation als College begrüßte, ihm auf das Freundlichste die

Hand schüttelte und ihn zum Sitzen einlud. Dabei wußte Doctor Stowe es einzurichten, daß er selbst den Fenstern den Rücken kehrend, deren spärliches Licht von seinem eigenen Gesicht ausschloß.

Ruben's Augen waren aber so vortrefflich, daß sie, bereits an das Dämmerlicht gewöhnt, selbst durch dieses Manöver nicht in ihrer scharfen Musterung des Arztes gehindert wurden.

Die Toilette des Arztes war von der elegantesten Einfachheit. Das Tuch des schwarzen Anzuges von der feinsten Sorte, Wäsche superfein und von tadelloser Frische. Doctor Stowe war sichtlich ein Mann, der den großen Vortheil einer mit Eleganz getragenen geschmackvollen Kleidung zu schätzen verstand. Seine Gestalt war eine schmächtige, anscheinend schwächliche und überschritt nicht die Mittelgröße. Das ovale, ob nun durch das bläuliche Licht, welches im Zimmer herrschte — Ruben konnte im Augenblicke darüber nicht klar werden — oder von Natur bleiche Gesicht war vollkommen glatt rasirt und zeigte angenehme Züge von einem vorwiegend sanften Ausdruck, dem nur der feste, energische Schnitt des Mundes mit seinen schmalen Lippen in eigenthümlicher Weise zu widersprechen schien.

Beim Sprechen sah man häufig die blendend weißen Zähne, die seinen Mund schmückten. Diese Zähne waren klein und spitz, wie die eines Wolfes, und trugen trotz ihres blendenden Schmelzes nicht zur Verschönerung seines Mundes bei. Die Nase war von fast griechischem Schnitt, und die hohe Stirn sprach von einem bedeutenden Grad von Intelligenz. Das ganze Gesicht erschien Ruben trotz seiner — man könnte fast sagen Schönheit, als ein vollkommenes Räthsel, dessen Lösung wahrscheinlich in den Augen zu finden war; allein gerade diese entzogen sich durch die blaue Brille jeder Untersuchung. Das nicht sehr reiche, aber wohlgeordnete Haar war von einem röthlichen Braun, konnte vielleicht auch von Natur roth sein und verdankte die dunklere Farbe nur einer energischen Behandlung mit Bleikamm und Nußcrême. Die Hände des Arztes waren sehr weiß und, wie Ruben beim Händeschütteln gefühlt, sammetweich, wie die einer Dame, auch in der Form näherten sie sich mehr, als Ruben je bei einem Manne bemerkt, einer Damenhand, denn sie waren sehr klein, schmal, und die langen, mandelförmigen Nägel zeigten selbst in dem blauen Lichte einen rosigen Schimmer. Doctor Stowe schien auch auf diese wunderbar schönen

Hände stolz zu sein, das zeigte die Art wie er sie bewegte und zur Geltung zu bringen wußte, und ein großer Diamant, der an dem Goldfinger der Rechten funkelte, mochte wohl der Doppelbestimmung des Schmuckes und Erregung der Aufmerksamkeit auf die Hand, welche ihn trug, dienen. Kleine, schmale, in zierlichen Lackstiefeln steckende Füße vollendeten ein Ensemble, dessen Totaleindruck zwar nicht gerade ein weibischer — denn dies verhinderte die Energie des Mundes und Kinnes, welche beide auf verborgene, sicher sehr männliche Charaktereigenschaften schließen ließen — aber doch ein durchaus stutzerhafter war, so weit als möglich von dem entfernt, was ein Irrenarzt sein soll, der zu seinem schweren, aber unendlich segensreichen Berufe eine überwiegende Geistes- und Körperkraft nothwendiger Weise bedarf; davon schien aber in dieser stutzerhaften Erscheinung von der ersteren wenig, von der letzteren nichts vorhanden zu sein.

Das Ergebniß dieser eingehenden Musterung, welche wir hier in so vielen Worten niederschrieben, ging natürlich bei Ruben viel schneller und war auch theils erst später während des Gesprächs zwischen dem Arzt und seinem Gaste gewonnen worden.

Doctor Stowe entschuldigte sich vor Allem mit seiner einschmeichelnden Stimme, daß er den werthen Collegen wider Wissen so lange habe warten lassen, und erklärte dann das Halbdunkel des Zimmers, was, wie er fürchte, seinen werthen Gast belästige, durch die Nothwendigkeit, in den wenigen Ruhestunden, welche ihm vergönnt seien, seine durch den anstrengenden Gebrauch in seinem Berufe geschwächten Augen zu schonen. Darauf ging er auf den speciellen Zweck des Besuches über und fragte, ob Doctor Bertoni den unglücklichen Fürsten zu sehen wünsche.

„Allerdings, Herr Doctor, das ist der hauptsächlichste Zweck meines Besuches," erwiederte Ruben bestimmt. „Doch möchte ich auch gern von Ihnen selbst Ihre eigene Ansicht über die mögliche Ursache dieser Geistesstörung meines unglücklichen Pflegebruders kennen lernen."

Doctor Stowe schwieg wie nachdenkend eine Weile, dann sagte er: „Erlauben Sie mir vorher die Frage, ob Sie selbst sich schon speciell mit den Krankheiten des Geistes beschäftigt haben."

Ruben, dessen aufmerksamem Blicke nichts entging und dem Alles wichtig schien, bemerkte wohl, daß der Arzt eine gewisse Spannung nicht zu verbergen vermochte, mit welcher er die Be=

antwortung der doch in vollkommen ruhigem Tone gestellten Frage erwartete.

Ohne zu zögern erwiederte Ruben: „Nein, das habe ich nicht. Aber warum stellen Sie diese Frage?"

Die Spannung aus den Zügen Stowe's war geschwunden. Diese Antwort war ihm sichtlich willkommen, und ruhig lächelnd erwiederte er auf die Gegenfrage: „Ich mußte mich davon unterrichten, weil ich meine Antwort darnach einrichten muß. Wären Sie selbst Irrenarzt, so würde eine kurze wissenschaftliche Auseinandersetzung Sie vollständiger über den Zustand und die Ursache der Krankheit des Fürsten au fait setzen, als ich, da Sie mir in Bezug auf die Krankheiten des Geistes gewissermaßen als Laie gegenüberstehen, von der längsten Erklärung hoffen darf. Der directe Anlaß ist meiner Ansicht nach die Ausschweifung, welcher sich der unglückliche Fürst im Uebermaße ergeben hat, ehe er den Verstand verlor."

„Sollte nicht vielleicht gar das dissolute Leben, welches der bis dahin sittenreine Mann so plötzlich begonnen, schon die Folge einer nur noch nicht zum Ausbruch gekommenen Geistesstörung gewesen sein?"

„Hm! es wäre möglich, was Sie da sagen, wenn den Fürsten vielleicht irgend ein Schlag des Schicksals darniedergeworfen, er eine furchtbare Gemüthserschütterung erlitten hätte, die im Stande gewesen seinen Geist zu zerrütten, oder wenn er vielleicht, um einer qualvollen Erinnerung, die seinen Verstand verwirrte, zu entfliehen, sich der Ausschweifung in die Arme geworfen hätte. — Von dem Allen ist aber nichts geschehen, wie man mir gesagt. Der Fürst lebte in den glücklichsten Verhältnissen, in Frieden und Einigkeit mit seiner Familie und Jedermann. Der Squire Warrington sagte mir sogar, daß sein Schwager im Begriff gewesen sei, nach der Heimath abzureisen, um sich dort mit einer Dame, die er liebte und von der er geliebt ward, zu vermählen. Doch das Alles wird Ihnen ohne Zweifel besser bekannt sein als mir.

„Möglicher Weise hat der Fürst vor seiner Vermählung das Leben noch ordentlich genießen wollen und dann, einmal in den wilden Strudel gerissen, nicht die moralische Kraft gehabt, Maß zu halten und sich wieder zu erheben."

„Unmöglich! Ganz unmöglich! Der ganze Charakter des Fürsten widerspricht solcher Annahme. Der Fürst ist oder war doch eine durch-

aus edle Natur, die einen wahren Widerwillen gegen alles Unedle und Gemeine hatte. Er war schön, reich und liebenswürdig. Sie wissen, was das sagen will. Die Frauen vergötterten ihn, er hat Versuchungen widerstanden, welchen Andere gewiß unterlegen wären. Cesare Gonsalvi konnte so nicht denken, wie Sie vermuthen," erwiederte Ruben im Innersten empört.

Doctor Stowe lächelte überlegen. „Sie sind noch sehr jung, mein lieber Herr College," erwiederte er ruhig. „Ich mag vielleicht nur zehn Jahre mehr zählen als Sie, aber meine Erfahrung scheint mich Ihrer Anschauung gegenüber zu einem Greise zu stempeln. Ich habe die edelsten Menschen im Laster untergehen sehen. Ich sah Männer zwanzig Versuchungen widerstehen und der einundzwanzigsten, viel schwächeren als alle früheren, erliegen. Finden Sie mir eine andere, bessere Erklärung für den tiefen moralischen Fall des Fürsten, und ich bin gern bereit, sie glaubwürdig zu finden. Doch kehren wir zur weiteren Beantwortung Ihrer gestellten Frage zurück. Die Ursache der Geisteskrankheit Ihres Pflegebruders ist meiner Ansicht nach nicht allein die Ausschweifung, sondern sie liegt tiefer. Wie ich Ihnen schon sagte, mag die Ausschweifung

der directe Anlaß durch die geistige und körperliche Erschlaffung sein, der indirecte ist ein anderer.

„Anfangs täuschte ich mich selbst darüber und hielt den Wahnsinn des Fürsten für ein ungewöhnlich stark auftretendes Delirium tremens, kam aber bald von dieser Ansicht zurück.

„Ich bin überzeugt, daß die Anlage zum Wahnsinn schon lange in dem Fürsten vorhanden und nur durch sein wildes Leben zum Ausbruch gebracht ward.

„Sie als Pflegebruder des Fürsten, mit der Vergangenheit der Familie wahrscheinlich genauer als Squire Warrington bekannt, werden mir vielleicht Auskunft darüber geben können, ob der Wahnsinn in der Familie erblich ist. Squire Warrington behauptete, nie etwas davon gehört zu haben."

„Auch ich weiß von einem erblichen Wahnsinn in der Familie nichts, doch erinnere ich mich, daß der einzige Sohn von dem Bruder des verstorbenen Fürsten auch als Opfer des Wahnsinns gestorben ist. Die Ursache soll eine unglückliche Liebe gewesen sein."

„Hm! Es ist möglich, daß dem so war, aber vielleicht gab sie auch nur den Anlaß zum Aus-

bruch, während die Grundbedingungen der Krankheit schon vorhanden waren.

„Ich weiß aus Erfahrung, daß diese Krankheit in Familien vorhanden war, die von dem Dasein einer Anlage dazu nicht das Geringste ahnten. Sie überspringt oft mehrere Generationen, um dann mit einem Male mehr oder weniger verheerend wieder aufzutreten. Doch lassen wir das, eine Beleuchtung solcher Fälle würde uns zu weit führen. Ich bin, noch einmal sage ich das, fest überzeugt, daß die Anlage in dem Fürsten vorhanden war, wenn auch nie ein Anzeichen davon bemerkt worden sein sollte, was Sie ja gewiß wissen müßten und mir gewiß nicht vorenthalten würden."

Ruben zögerte dieser mit Bestimmtheit ausgesprochenen Behauptung gegenüber nicht länger, den Arzt von Cesare's früherer Schwermuth und den daraus entsprungenen Befürchtungen seines verstorbenen Vaters zu unterrichten.

Doctor Stowe hörte ihn mit immer steigendem Interesse an und rief, als er geendet, mit einem, Ruben als Arzt wohl verständlichen Triumphe, seinen Ausspruch so bestätigt zu finden: „Sehen Sie wohl, da haben wir's! Die Krankheit, im Stillen vorbereitet, bedurfte nur eines

Anlasses um auszubrechen und — doch wenn die Sache so liegt," unterbrach er sich selbst, von einem neuen Gedanken ergriffen — „wäre es allerdings möglich, daß Ihre frühere Behauptung, die Debauchen des unglücklichen Mannes seien nicht Ursache, sondern Folge der sich anfangs in solcher Weise äußernden Krankheit, die endlich nach Erschöpfung aller Körperkräfte zum vollen Ausbruch kam. Ja, in der That, so wird es sein. Deshalb haben auch die Abmahnungen und Vorstellungen des Squire Warrington, welche der Fürst entweder in der beleidigendsten Weise zurückgewiesen oder gänzlich ignorirt hat, den Erfolg nicht gehabt, welcher, wenn der Fürst seines Verstandes ganz mächtig gewesen, doch wohl nicht ausgeblieben wäre."

„Wirklich? Wissen Sie vielleicht, wie diese Abmahnungen und Warnungen des Squire beschaffen gewesen?"

Doctor Stowe erwiederte in etwas erstauntem Tone: „Allerdings, ich weiß Einiges davon. Der Squire hat den Fürsten unter Anderem wiederholt aufmerksam gemacht, daß er durch solches Leben die Dame, welche er liebe, für immer verlieren werde, hat aber nur den beleidigendsten Hohn als Antwort erhalten. Der

Squire trägt dem unglücklichen Manne aber keine der Beleidigungen nach, er war sichtlich ergriffen, als er mich bat, Alles aufzubieten, um den Fürsten dem Leben und seiner Familie zurückzugeben. Er schien sogar der Meinung, daß mich eine reiche Belohnung, welche er mir extra dafür versprach, dazu mehr anspornen werde, als dies ohnedem meine Pflicht zu thun im Stande ist. Ich benahm ihm seinen Irrthum, zürne ihm aber nicht weiter darüber. Diese Weltleute glauben immer mit ihrem Gelde Alles machen zu müssen, sie können sich nicht denken, daß dem Arzte das Gelingen einer schwierigen Cur eine weit höhere und reinere Genugthuung und Belohnung seiner Mühen ist, als alle ihre Schätze ihm geben könnten."

Doctor Stowe sprach diese letzten Worte mit so viel Würde und einer gewissen aufrichtigen Begeisterung, daß Ruben auch den letzten Rest seines Argwohns schwinden fühlte. Dennoch aber blieb in der tiefsten Tiefe seiner Seele ein unbestimmtes Gefühl zurück, dem er keinen Namen zu geben wußte. War auch der Argwohn geschwunden, da ihm jeder auch nur scheinbare Grund genommen schien, so nahm doch durchaus nicht die Ueberzeugung den verlassenen Platz ein.

„Schade nur," fügte der Doctor nach einer kleinen Pause hinzu, „daß ich dem Squire Warrington niemals den einzigen Beweis meiner Uneigennützigkeit geben kann, der geeignet wäre, ihn davon zu überzeugen, daß ich sein Geld wirklich nicht anzunehmen geneigt bin."

Ruben erschrak furchtbar und fragte tonlos: „So glauben Sie den Fürsten unheilbar?"

„Ja —" erwiederte Doctor Stowe in bedauerndem Tone. „Wenn ich bei der Wahrheit bleiben soll, muß ich leider diese meine Ueberzeugung aussprechen. Wenigstens wird der Arme nie so weit hergestellt werden, um in die Gesellschaft zurückkehren zu können. Alles was wir zu erreichen hoffen dürfen, ist, daß die Anfälle von Tobsucht, denen er jetzt in häufigen, ganz unberechenbaren Zwischenräumen unterworfen ist, sich mindern und nach und nach ganz verlieren, um einem stillen Wahnsinn Platz zu machen. Vielleicht finden sich dann auch lichte Momente ein. Doch möchte ich dies Letztere um des Patienten willen nicht einmal wünschen."

„Warum das?"

„Weil die Erfahrung mich gelehrt hat, daß in solchen Fällen, wo eine gänzliche Heilung unmöglich ist, diese lichten Augenblicke, wo der

Kranke zum Bewußtsein des Ortes, an dem er sich befindet, erwacht, nur seine Leiden vermehren und eine allgemeine Verschlimmerung seines Befindens zur unausbleiblichen Folge haben."

„In wie fern? Ich bitte, erklären Sie mir das."

„Die Erklärung ist sehr leicht. In dem angedeuteten Falle des Fürsten würden diese lichten Momente weder anhaltend sein, noch oft genug wiederkehren, um daß die körperlichen Kräfte während der Pause, welche die geistige Krankheit macht, sich genügend erholen könnten. Da nun ein jeder Geisteskranke sich in diesen lichten Augenblicken als vollkommen gesund betrachtet und mit Abscheu und Ekel auf seine Genossen blickt, zu denen er wider alles Recht und Ursache gesperrt worden zu sein glaubt, so folgt naturgemäß aus einer solchen Anschauung, daß er sich für einen grausam behandelten und verfolgten Gefangenen hält, mit schmerzlicher, immer steigender Sehnsucht der Freiheit gedenkt und sich in vergeblichen Plänen und Versuchen, sie wieder zu erhalten, erschöpft. Dauern diese lichten Momente aber lange genug, daß man den Patienten durch vernünftige Vorstellungen auf seinen wirklichen Zustand und die Nothwendigkeit seiner zu seinem

eigenen Besten geschehenen Einsperrung aufmerksam machen und seinen geistigen Willen der Krankheit Widerstand entgegen zu setzen anreizen kann, so ist man einen großen Schritt vorwärts gekommen. Die lichten Momente kehren, wenn man zugleich durch zweckmäßig angewendete Mittel während derselben eine Hebung der Körperkräfte hervorbringen kann, öfter und immer öfter wieder, dauern länger und länger, bis endlich das Stadium vollkommener Genesung eintritt.

„Sind aber diese lichten Momente nur kurz, wie stets bei unheilbaren Kranken von der Art wie der Fürst Gonsalvi, so verschlimmern sie regelmäßig den Zustand, ja nicht selten folgen ihnen neue Anfälle von Tobsucht.

„Wenn Sie mir später durch Haus und Park folgen — denn ich setze voraus, daß es Ihnen interessant sein wird die Einrichtungen des Hauses und meine Patienten zu sehen — werden Sie wahrscheinlich vollauf Gelegenheit finden, die Wahrheit meiner Behauptung über die Einbildungen von Gefangenschaft und dergleichen einzusehen.

„Wollen Sie mich jetzt zum Fürsten begleiten? Er hat heute Morgen einen Anfall gehabt, und so denke ich es wagen zu dürfen, Sie zu ihm zu

führen. Im Nothfalle werden wir auch schon mit Hilfe des Wärters, der ihn nie verläßt, mit ihm fertig. Doch ist es immerhin gut, wenn Sie ihm gegenüber auf Ihrer Hut bleiben."

Der Arzt erhob sich und Ruben folgte ihm mit ängstlich klopfendem Herzen.

3.

Die Irren.

Als man das Vorzimmer verlassen hatte, wendete sich der Arzt rechts in den Corridor hinein, den Ruben vorhin hinabgeschaut, und schritt an vielen numerirten Thüren vorbei, aus welchen wunderlicher Lärm, unheimliches gellendes Lachen, Singen, ja ein greller Pfiff, dem ein eigenthümliches Schnauben und Pruhsten folgte, welches dem Geräusch eines eilig dahinfahrenden Eisenbahntrains ziemlich glich, hervorschallte. Aus einer andern Thür drangen wieder melodische Harmonien hervor, welche eine Meisterhand dem Klavier entlockte.

Endlich blieb Stowe vor einer Thür stehen, entfernte den Schieber, welcher das Fensterchen verschloß, und blickte in das Zimmer. Gleich

darauf zurücktretend, wies er Ruben durch eine Handbewegung an, seinen Platz am Fenster einzunehmen.

Ruben folgte dem stummen Winke und blickte in ein freundliches, comfortable eingerichtetes Zimmer mit grünseidnen, halb zusammengezogenen Gardinen, die das hineinfallende Sonnenlicht angenehm dämpften. In ihrem Schatten lag auf einem bequemen Ruhebett die schlanke Gestalt eines in helle Beinkleider und schwarzen durchsteppten seidenen Hausrock gekleideten Mannes.

Es war Cesare Gonsalvi.

Ruben hätte beinahe einen Schrei des Schreckens ausgestoßen über die furchtbare Veränderung des einst so schönen, blühenden Fürsten. Er war zum Skelet abgemagert und an Farbe einer Leiche gleich. Die reichen Locken seines schönen Haares waren ganz kurz abgeschnitten. Die geschlossenen Augen lagen tief in ihren Höhlen, und die edle römische Nase ragte wie ein kleiner Thurm aus dem eingefallenen, nur noch aus Haut und Knochen bestehenden Gesicht über dem von einem dichten Bart umgebenen halb offenen Munde hervor.

Der Kranke lag bewegungslos und schien zu schlafen, denn seine eingefallene Brust hob und

senkte sich ziemlich gleichmäßig. Doch die Züge drückten keineswegs die erquickende Ruhe des Schlummers aus, wild verzerrt hielten sie einen Ausdruck der Wuth und des Hasses gleichsam versteint fest.

Ein Thränenschleier verdunkelte Ruben's Augen, tief aufseufzend trat er zurück.

Doctor Stowe hatte geduldig auf das Ende der Beobachtung gewartet und sagte nun: „Nicht wahr, Sie finden den Fürsten sehr verändert? Ja, ja, es ist eine traurige Thatsache, daß nichts die Jugend und Schönheit schneller zerstört, als die Raserei des Wahnsinns."

Ruben hatte sich inzwischen wieder gefaßt und sagte nun: „Es ist seltsam, daß ich noch nicht einmal die Frage an Sie gestellt habe, in welchen Ideen sich eigentlich der Wahnsinn des Fürsten äußert."

„Es ist wahr, ich dachte auch noch nicht daran es Ihnen zu sagen. Der Fürst hegt verschiedene Ideen, deren hauptsächlichste die ist, in jedem Menschen, der ihm naht, eine Bestie zu erblicken. Auch wenn er Niemand sieht, glaubt er sich von Tigern und Schlangen umgeben, die sein Herzblut trinken wollen und mit denen er kämpft. — Dann wieder ist er verrathen und ver=

kauft. Die Hölle umgiebt ihn und triumphirt, während er sich vergeblich abmüht ihren Schlingen zu entgehen oder die Fesseln abzustreifen, mit denen lachende Dämonen ihn umstricken. Diese Phantasien steigern sich und sind gewöhnlich die Vorläufer eines Anfalles von Tobsucht, welcher nur nach einer völligen Erschöpfung aller Kräfte endigt. Zu anderen Zeiten sitzt er wohl auch ruhig und schaut still brütend vor sich hin, in statuengleicher Unbeweglichkeit, spricht tagelang nicht ein einziges Wort. Diesen wohlthätigen Schlummer, welchen er jetzt genießt, möchte ich nicht durch unser Eintreten unterbrechen. Wenn es Ihnen genehm ist, könnten wir einstweilen Haus und Park durchwandeln. Inzwischen wird er wohl von selbst erwachen. Haben Sie Ihren eigenen Wagen oder den aus dem Gasthofe von Leeb? Ich frage deshalb, weil ich dem Kutscher gern sagen lassen möchte, daß er zu den Stallungen fahren soll, wo sowohl ihm wie den Thieren die Zeit des Wartens schneller vergehen wird. Ist es John aus Leeb, so genügt dazu ein Glockenzeichen, einem fremden Kutscher muß ich jedoch Jemanden mit der Botschaft schicken und ihm den Weg nach den Stallungen zeigen lassen."

„Sie sind sehr freundlich, Doctor Stowe. Es ist John aus Leed."

„So, nun da wollen wir ihm nur anzeigen, daß er sich ein paar Stunden ruhen kann, worüber der Bursche nicht böse sein wird."

Doctor Stowe öffnete in der Mauer des Corridors ein etwa einen Quadratfuß großes eisernes Thürchen mittelst eines kleinen Schlüssels, den er in der Westentasche trug, griff hinein und drückte wiederholt an einen der dort angebrachten Metallknöpfe. Darauf schloß er die Thür wieder und sagte: „Nun bitte ich mir zu folgen. Ich werde Sie in einige Zellen führen und Sie die Bekanntschaft von ein paar meiner interessantesten Kranken machen lassen.

„Der Kranke, zu dem ich Sie jetzt führen will, ist ein junger Musiker von ausgezeichneter Begabung. Durch übertriebene Studien und unaufhörliche Anstrengung, mit gleichzeitiger Vernachlässigung der nöthigen Sorge und Pflege für seinen Körper, ist sein Nervensystem so total zerrüttet worden, daß man ihn aus einer andern Anstalt als unheilbar Tobsüchtigen zu mir brachte. Eine vornehme Dame, die ihn liebt und um derentwillen er so wahnsinnig studirte, um gleichsam mit Dampf ein berühmter Mann zu

werden, vertraute ihn mir an. Mit Hilfe der Musik, die man ihm dort wo er war unkluger Weise gänzlich entzogen hatte, ist es mir gelungen ihn ruhig und still zu machen. Er lebt seiner Kunst und bildet sich ein die Geister der großen Musiker aller Zeiten in sich zu vereinen. Er ist jeden Tag ein Anderer und spielt an dem Tage nur die Musik des Meisters, der zu sein er sich gerade einbildet. Heute ist er Mozart, morgen vielleicht Händel, Gluck, Beethoven, Palestrina oder irgend ein Anderer. Er ist unheilbar, aber so lange man auf seine Ideen eingeht der harmloseste Mensch.

Doctor Stowe öffnete die Thür, aus der ihnen die weichen, schmeichelnden Klänge einer Arie aus Titus entgegentönten.

Ein bleicher blonder junger Mann, gut aber sehr nachlässig gekleidet, erhob sich bei dem Eintritte der Beiden und kam ihnen mit einer linkischen Verbeugung entgegen.

„Guten Morgen, mein lieber Mozart," redete ihn Doctor Stowe mit ganz besonders einschmeichelndem Tone an. „Erlauben Sie mir, Ihnen hier in dem Herrn Doctor Bertoni einen großen Musikfreund vorzustellen, der von Ihnen gehört hat und Ihnen sehr dankbar sein würde,

wenn Sie ihm das Vergnügen gewähren wollten, ihm eine Ihrer genialen Compositionen vorzuspielen."

Ruben verbeugte sich und fügte einige passende Worte bei.

Der bleiche Mann erröthete vor Vergnügen, entgegnete aber, den Kopf stolz zurückwerfend, in etwas hohem Tone: „Sie erzeigen mir viel Ehre, werther Herr; doch ich begreife Ihren Wunsch, da nicht ein Jeder sich rühmen darf, mich gehört zu haben. Sie wissen vielleicht, daß ich ein Jahrhundert in meine Heimath im Himmel zurückgekehrt war, wo ich die Stelle eines General-Kapellmeisters am Hofe Gottes bekleidete. — Doch das immer größere Ueberhandnehmen der sogenannten Zukunftsmusik auf Erden veranlaßte mich um Urlaub zu bitten. Ich verließ den Himmel und will nun ein wenig auf Erden nach dem Rechten sehen und den verblendeten Menschen wieder in das Gedächtniß zurückrufen, was eigentlich Melodie ist. Sie wissen es, Doctor —" er wendete sich an Stowe, „daß ich es eigentlich nicht liebe, in den Stunden der Begeisterung gestört zu werden; da Sie aber den Herrn zu protegiren scheinen, so will ich ihm etwas vorspielen, er kann dann den dummen

Menschen draußen erzählen, was er hörte. Nehmen Sie Platz, meine Herren!" — Er wies ihnen mit gnädiger Handbewegung Sessel an und schritt mit der Miene eines Königs der seinen Thron besteigt, zum Flügel, setzte sich und begann. Die langen Finger seiner mageren Hände glitten in einigen brillanten Passagen über die Tasten, worauf er in eine der süßen Liebesmelodien Mozart's überging, die am Ende in einem leisen Gelispel erstarb. Dann folgte die himmlisch schöne Cmoll-Fantasie.

Ruben war in der That ein Kenner und Verehrer guter Musik. So etwas Schönes hatte er aber noch niemals gehört. Schöner, milder, lieblicher und zum Herzen sprechender kann die Musik der Engel nicht sein, wenn sie anbetend und lobend den Thron Jehova's umschweben. So dachte er, während Thränen reinsten Entzückens seine Augen füllten.

Der Meister, denn diesen Namen verdiente der arme Wahnsinnige im vollsten Maße, ließ endlich seine Hände ruhen und richtete die noch von dem Feuer einer fanatischen Begeisterung glühenden Augen erwartungsvoll auf seine Zuhörer.

Doctor Stowe sprach seinen Beifall in der

kalten, geschraubten Weise eines Mannes, der durchaus loben will, aus, obgleich ihm selbst diese Musik nichts war als ein Zusammenklingen harmonischer Töne, ein bloßer Ohrenkitzel.

Ruben jedoch gab seine aufrichtige Bewunderung in Worten und Tönen kund, die dem tiefen Eindruck, welchen das wunderbare Spiel auf ihn gemacht, entsprachen und den unglücklichen Musiker derart erfreuten, daß er all' seine angenommene Würde vergessend aufsprang und im Zimmer auf und nieder tanzend seine Freude über den erhaltenen Beifall in den seltsamsten Cabriolen und Gliederverdrehungen zeigte, wobei er in der Art eines jungen Ferkels grunzte und quiekte.

Doctor Stowe ließ ihn eine Weile gewähren, als aber das Quieken immer lauter, die Cabriolen immer toller wurden, nahm er langsam seine Brille ab und sagte: „Jetzt ist es genug, mein lieber Mozart.“

Ruben's Augen waren auf den Kranken gerichtet, dessen tolles Gebahren ihn mit Grauen, aber auch mit unendlichem Mitleid erfüllte. Als aber jetzt dieser tönende, gleichsam eherne Klang an sein Ohr schlug, blickte er sich blitzschnell um. Wer hatte gesprochen? Das konnte doch

unmöglich Doctor Stowe gewesen sein? Und dennoch, es war weiter Niemand im Zimmer. Was Ruben aber sah, überraschte ihn nicht minder als die Veränderung der sanften, einschmeichelnden Stimme.

Der ganze Mann war ein Anderer geworden. Alles Weiche, Sanfte war wie aus der Stimme, so aus der ganzen Erscheinung des Arztes verschwunden. Die Züge hatten sich vertieft und erschienen förmlich eisern, sie drückten einen unbeugsamen Willen, einen ganz unwiderstehlichen — weil seines Erfolges schon im Voraus sichern Befehl aus, wurden aber dennoch an Strenge und Ausdruck von dem funkelnden Blicke der grünen Augen übertroffen, der bannend auf dem Wahnsinnigen haftete. Dieser Mann duldete nirgends Widerstand, das sah man mit unumstößlicher Gewißheit aus seinen Zügen leuchten, diese Augen waren die eines Löwenbändigers und ein einziger Strahl ihres Blickes genügte, die tolle Freude des Wahnsinnigen augenblicklich zu beschwichtigen. Scheu und furchtsam schlich er in einen Winkel, wo er sich ängstlich zusammendrückend stehen blieb und die Augen fest auf die Dielen heftete, nur um der Gefahr, diesem fürchterlichen Blicke nochmals zu begegnen, zu entgehen.

Doctor Stowe lächelte, und ohne Ruben anzusehen, befestigte er die blaue Brille wieder vor seinen Augen und sagte mit der alten schmeichelnden Stimme: „So ist es recht, mein lieber Mozart, Sie müssen immer hübsch artig sein. Kommen Sie her und geben Sie mir die Hand, wir bleiben gute Freunde."

In der Art eines gezüchtigten Hundes kam der Musiker scheu herbeigeschlichen und berührte furchtsam mit seinen Fingerspitzen die Hand Stowe's. Dieser aber ergriff sie und hielt sie fest, indem er ermunternd sagte: „Nun, nun, fürchten Sie sich nicht. Ich bin nicht mehr böse, und Sie sollen trotz des kleinen Intermezzo Ihrer Belohnung des ausgezeichneten Vortrages nicht entgehen. Miß Mary wird heute Abend singen und Sie sollen sie begleiten."

Jetzt blickte der Wahnsinnige freudig auf und schüttelte dankbar die Hand, welche er vorher kaum zu berühren gewagt. Ruben's Abschiedsgruß erwiederte er mit einer abermaligen sehr linkischen Verbeugung, und die beiden Aerzte verließen das Zimmer um andere zu betreten, deren Bewohner mehr oder weniger interessante Objecte der Beobachtung boten. Wir sprechen hier nur noch von dem Bewohner des Zimmers,

aus dem vorhin der an einen Eisenbahntrain erinnernde Lärm gekommen war.

Doctor Stowe erzählte Ruben, bevor er ihn bei dem Kranken einführte, kurz seine Geschichte: „Dieser ebenfalls noch junge Mann," sagte er, „ist ein junger Ingenieur von guter Familie und liebte ein Mädchen aus dem Volke. Die stolze Familie wollte das arme Mädchen von niederer Geburt nicht in ihren Kreis aufnehmen. Der Vater verbot dem Sohne selbst dann sie zu ehelichen, als Jener ihm gestand, daß sich die Geliebte, seinem Ehrenwort vertrauend, ihm hingegeben und nun im Begriff sei Mutter zu werden. Der junge Mann, trotz Allem entschlossen, seinem Mädchen Wort zu halten und sein Kind nicht mit dem Fluche unehelicher Geburt zu belasten, bereitete Alles zu einer heimlichen Ehe. Die Familie bekam Wind davon und nahm ihre Gegenmaßregeln. Das Mädchen ward entführt und in Gewahrsam gehalten. Als der junge Mann die Verschwundene trotz aller Bemühungen nicht wiederfand, bemächtigte sich seiner wilde Verzweiflung, er erkrankte gefährlich. Nun entschloß sich endlich der Vater seine Einwilligung zu geben. Der Erkrankte genas und konnte schon in wenigen Tagen in

Begleitung des Vaters, der dem Wiederfinden der Liebenden persönlich beiwohnen wollte, nach dem entfernten Gute abreisen, wohin seine Geliebte gebracht worden war.

„Das gefangen gehaltene Mädchen, die nichts ahnte von der glücklichen Wendung ihres Schicksales, — man hatte, alle Sorge nur auf den einzigen Sohn und seine Genesung richtend, es versäumt sie zu benachrichtigen — benutzte einen unbewachten Augenblick und warf sich, an ihrer Ehrenrettung und an ihrer Vereinigung mit dem Geliebten verzweifelnd, vor einen Eisenbahnzug, von dem sie überfahren ward.

„Es war derselbe Train, welcher ihren Geliebten und dessen Vater trug. —

„Das Unglück war kurz vor der Station erfolgt und alle Passagiere eilten zu der noch lebenden Unglücklichen. Erschreckt von dem Vorfalle folgte der junge Mann, trotz der Abmahnungen seines Vaters, willenlos dem allgemeinen Strome und stand binnen wenigen Minuten vor den blutigen Ueberresten, an denen nichts unverletzt geblieben als der Kopf. Beide erkannten sich gegenseitig. Während sie aber mit seinem Namen auf den Lippen verschied,

lachte er grell auf und umtanzte wie ein Indianer den blutigen Leichnam.

„Von jener Zeit an bildet er sich ein, eine Locomotive zu sein. Auch er ist unheilbar.“ —

„Wohl ihm, daß er es ist,“ bemerkte Ruben, von der Tragik dieser Geschichte tief erschüttert. „Zu welchem Leben würde er verdammt sein, wenn sein Verstand zurückkehrte! — Wie viel besser befindet er sich in der ihn umgebenden geistigen Nacht. Nein, bitte,“ fügte er hinzu, die nach der Klinke ausgestreckte Hand des Arztes zurückhaltend. „Ich habe genug. Mein Herz ist von dem Jammer überfüllt, den ich gesehen.“

„Wollen Sie nicht mindestens in die weibliche Abtheilung einige Blicke werfen?“

„Nein, ich danke. Zeigen Sie mir, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, die Schlafsäle und die Bäder. Existirt bei Ihnen auch die Marterhöhle einer dunklen Kammer?“ fragte er, während er Doctor Stowe in einen andern Corridor folgte.

„Nein“, entgegnete dieser. „Ich halte durchaus nichts von derlei veralteten Mitteln, die eher zur Verschlimmerung als zur Verbesserung des Zustandes der Irren beitragen. Auch die Zwangsjacke wird nur im höchsten Nothfalle angewen-

bet. Seit ich zuletzt davon Gebrauch zu machen gezwungen war, sind fast zwei Jahre verflossen. Wir haben jetzt, Gott sei Dank, menschlichere Mittel, den Trotz zu brechen und die Wuth zu dämpfen. Sehen Sie, hier ist zum Beispiel eins derselben. Es ist die Zelle, in welche die Tobsüchtigen gebracht werden, wenn sie durchaus nicht zu bändigen sind, hier bleiben sie so lange, bis sie ausgetobt haben."

Er öffnete die Thür eines kleinen Zimmers, das gar keine Möbel enthielt. Fußboden und Wände wie das Innere der Thür erwiesen sich dickgepolstert. Erhellt wurde der kleine Raum durch ein dicht an der Decke angebrachtes Fenster.

„Dieses Fenster," belehrte Ruben der Arzt, „kann durch eine bewegliche Jalousie halb oder ganz verdunkelt werden, doch geschieht dies Letztere nur in dem einen Falle, wo der Zustand des Kranken selbst es erfordert. Manche Tobsüchtigen vermögen in dem Zustand der Wuth das Tageslicht durchaus nicht zu ertragen, es erhöht ihre Wuth, und bei solchen wird das Zimmer verdunkelt."

Schlafsäle, Bäder, der jetzt offene, im Winter durch Fenster und eingesetzte Wände zu schließende Turnsaal, Speisesaal, Musiksaal und Betsaal,

sowie die Anstalten zu mannigfachen Spielen, die Küchenräume, sowie das vorgelegte wöchentliche Menu der Patienten — dies Alles war so durchaus zweckmäßig, ja großartig eingerichtet, daß Ruben nicht umhin konnte, dem Irrenarzte seine ganze Zufriedenheit und Bewunderung des so vortrefflich eingerichteten Institutes und der ausgezeichneten Leitung auszusprechen.

Doctor Stowe nahm diesen Zoll der Bewunderung zwar mit verbindlichem Lächeln, aber sichtlich als selbstverständlich an und führte nun seinen Gast nach dem Park. Hier traf Ruben auf Wahnsinnige, die er bereit gewesen auf den ersten Blick für vollständig gesund zu erklären, bis eine Wendung des mit ihnen angeknüpften Gespräches, oder eine Bewegung, eine wilde Geberde, ein seltsames Aufleuchten der Augen plötzlich und unerwartet den gestörten Geist verrieth.

Doctor Stowe fand hier keine Veranlassung zu einem abermaligen Entfalten seiner persönlichen Macht. Die Brille verließ seine Augen nicht wieder. Ein wohlwollendes Lächeln auf dem bleichen, zarten Gesicht, schritt er an Ruben's Seite dahin, ihn durch leise geflüsterte Bemerkungen auf die interessantesten Kranken aufmerk-

sam machend und freundliche Worte mit den meisten wechselnd.

Einige kamen ihm zutraulich entgegen und brachten einen Wunsch, eine Bitte vor, die meistens genehmigt wurden. Andere aber schlichen scheu zur Seite, versteckten sich wohl auch, und schnitten, wenn er vorüber war, Gesichter hinter ihm her, wie Ruben einige Mal zu bemerken Gelegenheit hatte. Im Allgemeinen schien aber Doctor Stowe trotz aller Freundlichkeit und zur Schau getragenen Güte mehr gefürchtet als geliebt zu sein.

In der Frauenabtheilung ward er ganz und gar ritterlicher Cavalier, der einer jeden Dame, mit der er sprach, eine ganz besondere Verehrung zu widmen schien. Dessenungeachtet war es auch hier ganz so wie drüben bei den Männern. Die Damen schienen zum größten Theile genau zu wissen, welchen Werth sie den schönen Worten und sanften Mienen ihres Herrn und Gebieters beizulegen hatten.

Auch hier passirte es Ruben, daß er, wie von einigen der Männer drüben, von einer der Damen um Hilfe und Beistand angegangen ward.

Jene Männen hatten behauptet, ganz gesund

und entweder von habgierigen Verwandten, oder aus Rache hier eingesperrt worden zu sein, und benahmen sich so lange mit tadellosem Anstande, wußten ihre Sache in so scheinbarer Klarheit darzustellen, bis der aus Anlaß einer Unterredung mit einem der Wärter oder Kranken zurückgebliebene Doctor Stowe zu ihnen trat und sie mit ironischem Lächeln fragte, ob sie nun endlich in dem Herrn den ersehnten Retter und Befreier gefunden hätten? Da begannen sie sich zu verwirren, stotterten eine verlegene Entschuldigung und hätten sich gern zurückgezogen, wenn Stowe ihnen das nur gestattet hätte. Allein er schien weder ihre Verwirrung noch ihren Wunsch zu bemerken, er verwickelte sie in ein Gespräch und Ruben wußte bald, was er von der geistigen Gesundheit der ihrer Aussage nach nur aus Habgier oder Rache hier Eingesperrten zu halten hatte.

Die Dame, welche diesmal seine Hilfe forderte, war noch ziemlich jung, groß, schön, von junonischen Formen und majestätischer, stolzer Erscheinung. Sie war auf ihn zugetreten und hatte, nachdem sie ihn mit einer tadellosen Verbeugung begrüßt, in einer halb stolzen, halb demüthig bittenden Weise seine Hilfe zu ihrer Ret-

tung begehrt, worauf sie ihm in ganz besonders klarer, verständiger Art ihre Geschichte vortrug. Es handelte sich bei ihr um einen ungetreuen Gatten, der sie, um ihr Vermögen allein verschwenden zu können, als irrsinnig erklären und hier einsperren ließ. Sie nannte Doctor Stowe einen habsüchtigen, grausamen Tyrannen, der unter dem Deckmantel der Humanität die gemeinste Seele berge und, wenn es nur seinen Beutel fülle, die halbe gesunde Welt mit Freuden als wahnsinnig einsperren werde.

Ruben wurde wirklich stutzig. Er stellte einige Kreuz- und Querfragen. Die schöne Dame antwortete aber so klar und verständig, scherzte so anmuthig über sein durch diese Fragen ihr verrathenes Mißtrauen, daß Ruben mehr als halb geneigt war, ihr Glauben zu schenken, als Doctor Stowe sich zu ihnen gesellte und lächelnd fragte: „Ei, Lady Saunders, ich lese es auf dem Antlitz meines werthen Gastes, daß Sie wieder einmal Ihre romantische Geschichte vorgetragen haben. Ist es nicht so?"

Die Dame erröthete, entgegnete aber, ihn mit offener Verachtung anblickend: „Ja. Sie haben Recht. Warum sollte ich auch nicht? — Ich habe es Ihnen nicht verhehlt, daß ich Alles

versuchen werde, Sie zu entlarven und mich vor Ihrer abscheulichen Tyrannei zu retten. Der Herr kennt jetzt meine unglückliche Lage und sein Bericht wird Ihnen draußen in der Welt die Maske des Ehrenmannes vom Gesicht reißen. Man wird kommen, uns zu befreien —"

„Wirklich?" entgegnete Doctor Stowe, der ohne eine Miene zu verziehen ihre Beleidigungen angehört hatte. „Also haben Sie mich als recht schwarzen Bösewicht geschildert? Ei, ei, Lady Saunders, das ist nicht hübsch von Ihnen. Ich bedauere das um Ihretwillen ganz besonders. Sie waren schon auf so gutem Wege. — Ich glaubte den Tag bereits bestimmen zu können, wo ich Sie entlassen dürfe, und nun machen Sie mir solche Geschichten. — Sagen Sie mir doch, wie steht es eigentlich mit Ihrer Angelegenheit? Hat Paris endlich eingesehen, daß nicht der Venus, sondern Ihnen allein der Preis der Schönheit gebührt?"

Die Augen der Dame leuchteten und schimmerten von einem irren Glanze, der urplötzlich bei der Frage Stowe's in ihnen emporflackerte.

„Als wenn Sie das nicht schon wüßten! Paris weiß sehr wohl, daß mir schon als Gattin

Jupiter's und Königin der Götter der Preis gebührt, wenn nicht auch meine hohe geistige Schönheit bei Weitem Aphroditens nur sinnlichen Reiz überstrahlte. — Merkur allein ist es, der ihn verhindert mir zu geben, was mir zukommt. Aber ich werde den listigen Feind bei Jupiter verklagen und mein Gemahl wird mich rächen." So erwiederte sie in einem Tone und mit Geberden unnachahmlichen Stolzes, als sei sie wirklich Juno, die Beherrscherin des hohen Olymp.

Der Doctor lachte, nickte ihr zu und ging von Ruben begleitet weiter. Der Letztere fühlte sich einigermaßen beschämt, daß er, der wissenschaftlich gebildete Arzt, sich so weit hatte täuschen lassen. Doctor Stowe las diese Beschämung recht gut auf seines Begleiters ausdrucksvollem Gesicht, that aber, als bemerkte er nichts, und sagte erklärend: „Diese Frau ist das Opfer ihrer maßlosen Eitelkeit und Gefallsucht. Sie hatte sich, ich weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht, die Liebe des Prinzen von W. eingebildet. Bei einem Feste wurden lebende Bilder gestellt, und ihr war wegen ihrer junonischen Schönheit die Rolle der Juno zugetheilt worden, während die der Venus zu ihrem höchsten Aerger und Verdruß einer von ihr schon längst gehaßten

Nebenbuhlerin und Mitbewerberin um die imaginäre Krone der fashionabelsten Schönheit zugefallen war. Die Venus errang aber nicht nur den Preis der Schönheit aus Paris' Händen, sondern wurde auch die Königin des Abends und eroberte im Sturme die leidenschaftlichste Liebe des anwesenden Prinzen. Aus gekränkter Eitelkeit verlor Lady Saunders über diese Niederlage den Verstand. Ich habe aber Hoffnung, sie zu heilen.

„Dort die bleiche junge Dame unter dem Rosenlorbeer ist eine Sängerin, begabt mit einer prachtvollen Stimme. Sie ist jene Miß Mary, mit der unser unglücklicher Musiker, den Sie gesehen und gehört haben, so gern musicirt. Inmitten der Triumphe, welche die Sängerin, die sich bereits eines bedeutenden Rufes erfreute, feierte, ist sie dem Wahnsinn verfallen, als sie erfahren, daß ihr heimlicher Geliebter, ein junger Lord, bereits verheirathet war, als er sie mit Hilfe des falschen Schwurs sie später zu ehelichen verführte. Das Kind, welches sie so zärtlich in ihren Armen wiegt, wurde hier geboren und ist das Mittel, dessen ich mich bediene, um sie zu heilen und der Welt zurückzugeben, was mir, wie ich hoffe, in nicht zu langer Zeit gelingen

wird. — Jetzt, denke ich, kehren wir in das Haus zurück, um zu sehen, ob der Fürst erwacht ist."

Ruben war damit einverstanden und folgte dem Arzte in das Haus.

4.

Entsetzen.

Ein Blick durch das Fenster zeigte Doctor Stowe, daß der Fürst in der That erwacht sei. Er öffnete die Thür und trat, von Ruben gefolgt, ein, der jetzt erst bemerkte, daß neben der Thür ein Wärter saß, der nun aufstehend, sich vor dem Besuch verneigte und dann dem Arzte über den Zustand seines Pflegebefohlenen Rapport abstattete.

„Er hat wieder seine stumme Zeit," sagte Doctor Stowe, sich zu Ruben wendend, dessen Blicke wie gebannt an Cesare hingen, der mit hinaufgezogenen Füßen in der Stellung eines Affen auf dem Ruhebette hockte. „Wir werden ihm schwerlich ein Wort ablocken können."

Nachdem er dies gesagt, trat er dem Kranken

näher und richtete verschiedene Fragen an ihn. Doch dieser antwortete nicht, ja er verrieth nicht einmal durch einen Blick, daß er die Anrede gehört. Seine stier vor sich hin gehefteten Augen erhoben sich nicht.

„Wollen Sie es selbst einmal versuchen, Mr. Bertoni?" fragte Doctor Stowe, zurücktretend.

Ruben beherrschte mit äußerster Anstrengung seine tiefe Bewegung, sprach mit ruhiger Stimme zu ihm und nannte dann die Namen seiner Eltern, seiner Schwestern. Vergebens war Alles. Dasselbe Schweigen, dieselbe Unbeweglichkeit bewahrend, glich Cesare einer Statue.

Endlich nannte Ruben Judith. Langsam und schwerfällig hoben sich die Lider und ein blöder Blick haftete auf Ruben's bewegtem Antlitz, in dessen Herzen sich schon eine leise Hoffnung regte, als er diesen kleinen Erfolg gewahrte. Abermals nannte er mit schärferer Betonung den Namen seiner Schwester.

Der blöde Blick belebte sich eigenthümlich. Doch war das Feuer, welches ihn plötzlich erfüllte und sich zu steigern schien, nicht das Licht einer wiederkehrenden sanften, liebenden Erinnerung, sondern die erwachende Blutgier eines wilden Thieres, welches den Feind erblickt.

Besorgt trat Doctor Stowe näher und warnte Ruben im ernsten Tone, seinen Versuch nicht länger fortzusetzen, der so augenscheinlich aufreizend wirkte.

Allein Ruben gab der wohlmeinenden Warnung kein Gehör. Zum dritten Mal und mit noch lauter erhobener Stimme, mit eindringlicherer Betonung nannte er den Namen.

Da — ehe noch der Doctor und der herbeispringende Wärter sich dazwischen werfen konnten, hatte sich der Wahnsinnige mit einer unglaublichen Schnelligkeit und Gewandtheit emporgeschnellt, und mit beiden Händen Ruben's Hals umklammernd, schnappte er gierig nach seinem Gesicht, wie ein bissiger Hund, und stieß dabei ein unartikulirtes Geschrei aus. Es war ein fürchterlicher Augenblick. —

Von Entsetzen wie versteinert, war Ruben ganz unfähig sich zu vertheidigen, kaum war ihm noch so viel Geistesgegenwart geblieben, um den Kopf weit rückwärts zu werfen und sein Gesicht so aus dem Bereich der Zähne des Wahnsinnigen zu bringen. Aber nicht lange mehr mochte er diese Stellung behalten können, die auch sonst anstrengend genug war, ohne daß ihm die würgenden Hände, die seinen Hals umklam-

merten, sie erschwerten. Der Athem mangelte ihm, das Gesicht färbte sich erst dunkelroth, dann bläulich, die Augen traten zu ihren Höhlen heraus, als plötzlich, und es war die höchste Zeit, ihn endlich ein eiserner Griff von Doctor Stowe's kleinen, frauenhaften Händen erst von der einen, dann von der andern würgenden Hand befreite, worauf Ruben rückwärts dem Wärter in die Arme fiel, der ihn rasch an's Fenster trug, ihn in einen Stuhl niederließ und das innere Gitter von geflochtenem Draht, welches das Fenster schützte, und darauf dieses selbst öffnend, die frische Luft über ihn hinwegströmen ließ, worauf er ihm Cravatte und Hemd öffnete.

Die eindringende Luft belebte Ruben rasch wieder. Schwer und mühsam athmend, öffnete er die Augen, richtete aber augenblicklich seine ganze Aufmerksamkeit auf die weitere Entwicklung der Scene, denn was er sah, fesselte ihn unbeschreiblich. Doctor Stowe hatte seine Finger sogleich wieder von dem Arme des Fürsten entfernt, dessen Pulsader er zusammengedrückt und ihn durch den dadurch verursachten Schmerz gezwungen hatte, sein Opfer frei zu geben, was vorher der Wärter mit seiner wahrlich nicht geringen Körperkraft, indem er den Wahnsinnigen

um den Leib faßte, um ihn hinweg zu reißen, vergeblich versucht hatte. —

Cesare's ganze Wuth kehrte sich nun gegen den Doctor; allein dieser hatte hastig seine Brille entfernt und eingesteckt, und stand nun, seinen mächtigen Blick auf den Wüthenden gerichtet, vor diesem, der Schaum vor dem Munde, mit geballten Fäusten, vorgebeugt wie zum Sprunge bereit, aber durch einen geheimen Zauber gefesselt, den immer stierer werdenden Blick seiner blutunterlaufenen Augen nicht abzuwenden vermochte von dem Arzte, dessen geistige Ueberlegenheit und mächtiger Wille ihn bändigte.

Nun trat Doctor Stowe einen Schritt vor und der Wüthende wich zurück, wich Schritt vor Schritt vor dem ihm Folgenden zurück, bis die Wand hinter ihm seinem weiteren Fliehen ein Ziel setzte.

Da war es, als ob der Weichende noch einmal versuchte, den auf ihm lastenden Bann abzuschütteln, er warf sich vorwärts, in Begriff den Arzt zu erfassen. Doch dieser wich nicht einen Schritt, machte keine Bewegung, dies zu verhindern, die Arme des Wahnsinnigen umschlangen ihn bereits, da legten sich die beiden kleinen weißen Hände auf die Schultern des Angreifers,

und langsam, langsam sank dieser in die Kniee, seine Arme lösten sich von selbst, und ein wildes Geheul ausstoßend, brach er vollends zusammen.

Der Doctor kehrte sich ab und eilte, ohne weitere Notiz von dem Besiegten zu nehmen, aus dem Zimmer.

Ruben folgte ihm eben so eilig, nachdem er noch einen Blick tiefsten Schmerzes und Erbarmens auf den sich heulend am Boden wälzenden Cesare geworfen.

Draußen fand Ruben den Irrenarzt keuchend an der Wand lehnen und sein mit kaltem Schweiße bedecktes Gesicht mit einem Tuche trocknen. Er hatte die abgelegte Brille noch nicht wieder hervorgezogen und Ruben konnte bemerken, daß die Augen, welche eben noch einen so mächtigen, überwältigenden Blick ausgestrahlt hatten, jetzt wie erloschen vor sich hinstarrten und so, mehr noch als die erschlafften Züge und die matte, einer Stütze bedürftige Haltung des zitternden Körpers, die tiefe Erschöpfung des Mannes ausdrückten.

Ruben war selbst noch sehr angegriffen und seine Kehle schmerzte bedeutend von dem Griff der würgenden Hände, aber er nahm sich zusammen und sagte: „Sie scheinen sehr erschöpft,

Doctor Stowe. Erlauben Sie mir, daß ich Sie nach Ihrem Zimmer führe. Meine Rettung aus den Händen des Unglücklichen scheint Ihnen mehr gekostet zu haben, als man bei Ihrer Gewöhnung an dergleichen entsetzliche Auftritte denken sollte."

Stowe lächelte mühsam, und seine zitternden Hände zogen die Brille hervor und befestigten sie wieder vor den Augen, während er antwortete: „O! es war nicht das. — Ein eigenthümliches Gefühl, das ich nicht zu beschreiben wüßte, ergriff mich in dem Augenblicke, als die Arme des Fürsten meinen Leib umklammerten, und ließ mein Herz secundenlang still stehen. Es war nicht Furcht, noch ein Nachlassen meines Willens; wenn ich ihm Worte geben soll, so glaube ich es nicht anders bezeichnen zu können, als mit jenem Gefühl, das uns ergreifen soll, wenn wir über unser einstiges Grab schreiten. O es war furchtbar! — Nur mit einer übermenschlichen Anstrengung vermochte ich mein Aeußeres so lange zu beherrschen, bis ich den Fürsten besiegt hatte. Eine Secunde später wäre ich unterlegen und war verloren, ehe Sie mir zu Hilfe kommen konnten.

„Ich weiß nicht, woher mir dieser Zufall kam.

Niemals in meinem Leben habe ich etwas Aehnliches empfunden und bin doch oftmals in größerer Gefahr gewesen als heute. Ich glaube, es muß mit meinen Nerven irgend etwas nicht in Ordnung sein.“ —

„Das ist wohl möglich“ — erwiederte Ruben, der während dieses Gesprächs Stowe langsam vorwärts führte, der sich zitternd schwer auf seinen Arm stützte. „Es ist das wohl kein Wunder, wenn man die unaufhörlichen geistigen Anstrengungen bedenkt, denen Ihr Beruf Sie in weit höherem Grade aussetzt, als uns anderen Aerzte. Wenn Sie Gebrauch davon machen wollen, möchte ich Ihnen ein Mittel verschreiben, das in solchem Falle vorzügliche Dienste leistet und Ihnen wohl noch nicht bekannt sein dürfte, da Doctor d'Aubriaut das Geheimniß seiner Zusammensetzung erst vor Kurzem mit einigen anderen Mitteln aus dem Orient mitgebracht hat. — Wir haben in dem Hôtel Dieu, dem ich als Hilfsarzt angehöre, Versuche damit gemacht, die alle Erwartungen durch ihren Erfolg übertrafen.“

„Ich bitte darum, lieber College, und werde Ihnen sehr dankbar dafür sein,“ erwiederte Stowe, sich in seinem Zimmer in einen Stuhl werfend.

„Sie werden mir doch hoffentlich das Vergnügen machen, mit mir zu speisen? Ich bin heute zu erschöpft, um an der Tafel desjenigen Theils meiner Patienten, deren Zustand ein solches gesellschaftliches Beisammensein gestattet — wie gewöhnlich zu präsidiren. Die Leutchen dürfen mich nicht schwach sehen, ich würde einen großen Theil des mir gezollten Respectes darüber verlieren. Doctor Benett, mein Hilfsarzt, wird heute meine Stelle vertreten. Nicht wahr, Sie schlagen mir die Bitte nicht ab, mir bei meinem einsamen Diner Gesellschaft zu leisten?"

„Ich wäre sehr gern dazu bereit; allein ich gedenke noch mit dem Abendzuge abzureisen, und so wird es jetzt die höchste Zeit sein, meinen Wagen zu bestellen, denn ich sehe zu meinem Erstaunen, daß es fast schon sechs Uhr ist."

„O, dann haben Sie nicht einmal Zeit, etwas zu genießen, wenn Sie den Abendzug noch erreichen wollen. Ueberdies — Sie wollen doch direct nach London, nicht wahr?"

„Ja, allerdings."

„Nun also. — Da bleiben Sie in Gottes Namen hier. Es wäre geradezu thöricht, wenn Sie sich abhetzen wollten, um nur den Abendzug zu erreichen. Dieser Zug hat keinen directen

Anschluß, und Sie würden das Vergnügen haben, mitten in der Nacht, müde und hungrig in einem elenden Neste von Städtchen ein paar Stunden liegen zu bleiben, um den Zug zu erwarten, der Sie weiter führt. Da weiß ich einen besseren Vorschlag. — Speisen Sie mit mir und wohnen Sie dann der kleinen musikalischen Soirée bei, welche ein Theil meiner Patienten, wie an jedem Montag so auch heute, mit Unterstützung meines Hilfsarztes und meiner Beamten veranstaltet.

„Ich versichere Sie, daß es schon der Mühe werth ist. Sie werden da auch unsere Nachtigall Miß Mary, von Mozart accompagnirt, hören. Außerdem haben wir noch einen Violinisten, der mit Joachim wetteifern könnte, und eine alte Dame, die Bach'sche und Händel'sche Musik spielt, als wäre sie die heilige Cäcilia selbst. Dann übernachten Sie bei mir. Meine Gastzimmer werden Ihnen gewiß gefallen und Sie fahren dann morgen früh mit dem Courierzuge um eilf Uhr nach London."

Doctor Stowe hatte mit einer gewissen nervösen Hast gesprochen. Es war, als fürchte er sich allein zu sein, und zähle deshalb alle Annehmlichkeiten in möglichst lockender Weise auf,

um den fremden Arzt zum Bleiben zu bewegen. — Ruben war selbst, theils durch die mannigfachen Aufregungen dieses Nachmittages, theils aber auch in Folge des erlittenen Ueberfalles so angegriffen, daß ihm eine ungestörte Nachtruhe sehr wünschenswerth erschien, und außerdem graute ihm auch vor der ihm wohlbekannten tödtlichen Langweile und Ermattung solcher auf elenden Bahnhöfen, denen jede Spur von Bequemlichkeit mangelt, verbrachten nächtlichen Wartestunden. Dazu kam noch der eifrige Wunsch, den Arzt und Hüter seines unglücklichen Freundes sich so freundlich gewogen zu machen, wie nur irgend möglich. Das Alles vereinigte sich, um ihn zum Nachgeben zu bewegen, er verbeugte sich also einwilligend und sprach nur noch seine Bedenken wegen des Kutschers aus.

„O, nichts ist leichter als dies Bedenken zu heben,“ entgegnete Stowe, sich vergnügt über seinen Sieg erhebend und an einen neben der Thür angebrachten Porzellanknopf drückend. „Was denken Sie denn, die Pferde sind bereits unter Dach und Fach, oder ich müßte den schlauen John nicht kennen, und John selbst wird es im nächsten Augenblicke sein. — Ich bin auf dergleichen Eventualitäten eingerichtet. Es ist nichts Sel-

tenes, daß Angehörige meiner Patienten hier über Nacht bleiben. Auch kommen oftmals mitten in der Nacht Kranke an und so sind denn Stallung und Kutscher- wie Dienergastzimmer eine Nothwendigkeit."

Der eintretende Diener erhielt die nöthigen Befehle wegen der Einrichtung des Zimmers für den Gast, sowie der Unterkunft für den Kutscher und des in dem Privatsalon seines Herrn zu servirenden Diners, mitsammt dem Auftrage, Doctor Benett von dem Ausbleiben des Directors zu benachrichtigen.

Während man das Diner servirte, schrieb Ruben sein Recept und verfügte sich dann in die Hausapotheke, wo er eigenhändig das verschriebene Mittel bereitete und dann damit zurückkehrend Doctor Stowe über den Gebrauch desselben unterrichtete. Darauf speiste man ausgezeichnet, worauf sich Ruben von seinem Wirthe verabschiedete, der dem Concert nicht beiwohnen und auf Ruben's Rath zeitig die Ruhe suchen wollte.

Man hatte Ruben auf seine Nachfrage, die er durch den Diener anstellen ließ, die Nachricht gebracht, daß der Fürst sich vollständig beruhigt habe, und so ging er mit freierem Herzen in den Concertsaal, wo er von Doctor Benett, dem

Inspector Mr. Hounslow und Mr. Morris, dem Secretär, freundlich empfangen und bewillkommt ward. Der Hilfsarzt war ein corpulenter Mann mit einem gutmüthigen Gesicht, aber etwas unstät hin und her flackerndem Blick. Charakterfestigkeit und Willensstärke suchte man vergeblich in diesen weichen Zügen. Doctor Benett war ungefähr einige vierzig Jahre alt und verheirathet, er stellte Ruben seine Frau vor, deren strenge, harte Züge und tiefe, rauhe Stimme im eigenthümlichen Contrast zu ihres Gatten weichem, gutmüthigem rosigen Gesicht und seinem hellen, etwas kreischenden Organe standen. Hätte Doctor Benett nicht einen starken Bart getragen, so würde man leicht in Versuchung gerathen sein zu glauben, sie hätten sich Beide einen Carnevalsscherz erlaubt und die Kleider getauscht. Auch die Größe der Beiden und ihre Figur war in einer Weise verschieden, die solchen Vermuthungen nur noch Vorschub leisten konnte.

Doctor Benett war kugelrund und seine süße Gattin Amabel — die indeß, man darf es mir glauben, durchaus nicht zugleich aimable war — überragte ihn mindestens um einen Fuß an Länge, ihre Gestalt war dürr wie ein Stecken und entbehrte aller weiblichen Reize. — Doctor Benett

war der einzige verheirathete Beamte, denn Doctor Stowe duldete es nicht, daß seine Beamten sich verheiratheten, und hatte diese einzige Ausnahme überhaupt nur aus einer ganz besondern Rücksicht auf die von ihm aus irgend welchen geheimen Gründen protegirte Frau Amabel gestattet, die als Miß Amabel Harris schon eine Reihe von Jahren dem Haushalte des Irrenhauses vorgestanden, als Doctor Benett es in der Eigenschaft eines Hilfsarztes betrat und das Herz der Schönen eroberte, oder von ihr erobert ward. — Man wußte nicht genau, wie die Sache zusammenhing. Das Einzige, was man gewiß wußte, war, daß Doctor Stowe gegen die Heirath nicht nur nichts einzuwenden gehabt, sondern aus Anlaß dieses glücklichen Ereignisses den Gehalt Doctor Benett's nicht unbedeutend erhöht hatte; Mistreß Benett behielt nach wie vor die Stelle der Wirthschafterin und schwang den Scepter ihrer Herrschaft genau noch mit derselben Virtuosität, wie sie dies nur je als Miß Amabel Harris gethan.

Das ungleiche Paar erfreute sich zweier stämmigen Sprößlinge ihrer Liebe und lebte übrigens in anscheinend vollkommener Harmonie. — Das Geheimniß dieser Einigkeit lag aber weniger in

einer glücklichen Uebereinstimmung der gegenseitigen Neigungen, sondern in der, in dem schwachen Charakter des Hilfsarztes begründeten Unmöglichkeit, sich jemals dem energischen Willen seines männlichen Weibes zu widersetzen. — Niemals gab es einen kläglicheren Pantoffelhelden als den guten Doctor Benett, aber niemals litt auch ein Mann weniger darunter, ja fühlte sich behaglicher bei dieser vollkommenen Umkehrung des Gesetzes: „er soll Dein Herr sein."

Das Concert begann und bereitete dem musikalischen Sinne Ruben's einen in der That seltenen Genuß. Wenn er die Augen schloß und dadurch den Anblick der verschiedenen seltsamen Geberden und Gesichtsverzerrungen der Spieler vermied, konnte er glauben, einem von Künstlern ersten Ranges executirten Concert beizuwohnen.

Auch Doctor Benett zeigte eine bei einem Dilettanten seltene Fertigkeit auf dem Violoncell. Der Inspector Mr. Hounslow spielte die Bratsche und Mr. Morris, der Secretär, die zweite Violine, Beide recht gut und vollkommen genügend, um mit dem meisterhaften Spiele des weißhaarigen Violinisten — der über den plötzlichen Tod seiner beiden Söhne, die beim Baden zu gleicher Zeit ertrunken waren, den Verstand verloren hatte —

ein ganz ausgezeichnet vorgetragenes Quartett von Beethoven zu Stande zu bringen. Die alte Pianistin, eine Dame aus gräflicher Familie, spielte auf der aus dem Betsaale herbeigebrachten Physharmonika Bach'sche und Händel'sche Musik und begleitete, zum augenscheinlichen Neide Mozart's, Miß Mary's Engelsgesang zu einer Arie aus Händel's Messias.

Darauf folgte ein Violinsolo von Vieuxtemps, vorgetragen von dem greisen Violonisten.

Hierauf spielte Mozart die reizende Sonate in F dur von seinem unsterblichen Vorbilde und war dann endlich so glücklich, Miß Mary zu einer Arie aus cosi fan tutte und zuletzt zu zwei jener einfachen reizenden Lieder Mozart's begleiten zu dürfen.

Den Schluß machte eine von Lady Saunders, die in besonders reicher und geschmackvoller Toilette erschienen war, gespielte Salonpiece von Thalberg. Die Lady war eine ganz vorzügliche Vertreterin der modernen Salonvirtuosität. Leicht und spielend glitten ihre von Juwelen funkelnden Hände über die Tasten des Flügels und entlockten ihnen graciös tändelnde Melodien, die ohne große geistige Vertiefung lediglich geschaffen schienen, die Geschicklichkeit des Spielers im

Ueberwinden von allerhand Schwierigkeiten zu zeigen und nebenbei angenehm die Ohren zu kitzeln.

Der Beifall war bei allen vorgetragenen Sachen lebhaft, hielt sich aber durchaus in den Schranken gesellschaftlicher Sitte, obgleich Ruben unter den Anwesenden auch Manche erblickte, die er am Nachmittag im Park gesehen und die sich dort auffällig genug betragen hatten. Hier aber schien Jedes mit der Abendtoilette, in welcher Alle ohne Ausnahme und mit mehr oder weniger Geschmack erschienen waren, auch den gesellschaftlichen Anstand angezogen zu haben.

Nach dem Concert wurde Thee herumgereicht und die Gesellschaft mischte sich in zwangloser Unterhaltung unter einander. Ruben bemerkte nicht einen Fall, daß einer der anwesenden Wärter oder eine der Wärterinnen genöthigt gewesen, gegen einen Verstoß einzuschreiten. Nachdem man noch eine Stunde verplaudert hatte, trennte man sich, und es war ergötzlich zu sehen, mit welcher Würde und Grandezza die Damen sich von ihren Cavalieren verabschiedeten.

5.

Eine Nacht im Irrenhause.

Außerordentlich ermüdet suchte Ruben, von Doctor Benett begleitet, dem er seine höchste Befriedigung über den gehabten Genuß und die aufrichtige Bewunderung über die vorzügliche Haltung und Disciplin der Kranken wiederholt aussprach — seine Zimmer auf.

Der Abend hatte Ruben überzeugt, daß, wie sehr Doctor Stowe auch gefürchtet war und wie groß die Macht seines mächtigen Willens und Geistes sein mochte, doch der beste Antheil an der musterhaften Haltung der Gesellschaft und überhaupt an der Erziehung der Kranken dem kleinen runden Hilfsarzte zufalle. Wohin er sein gutmüthiges Gesicht mit dem freundlichen Lächeln auch richten mochte, überall begegneten

ihm freundliche Mienen und erwiederndes Lächeln. War Stowe gefürchtet, so war er geliebt, ja verehrt.

Das hatten ihm Mehrere, mit denen er sich unterhalten, unumwunden ausgesprochen. In dem Urtheile über Doctor Stowe war man äußerst vorsichtig, weit vorsichtiger als man von Menschen, deren Geist gestört war, hätte glauben sollen, aber über Doctor Benett ergoß sich voll und fließend der Strom allgemeinen Lobes. Er war der Freund und hilfreiche Berather der Kranken, er wußte manchen begangenen Fehler zu vertuschen und ihnen manche Strafe zu ersparen, die Doctor Stowe, wenn er Kenntniß davon erlangt hätte, dem Sünder gegen die Gesetze der Anstalt sicher nicht erspart haben würde. Freilich ereignete es sich auch, daß Doctor Benett manchmal zu viel versprach und die Erleichterungen und Befreiungen von Strafe, die er beabsichtigt hatte, nicht vollführen konnte. Das geschah besonders, wenn seine werthe Gattin, die neben ihrer officiellen Stellung noch die geheime eines gefürchteten Hausspions und Anklägers bekleidete, von seinen gütigen Absichten Wind bekam, und dann entlud sich ein Doppelgewitter über des runden Doctors Haupte, worunter er sich tief,

sehr tief beugte — das heißt für den Augenblick — seine elastische Natur schnellte, wenn der Druck nachgelassen, desto fröhlicher und frischer wieder empor und wußte bald durch kleine Vergünstigungen und durch verdoppelte freundliche Sorgfalt die zu trösten, welche er nicht nachhaltiger zu schützen vermochte.

Das ungefähr hatte Ruben erfahren und natürlich nichts versäumt, um den freundlichen, gutmüthigen Doctor für seinen unglücklichen Pflegebruder zu interessiren und ihm den Schutz desselben zu sichern, welcher ihm der mitleidlosen Strenge des Oberarztes gegenüber nothwendig erschien.

Zu diesem Zwecke sprach er, wie er vorher schon gethan, trotz seiner Ermüdung noch einmal mit Doctor Benett, Jener aber entgegnete: „Ich fürchte leider, mein lieber Herr Doctor, daß der Augenblick niemals kommen wird, wo meine nachsichtige Milde von günstigerem Einfluß auf den Fürsten sein könnte, als die rein wissenschaftlich strenge Behandlung des Directors. Solche Kranke, wie Fürst Gonsalvi, sind nur mit Strenge zu behandeln, ihnen gegenüber wäre Nachsicht und Milde eine verderbliche Schwäche, die für den Kranken selbst von den

schlimmsten Folgen sein würde. Ich bekümmere mich deshalb principiell so wenig als möglich um diese Art von Kranken, und der Director ist auch freundlich genug, es mir zu ersparen, weil er weiß, daß mein Herz zu sehr mit meinem Verstande in Conflict geräth und ich möglicher Weise aus reiner Gutmüthigkeit dumme Streiche machen und dem Kranken aus lauter Mitleid Schaden statt Nutzen bringen könnte."

„So sind auch Sie der Meinung, daß der Fürst unheilbar sei?" fragte Ruben schmerzvoll.

„Hm! Es thut mir leid, sehr leid!" entgegnete der Doctor, seine kleinen gutmüthigen Augen mitleidsvoll auf Ruben richtend. „Ich sehe, es thut Ihnen sehr wehe, aber ich muß mich durchaus der Ansicht des Directors anschließen. Freilich, es hat auch schon Fälle gegeben, die —"

„Ich bitte —" entgegnete Ruben, abwehrend die Hand erhebend, mit traurigem Lächeln. — „Sie wissen, ich bin selbst Arzt und kenne also aus eigener Erfahrung diese Hinweisungen auf dergleichen Möglichkeiten, die einem unmittelbaren Wunder Gottes so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. — Man ist Mensch und hat ein Herz, das Andere gern trösten möchte, sei es auch

auf Kosten der eigenen Ueberzeugung. Ich sehe wohl, daß ich mich mit dem schrecklichen Gedanken vertraut machen muß, daß mein unglücklicher Pflegebruder für uns und die Welt, der er eine Zierde zu sein geschaffen schien, verloren ist. Gute Nacht, lieber Doctor."

Doctor Benett schüttelte ihm theilnehmend die Hand und entfernte sich, ohne ein Wort des Trostes zu versuchen, das dem tiefen Schmerze gegenüber, welcher sich auf den edlen Zügen seines jungen Collegen so ausdrucksvoll zeigte, ja doch ein leerer Schall bleiben mußte.

Ruben begab sich in das wie das Vorzimmer geschmackvoll und elegant mit allem Comfort ausgestattete Schlafzimmer, kleidete sich aus und begab sich zur Ruhe, die denn auch dem erschöpften Körper während einiger Stunden zu Theil ward.

Es mochte ein Uhr vorüber sein, als Ruben durch ein Klingeln aus dem Schlummer aufgeschreckt ward. Er hob sich empor und horchte. In kurzer Zeit hörte er das Zurückschieben von Riegeln, und mit einigem Geräusch schien sich die große Pforte des Hauses zu öffnen. Darauf hörte er das Knirschen der Räder eines langsam auf dem Sande dahinfahrenden Wagens, der

endlich, in das Haus einfahrend, von Stimmen bewillkommt wurde, unter denen Ruben deutlich das kreischende Organ des Doctor Benett unterschied. Dann kamen schwere Schritte die Treppe herauf, die sich im Tempo, als trügen sie eine Last an Ruben's Thür vorüber, nach der den Frauen bestimmten Abtheilung des Hauses entfernten. — Das hysterische Lachen und Schluchzen einer Frauenstimme überzeugte Ruben, daß das Irrenhaus eine neue Bewohnerin empfangen habe.

Bald kehrte die vorige Ruhe zurück und Ruben schlief wieder ein, ward aber nochmals, während der Morgen schon durch die geschlossenen Gardinen dämmerte, doch diesmal sehr schreckhaft aus dem Schlafe geweckt. Es war ein greulicher Lärm, der aus Geheul, wildem Lachen, Rufen verschiedener Stimmen, und eiligem Hinundherlaufen bestand. Es schien draußen in den weiten Corridoren eine Art von Jagd und dann ein wilder Kampf in der fast unmittelbaren Nähe von Ruben's Zimmer stattzufinden. Dann erscholl ein gräßlicher Schrei, der nichts Menschliches hatte, er hörte sich entfernende Schritte, das Geräusch einer in der Ferne heftig geschlossenen Thür und Alles war still.

Ruben hatte schaudernd im Bett aufsitzend

auf den Lärm gelauscht. Was mochte draußen geschehen? — Er war ein Mann, dessen Muth sich schon in schwierigen Lagen seines Lebens bewährt hatte, aber dennoch zitterte er in diesem Augenblicke und wagte es nicht aufzustehen und hinaustretend sich persönlich von dem Vorgehenden zu unterrichten, denn der gestern erlebte Auftritt war ihm in noch zu lebhafter Erinnerung, noch schmerzten die bläulich gewordenen Fingerspuren Cesare's an seiner Kehle.

Tief aufseufzend legte er sich, nachdem Ruhe eingetreten war, wieder zurück und versuchte den so unterbrochenen Schlaf fortzusetzen.

Allein diesmal war es vergebens. Die Ruhe war nachhaltig gestört. Zu viel Gedanken und einander widersprechende Gefühle flutheten in seiner Seele auf und nieder. Er strebte sie zu sichten, zu ordnen, sich des Eindruckes klar zu werden, den er aus diesem Hause der Verzweiflung und endlosen Jammers mit hinwegnehmen werde.

Ruben war gekommen mit der fast bestimmten Ueberzeugung, daß Warrington, dem er vom ersten Momente ihrer Bekanntschaft an mißtraute und dem er, nachdem diese instinctiv gefühlte Abneigung leider nur zu sehr durch Lucretia's Un-

glück, das er auf das Genaueste durch die Fürstin Giuditta erfahren, der sich die Schwester endlich anvertraut hatte — gerechtfertigt worden war, nur noch mehr mißtrauen mußte, einen Schurkenstreich gegen seinen Schwager unternommen habe.

Er war trotz der heuchlerischen Mißbilligung Warrington's überzeugt gewesen, niemand Anders als er habe Cesare zu Ausschweifungen verleitet und nun eine vielleicht in Folge anhaltenden Trunkes eingetretene momentane Geistesstörung benutzend, ihn in's Irrenhaus bringen lassen, um ihn dort gefangen zu halten und sein Vermögen unter dem Vorwande, es für ihn zu verwalten, an sich zu reißen.

Dies Alles hatte Ruben sich zwar wegen der vielen Argumente, welche dagegen zu sprechen schienen, nicht so klar und deutlich, wie wir es hier niederschreiben, eingestanden, es war aber dessenungeachtet der herrschende Grundgedanke gewesen, der ihn zu dieser Reise, so wie zu den bis gestern festgehaltenen Hoffnungen für den geistigen Zustand seines geliebten Pflegebruders veranlaßte. Mit Mißtrauen war er zu Doctor Stowe gekommen, und der Eindruck, welchen die Persönlichkeit dieses Mannes auf ihn gemacht,

war nicht dazu angethan gewesen, dieses Mißtrauen zu beseitigen, sondern es zu verstärken.

Allein der Anblick des unglücklichen Pflegebruders, dann der Gang durch das Haus, dessen vorzügliche und zweckentsprechende Einrichtungen den Beifall eines Jeden erringen mußten; ferner die außerordentliche Bereitwilligkeit des Doctor Stowe, ihn bei allen seinen Patienten einzuführen, die Sorglosigkeit, mit welcher er ihn am Tage im Garten und Abends während des Concerts mit den Kranken verkehren ließ, und vor Allem der schreckliche Auftritt mit Cesare, der ihm alle noch gehegten Hoffnungen mit einem Schlage abschnitt; dazu die eminente geistige Uebermacht des Doctor Stowe, die er bewundern und sich gestehen mußte, in wie hohem Grade dieser Mann trotz allem Räthselhaften seiner Erscheinung seiner schwierigen Stellung gewachsen war: all' dies vereinigte sich, ihn von dem gänzlichen Ungrunde und der Ungerechtigkeit der auf nichts als ein vages Mißtrauen in die Redlichkeit des Squire Warrington gegründeten vorgefaßten Meinung zu überzeugen.

Ruben war viel zu einsichtig und verständig, um nicht dem Allen sein Recht zu geben und noch länger an Doctor Stowe's von dem gut-

müthigen Benett bestätigten Ausspruch über die Unheilbarkeit Cesare's zu zweifeln. Trotz alledem und allebem konnte er die peinigende Idee, daß in dieser Sache nicht Alles so natürlich und offen zugegangen sei, als es scheinen solle — und er mußte es gestehen auch wirklich scheine — nicht unterdrücken, und eben so wenig das Mißtrauen, so ungerecht es auch gewesen, wie er nun selbst sich überzeugt halten mußte, in Vertrauen zu Doctor Stowe verwandeln, dessen der Mann nach Allem, was er gesehen und gehört, doch nicht unwürdig sein mochte.

Es gab nur einen Punkt, der Ruben einen Anhalt gab, die merkwürdige Beharrlichkeit seiner Zweifel nicht ganz als Thorheit zu bezeichnen, ja der dieselben gewissermaßen rechtfertigte.

Ruben hatte sich viel mit den Krankheiten der Augen beschäftigt und verstand trotz der kurzen Zeit, welche er der praktischen Ausübung dieser Wissenschaft gewidmet, genug davon, um mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß Doctor Stowe nicht augenleidend sei, wie er doch gesagt.

Was war also der Zweck seines verdunkelten Zimmers? Wozu dienten die blauen Brillengläser? Es konnte nur der eine sein, den

Besuchern einen möglicher Weise verrätherischen Farbenwechsel seines Gesichts, oder eine Bewegung der kalten Züge und den scharfen, mächtigen, raubvogelähnlichen Blick seiner unschönen grünen Augen zu verbergen, die so ganz und gar nicht zu dem sanften Lächeln seines Mundes paßten. Fürchtete der Doctor, daß seine Augen die Geheimnisse verrathen könnten, welche sich hinter seiner Stirn bargen? Und dann die Stimme mit ihren hellen, einschmeichelnden Tönen, die sich so urplötzlich in so tiefes, gebieterisches Dröhnen, in ein wahres Löwengrollen zu verwandeln vermochte? —

Gewiß, dieser Doctor Stowe war ein Räthsel und Ruben's edle Seele empfand ahnend, daß die Lösung dieses Räthsels keine erfreuliche sein dürfte.

Während er so grübelnd dalag, hatten sich draußen die Zeichen erwachenden Lebens bemerkbar gemacht. Schritte eilten hin und her, Thüren öffneten und schlossen sich wieder, und Ruben blickte auf seine Uhr, die ihn an's Aufstehen mahnte.

Als er sich angekleidet hatte, klingelte er.

Der Diener erschien mit dem Frühstück.

„Was gab es denn heut Nacht für Lärm?“

fragte Ruben, während Jener das Geschirr auf dem Tische ordnete.

„O, es ist nur eine neue Kranke gebracht worden. Es soll eine sehr vornehme Dame sein!"

„Nein, das meine ich nicht. Es war später, der Morgen dämmerte schon."

„Ach ja, richtig, was ich für ein Esel bin! Sie haben gewiß den Schrei gehört wie sie ihn fingen. — Ja, dergleichen kommt manchmal bei uns vor. Es war der Kranke von Nummer siebzehn. Er hat wieder getobt und die benachbarten anderen Kranken aufgeweckt, und sollte deshalb und weil er gar nicht ruhig werden wollte, in die gepolsterte Zelle gebracht werden. Während sie ihn aber transportirten, hat er einem der Wärter einen Finger abgebissen und ist entwischt. Na, er ist nicht weit gekommen, sie haben ihn doch gekriegt und in die Zelle gesperrt, wo er sich nun nach Herzenslust austoben kann. Ja ja, die Nummer siebzehn soll zwar ein sehr vornehmer Herr sein, hat aber uns schon viel zu schaffen gemacht, obgleich er noch kein Vierteljahr bei uns ist."

Ruben's Herz zog sich krampfhaft zusammen. Der Kranke von Nummer siebzehn war Cesare.

Mechanisch stürzte er eine Tasse Kaffee hin-

unter und wartete ungeduldig, bis der Diener ihn verließ, worauf er hinaus auf den Corridor trat, entschlossen, einen unbeobachteten Blick in die Zelle zu thun, welche seinen unglücklichen Pflegebruder umschloß.

Von seinem ausgezeichneten Ortssinn geleitet, fand er bald die Zelle, obgleich sie sich äußerlich durch nichts von den anderen Thüren unterschied, schob den Schieber zur Seite und blickte hinein.

Das Zimmer war nicht verdunkelt und er konnte es vollkommen übersehen.

Cesare lag lang ausgestreckt auf der Seite, der erhobene Arm lag gekrümmt quer über das Gesicht, es verbergend. Die Fäuste waren geballt. Die Kleidung lag theils in Fetzen um ihn her, theils hing sie noch auf dem magern Körper, der leicht zuckte, sonst aber unbeweglich in der eingenommenen Stellung blieb.

Ruben seufzte tief auf über den schmerzlichen Anblick und trat mit einem leichten Schauder zurück, um sich zu entfernen.

Da sah er wenige Schritte von sich Doctor Stowe in einer Fensternische stehen und sein Gebahren mit untergeschlagnen Armen ruhig beobachten.

Er lächelte, als er Ruben's Ueberraschung be-

merkte, und sagte, nachdem er ihm einen herzlichen guten Morgen geboten: „Sie wundern sich augenscheinlich, daß Ihnen meine Schritte meine Annäherung nicht verrathen haben? Da sehen Sie die sehr einfache natürliche Ursache.“ Er hob ein wenig den einen Fuß, und Ruben sah, daß er über seine eleganten Lackstiefel Filzgaloschen trug, die seine Schritte natürlich unhörbar machen mußten.

Stowe legte vertraulich seine Hand in Ruben's Arm und forderte ihn zu einer Promenade in den jetzt gänzlich einsamen Park auf, in den sie, die Vorderthür vermeidend, an den Bädern vorüber zu einer Hinterthür hinaustraten.

„Sehen Sie,“ plauderte er im Gehen weiter: „es giebt ein deutsches sehr wahres Sprichwort: „Wenn die Katze nicht da ist, tanzen die Mäuse.“ Um dies Tanzen meiner Mäuse zu verhindern, trage ich jene Filzschuhe und mache zum Besten meiner armen Kranken meinen eigenen Spion. Meine Wärter und Wärterinnen stammen zum größten Theil aus den niederen Schichten des Volkes und besitzen keinen Ueberfluß an Zartheit, mit dem mir allerdings auch nicht gedient wäre. Nun haben diese

Menschen oft wirklich viel durch die Kranken zu leiden. Derlei Fälle, wie der in der letztvergangenen Nacht mit Ihrem Pflegebruder, von dem Sie ohne Zweifel der Diener unterrichtet hat, da ich Sie ja bereits vor der Tobzelle fand, sind, wenn auch nicht gerade in dieser, aber doch in ähnlicher Weise nicht so selten und mögen hin und wieder ein Gefühl des Grolles oder gar den Wunsch, sich für die Leiden, die sie officiell nicht vergelten dürfen, im Geheimen zu rächen, in den rohen Herzen dieser ungebideten Leute erwecken. Damit derlei Wünsche und Absichten aber auch nur Absichten und Wünsche bleiben, dürfen diese Leute niemals, weder während des Tages noch während der Nacht, vor Beobachtung sicher sein. Ich schleiche also zu ganz unberechenbaren Zeiten wie eine Katze im Hause umher, und wenn meine Mäuse mich an einem ganz andern Ort oder im festen Schlafe glauben, erscheint mein Auge plötzlich an den Fensterchen und beobachtet ihr Verhalten, oder meine Person steht mitten im Schlafsaale."

„Das ist zwar von sehr großem Vortheil für Ihre Kranken, aber auch außerordentlich anstrengend für Sie selbst," bemerkte Ruben, der im Stillen die Meinung hegte: dies Spionir-

system möge wohl nebenbei noch einem weniger edlen Zwecke dienen, als Stowe anzugeben für gut fand. Doch war er klug genug, diese wenig schmeichelhafte Ansicht hinter einer bewundernden Miene für so viel Pflichtgefühl zu verbergen.

Doctor Stowe war zufrieden mit dem Eindruck, den er hervorgebracht zu haben glaubte, und versetzte mit einem resignirten Lächeln: „Sie haben Recht, es ist etwas aufreibend; allein das Bewußtsein des großen Nutzens für meine Kranken, die ich als meine Kinder betrachte, stärkt mich wieder."

„Und haben Sie wirklich einmal — um bei Ihrem Gleichniß zu bleiben — eine Maus beim Tanzen ertappt?" fragte Ruben, seine lebhaft erwachte Besorgniß unter einem Scherze verbergend.

„Ja. Leider hatte ich dreimal Gelegenheit, die Nützlichkeit meiner Spionage einzusehen. Doch war es glücklicher Weise nur ein einzig Mal der Fall, daß ich zu meiner Verzweiflung nicht mehr im Stande war, die ertragenen Leiden wieder vergessen zu machen," entgegnete der Arzt mit einem Tone, als werde er es gern sehen, wenn man den Gegenstand als erschöpft betrachte.

Allein Ruben war um Cesare's willen viel

zu sehr von der Sache interessirt, um ihm diesen Gefallen zu thun, er that daher, als habe er den leisen Wink nicht verstanden, und fragte: „Welche Strafe haben Sie dann über die Uebelthäter verhängt?“

Der Irrenarzt schien erst ablehnend antworten zu wollen, aber er besann sich. Sein bleiches Gesicht nahm einen Ausdruck eiserner Strenge an und Ruben glaubte die Augen durch die blauen Gläser hindurchleuchten zu sehen. Während die Stimme sanft und einschmeichelnd blieb — was um so mehr mit den Worten contrastirte — erwiederte er: „Die beiden ersten Missethäter übergab ich einfach den Gerichten. Sie büßten beide in Botany-Bai ihre Grausamkeit. Der dritte jedoch — er athmete tief auf und fuhr mit sichtlicher Ueberwindung fort, „der dritte, ein baumlanger Mensch von herkulischer Kraft, widersetzte sich mir, er fiel mich an. Ich — wehrte mich nach Kräften, während des Ringens glitt er aus und riß mich mit nieder. Ich gab mich bereits verloren, denn wir waren allein — allein in der Badeanstalt mit einem Unglücklichen, dem er den Mund verstopft und dann so lange gepeitscht hatte, bis er aufgehört hatte sich zu regen — als mein wüthender Gegner mich plötzlich los

ließ. — Ich sprang auf und sah — sah, daß es mit meinem Feinde vorbei war. Er war mit der rechten Schläfe auf das Mundstück einer aus dem Marmorgetäfel ein paar Zoll hervorragenden, zu Douchen von unten herauf dienenden Röhre gefallen, durch die Gewalt, mit welcher der Kopf auf das Mundstück gefallen, war es in die Schläfe tief eingedrungen und hatte ihn augenblicklich getödtet."

Die Stimme hatte dem Doctor zuletzt doch versagt. Er war schon bei den ersten Worten dieser grauenhaften Erzählung stehen geblieben und lehnte sich nun leichenblaß, mit zitternden Lippen an den Stamm eines Baumes und wischte sich die perlenden Schweißtropfen von der Stirn, welche die peinliche Erinnerung darauf gelockt.

Ruben schwieg schaudernd. Was war das abermals für ein Blick auf das Leben dieses Mannes? Welche Gedankenreihe, welche Vermuthungen ließen sich daran knüpfen? —

Sie waren allein, hatte er gesagt — wer bürgte —

Bah! Unsinn! schalt Ruben sich selbst im Stillen. Witterst du denn überall Geheimnisse?

Wenn hier ein Verbrechen von seiner Seite vorläge, würde denn er selbst davon sprechen,

ohne allen zwingenden Grund und Ursache davon sprechen?

Es ergriff ihn so tief? Nun natürlich, warum sollte das auch nicht der Fall sein? — Würde es mich etwa nicht bis an mein Lebensende ergreifen, wenn ich mich an den Tod eines Mannes zu erinnern hätte, der ihn im Kampfe mit mir, wenn auch ohne mein Zuthun und meine Schuld, ereilt? — Nichts ist begreiflicher als diese Bewegung, die nur ein Thor mißdeuten kann. — Ich fürchte, die Luft dieses Hauses ist ansteckend, die fixen Ideen scheinen mir hier nur so anzufliegen, es ist Zeit, glaube ich, ihnen zu entfliehen.

Während Ruben sich im Stillen so abkanzelte, war Doctor Stowe seiner Aufregung Herr geworden und brachte seine Erzählung unaufgefordert zu Ende:

„Ich wendete mich von dem erschütternden Anblick ab, um mich eifrig mit meinem bewußtlosen Patienten zu beschäftigen, und überzeugte mich bald zu meinem tiefsten Schmerze, daß ich leider zu spät gekommen war. — Der Wütherich hatte sein Werk vollbracht, obgleich er das gewiß nicht beabsichtigt hatte. Das Opfer war todt.

„Ich selbst war halb todt vor Erschöpfung und Verzweiflung über das Geschehene. Die Thür

verschließend, wankte ich nach meinen Zimmern und ließ den Friedensrichter der Grafschaft um seinen sofortigen Besuch bitten.

„Er kam. Meine zerrissenen Kleider, die Maale der rohen Fäuste des Verstorbenen an meinem Körper waren eben so viele Zeugen meiner wahrheitsgetreuen Erzählung des unglücklichen Vorfalles, die durch die Spuren der Mißhandlungen, welche meinen armen Patienten, laut Attestes des Leichenschaugerichts, getödtet hatten, noch bestätigt wurden.

„Der Friedensrichter hatte den Thatbestand aufgenommen und mir erfuhr außer vielen pecuniären Verlusten, welche in Folge der Hinwegnahme vieler meiner Patienten seitens ängstlicher Verwandten erwuchsen, weiter kein bleibender Nachtheil von dem Unglück, da die Sache glücklicher Weise nicht weiter in die Welt drang. Der Frieden meiner Seele war freilich auf lange, sehr lange gestört. Seit jener Zeit habe ich aber meine Aufmerksamkeit verdoppelt und auch sonstige Maßregeln genommen, um etwas Aehnliches unmöglich zu machen, habe auch glücklicher Weise niemals wieder Gelegenheit gehabt, einen Act der Rohheit gegen meine Patienten zu bestrafen."

„Dann ist wenigstens aus dem schweren Unglück ein Vortheil für beide Theile entsprungen," erwiederte Ruben abbrechend. „Haben Sie von dem Medicament, welches ich Ihnen verordnete, bereits Gebrauch gemacht?"

„Ja gewiß, vor dem Schlafengehen," erwiederte Stowe lebhaft, sichtlich erleichtert, zu einem andern Gegenstand übergehen zu können, und fügte, Ruben die Hand reichend, herzlich hinzu: „Ich bin Ihnen in Wahrheit dankbar, denn dem ersten günstigen Erfolge nach, glaube ich mir eine vortreffliche Wirkung davon versprechen zu dürfen."

„Das freut mich. Ich war überdies davon überzeugt. Und nun, mein werther Herr, erlauben Sie mir, daß ich mich von Ihnen verabschiede, mit dem besten Dank für die freundliche Aufnahme und die genossene Gastfreundschaft. Die Stunde ist da, mein Kutscher hält sicher bereits an der Pforte. — Ich bin überzeugt, daß ich nicht nöthig habe, Ihnen meinen unglücklichen Pflegebruder, den Fürsten Gonsalvi, nochmals zu empfehlen, denn Sie werden auch ohne meine Bitte alle Sorgfalt und jedes Hilfsmittel Ihrer Wissenschaft aufbieten, ihm zu helfen. — Lassen Sie mich aber Sie inständigst bitten, daß Sie ihm, wenn sich Ihre Befürchtung, daß er nicht

zu heilen ist, bestätigen sollte, sein trauriges Loos mit aller Menschenliebe und Theilnahme so weit es in Ihren Kräften steht erleichtern."

„Das will ich, Doctor Bertoni, das will ich. Ich werde sowohl in dem einen wie in dem andern Falle meiner Pflicht stets eingedenk bleiben und mit möglichster Milde handeln, darauf gebe ich Ihnen mein heiliges Ehrenwort."

O Doctor Stowe, Doctor Stowe! Die Stunde kommt; wo Du das heilige Versprechen vergessen wirst, aber auch die Stunde bleibt nicht aus, wo Du wünschen wirst, seiner nicht vergessen zu haben, wo Du die Hälfte Deines noch übrigen Lebens hingeben würdest, könntest Du ungeschehen machen, was Du gethan! — —

Die beiden Aerzte schüttelten sich die Hände und Ruben schritt, von Doctor Stowe geleitet, nach dem Hause zurück, um durch dasselbe zum Eingangsthor zu gelangen. Doctor Stowe schien anfangs die Absicht zu haben, ihn bis zum Thore zu geleiten, besann sich aber unterwegs anders, trennte sich unter nochmaligem Händeschütteln in der Halle von ihm und stieg die Treppe hinauf, während Ruben das Haus verließ und dem Thore zuschritt.

Zu seiner lebhaften Verwunderung machte der mürrische Cerberus, der in seinem Häuschen

saß und ihn recht wohl kommen gesehen, wie er auch den draußen harrenden Wagen längst erblickt hatte, durchaus keine Anstalt, das Thor zu öffnen.

„Holla! Tom!" rief Ruben ihn an. „Ich will hinaus, öffnet mir das Thor!"

„Hm! Glaub's wohl, daß Sie naus wollen. Kann aber nicht sein. 'S möchte wohl Mancher naus, wenn's nur auf's Wollen ankäme," brummte der Thürhüter.

„Macht doch keine Geschichten, Mann! Denkt Ihr etwa, ich werde Euch nochmals einen Sovereign geben, damit Ihr thut, wozu Ihr da seid?"

„Ist gar nicht nöthig. Thu' meine Schuldigkeit ohne Sovereign. Lasse Sie aber nicht naus, und wenn Sie mir hundert Sovereigns geben wollten."

„Aber zum Henker, warum denn nicht?" rief Ruben ungeduldig. „Bildet Ihr Euch vielleicht ein, ich wolle im Irrenhause bleiben?"

„Nee, das denke ich nicht," grinste Tom. „Was das anbetrifft, das will Keener. 'S wird nur aber nicht gefragt."

Ruben verstand endlich und ein kalter Schauder überlief ihn, aber er überwand sich und rief lachend: „Das ist köstlich! Ihr haltet mich wohl

gar für verrückt? Kommen denn die Irren von selbst zu Euch, um sich als verrückt abzuliefern?"

„Nu nee, das gerade nicht," brummte der Mann doch etwas verlegen, setzte aber gleich darauf hinzu: „Das ist aber eens, Sie müssen doch dableiben. Wenn Sie naus sollten, wäre das Zeichen da."

„So? Na endlich werdet Ihr doch verständlich. Ihr könnt mich also nicht hinauslassen, ehe Ihr Befehl dazu habt? Nicht wahr, das meint Ihr doch."

„Na ob, ja, die Geschichte is doch klar!"

„Wirklich? Nun, dem wird bald abgeholfen sein," sagte Ruben und schritt entschlossen dem Hause wieder zu.

Wie es aber zu gehen pflegt, wenn nur der Argwohn oder Zweifel in einer Menschenseele gegen eine Person oder Sache Wurzel gefaßt hat, so dient alles das, was man zu anderen Zeiten gar nicht beachtet oder als vollkommen harmlos betrachtet haben würde, dazu, ihn zu nähren.

Was war das nun wieder? War es nur Zufall, daß man es versäumt, dem Thorwächter das Zeichen zu geben, oder sollte er sich überzeugen, daß der Austritt aus dem Hause selbst dem harm-

losesten Besuche nur auf specielle Erlaubniß des herrschenden Gebieters gestattet sei?

Die Antwort kam ihm diesmal, sowie er das Haus betreten, in der Person des Doctor Benett entgegen.

Der Hilfsarzt kam die Treppe herab und rief, als er ihn erblickte: „Wie? Sie sind noch hier, Doctor Bertoni? Ich dachte, Sie wären schon vor einer ganzen Weile abgereist.“

„Ich möchte wohl gern, Mr. Benett, kann aber nicht,“ entgegnete Ruben ärgerlich.

„Ja warum denn nicht? Ist der Kutscher krank geworden, oder ist einem der Pferde etwas zugestoßen?“

„Nein. Keins von Beidem. Der Cerberus draußen am Thore läßt mich nicht fort. Er scheint mich allen Ernstes für verrückt zu halten und behauptet auch, das Zeichen sei nicht gegeben.“

„Hahaha! das ist einzig!“ lachte Benett. „Hahaha! Verzeihen Sie, Sir, meine Heiterkeit, Ihnen wird die Verzögerung freilich nicht lächerlich sein. Zürnen Sie dem armen Tom aber nicht, er that nur seine Schuldigkeit. Der Tölpel von Diener ist allein dran schuld, er hat versäumt das Zeichen zu geben, da Doctor Stowe

plötzlich abgerufen wurde, weil die gestern Nacht angekommene Kranke seiner bedurfte. So, Sir" — er öffnete in der Wand der Halle ein ähnliches Schränkchen, wie gestern Doctor Stowe in der ersten Etage, und fuhr mit der Hand hinein — „jetzt wird Tom Sie nicht mehr festhalten. Teufel!" rief er, einen Blick auf die in der Halle angebrachte Uhr werfend, „Ihr Kutscher wird tüchtig fahren müssen, um die Versäumniß wieder einzubringen. Recht glückliche Reise, lieber Herr."

Sie schüttelten sich die Hände und Ruben verließ endlich ohne weiteres Hinderniß das Irrenhaus.

6.

Erkundigungen.

Als Ruben in seinem Wagen saß und rasch durch die sonnenbeglänzte Gegend zwischen duftigen Wiesen und reifenden Korn- und Weizenfeldern dahinrollte, athmete er tief und erleichtert auf, blickte heiter um sich her und gab sich eine Weile dem frohen Genusse des schönen Tages hin.

Doch war das frohe Gefühl, welches ihn beseelte, nicht von langer Dauer, bald genug störten trübe und schmerzliche Erinnerungen die Freude an der Natur, auch überlegte er lange und sorgfältig, wie er am schonendsten die schlimme Nachricht, die besonders für die arme Judith ein Donnerschlag sein mußte, nach Foscari melden solle.

In London quartierte er sich in einem Logis ein, das ein Commissionär, dem er bei der

Durchreise den Auftrag ertheilt, ihm besorgt, denn er war entschlossen, dort so lange zu verweilen, bis es ihm gelungen war, Cesare's Leben während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in der Riesenstadt so genau als möglich zu erforschen.

Es war das ein gar mühsames und keineswegs schnell zu vollbringendes Unternehmen.

Zwei Monate bedurfte er, ehe er sich sagen konnte, er habe Alles in Erfahrung gebracht, was es zu erfahren gab. Und doch war unter Allem, was er mühsam erkundschaftet, nicht das geringste Wesentliche, was einen sichern Schluß auf die Ursache der plötzlich veränderten Lebensweise des Fürsten geboten hätte.

Während dieser zwei Monate mühsamen Forschens hatte Ruben allerdings Gelegenheit, einige Menschenkenntniß in Sphären zu sammeln, die er noch nie betreten, und eine Menge von Bekanntschaften gemacht, die ihm zum größten Theile durchaus nicht sympathisch waren, ja die er zu jeder andern Zeit wie die Pest geflohen haben würde, während er sie jetzt, beseelt von dem dringenden Wunsche und der Hoffnung, durch sie etwas über Cesare zu erfahren, eifrig aufsuchte und cultivirte.

Das Leben, welches er dadurch zu führen

gezwungen war, trug trotzdem, daß Ruben den Abscheu jeder wahrhaft edlen und reinen Natur dagegen empfand, gar manche Gefahren und Verführungen in sich, denen wohl mancher Andere an seiner Stelle wenigstens momentan unterlegen war. Ruben war jung und feurig pulsirte das Blut in seinen Adern, er war durchaus keine kalte Natur und besaß Leidenschaften wie jeder Mensch, aber sein Wille war fest und stark, er kämpfte und ging, wenn auch nicht unverletzt, so doch unbesiegt aus dem Kampfe hervor.

Das Resultat dieser zwei Monate, während welcher er buchstäblich Tag und Nacht auf der Suche gewesen, war dies: Fürst Gonsalvi hatte anfangs durchaus in den vornehmen Kreisen gelebt, auf die ihn sein Stand hinwies und in denen er überall mit der Achtung und Zuvorkommenheit aufgenommen worden war, die er verdiente. Sein Leben während dieser Zeit war ein durchaus geordnetes und sehr leicht zu verfolgendes gewesen. Mit Bedauern hatte man gehört, daß er bald abreisen werde, und seine Abschiedsbesuche empfangen. Der Paß des Fürsten war von der Gesandtschaft visirt, der Tag der Abreise festgestellt, die Runde seiner Abschiedsbesuche nahezu vollendet gewesen.

Da war der Fürst, eine Woche vor dem zur Abreise bestimmten Tage, plötzlich nicht in seine Wohnung zurückgekehrt. Am Morgen war er ausgegangen und die Dienerschaft hatte ihn vergeblich zurückerwartet, ohne daß sie eine Ahnung gehabt, wohin er gegangen, noch wo er sich aufhalten könne. Die Diener hatten den Tag und die Nacht über gewartet; da ihr Herr aber am Morgen noch nicht zurückgekehrt war, beriethen sie sich und beschlossen, den Schwager des Fürsten, den Squire Warrington, von dem Verschwinden ihres Herrn zu unterrichten.

Der Squire hatte noch geschlafen, als der Kammerdiener des Fürsten ihn zu sprechen verlangte, aber sein eigener Kammerdiener hatte sich, nachdem er erfahren um was es sich handle, nicht mehr geweigert, ihn zu wecken. Mit äußerster Bestürzung hatte der Squire die Nachricht empfangen und nach einigen Fragen, ob die Diener nicht irgend eine Vermuthung über den Aufenthalt ihres Herrn oder über irgend einen von dem Fürsten cultivirten gefährlichen Umgang hätten, den besten Rath gegeben, augenblicklich die Polizei von dem Verschwinden des Fürsten zu unterrichten.

Das war denn auch sofort geschehen und von

der Polizei die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt worden, ohne während dreier Tage das geringste Resultat zu liefern.

Am fünften Tage nach dem Verschwinden des Fürsten hatte aber in der ersten Morgendämmerung ein Wagen vor dessen Wohnung gehalten. Der Wagen war ohne Wappen. Der Kutscher, ein Mann von dunkler Gesichtsfarbe, sehr starkem schwarzen Bart, der nur wenig von dem Gesicht sichtbar werden ließ, dessen oberen Theil der tief in die Stirn gedrückte Hut verbarg, unter dessen Rande ein paar dunkle Augen stechend hervorblitzten, ohne Livrée, nur in einen schwarzen Mantel mit vielen Kragen gehüllt, der seine übrige Kleidung vollständig verbarg, hatte heftig an der Pforte geklingelt.

Der Portier hatte geöffnet und nach dem Begehr gefragt, der Kutscher winkte ihm ohne ein Wort zu sprechen und öffnete die Wagenthür. Der Portier war mißtrauisch und wollte die Schwelle nicht verlassen, da aber, durch das Klingeln aufgeschreckt, ein paar Diener herabkamen, war er näher getreten und erblickte in dem Wagen seinen Herrn, den Fürsten, fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt und besinnungslos im Fond ausgestreckt.

Sein Schreckensruf rief die neugierig an die Thür gekommenen Diener herbei. Die Bestürzung Aller war natürlich keine geringe, vor Allem trug man den Fürsten in das Haus; als dies geschehen war, wollte der Portier den Kutscher um Näheres, wie und wo er den Fürsten gefunden, oder von wem er ihm übergeben worden, befragen, kam aber eben nur noch zurecht, um den Wagen, der von den Pferden im Galopp davongeführt wurde, am Ende der Straße verschwinden zu sehen.

Der Fürst wurde eilig seiner schmutzigen Kleider entledigt, die genau aussahen, als habe er sich in einem Straßengraben herumgewälzt. In den Taschen der Kleider fand man sein kostbares Geldtäschchen, dessen Schloß eine große echte Perle zierte, mitsammt dem reichen Inhalt, sein goldenes Wachszünderetui, seine mit Diamanten besetzte Taschenuhr nebst Kette, sowie an seiner Hand den schwarzen Diamant, welchen er am kleinen Finger der Linken trug. Einem Raubanfall war der Fürst also nicht erlegen, um so unerklärlicher blieb sein Verschwinden, wie sein jetziger Zustand, zu dem man keine Ursache entdecken konnte, da sein Körper keine Verletzungen zeigte. Der herbeigerufene Arzt

verbreitete wenigstens über den letzteren einiges Licht. Er constatirte, daß diese noch immer anhaltende Bewußtlosigkeit nicht von Krankheit, noch von irgend einem äußeren Anlaß von Gewaltthätigkeit, für die auch nicht das geringste Anzeichen vorhanden war, herrührte, sondern lediglich — sinnlose Trunkenheit sei.

Und so war es. Von jener Stunde an datirte sich der plötzliche Wechsel im Lebenswandel des Fürsten.

Von der Abreise war nicht mehr die Rede, sie zu erwähnen war verboten.

Der junge Fürst, welcher sich bisher nur in den exclusivsten Kreisen der Gesellschaft, oder zwischen Gelehrten und Künstlern von Ruf, deren Bekanntschaft er dort gemacht, bewegt hatte, war für keinen seiner früheren Bekannten mehr zugänglich und ward der Genosse von Spielern, Abenteurern und feilen Weibern. Früh am Morgen schon, wenn er aus dem Schlafe der Betäubung erwachte, begann er zu trinken und endete erst spät Abends oder vielmehr Nachts. Manchmal erreichte er auch schon früher jenes Stadium, wo er nicht mehr im Stande war das Glas zum Munde zu führen und sinnlos betrunken vom Stuhle fiel.

So verändert seine Lebensweise war, genau so verändert war auch sein Charakter und schien, sich entschieden zum Bösen wendend, Seiten zu entwickeln, von denen man in dieser edlen Natur nichts geahnt hatte.

Früher der gütigste, gerechteste Herr für seine Diener, war er jetzt zu ihrem Peiniger und Tyrannen geworden, beschimpfte und mißhandelte sie mit sichtlichem Vergnügen. Er war boshaft und rachgierig geworden.

Seine Maitressen quälte und schlug er, gab ihnen Fußtritte und küßte sie dann wieder oder überschüttete sie mit Gold, wie er gerade die Laune hatte. Seine sogenannten Freunde behandelte er verächtlich, schimpfte sie wohl gar, verkehrte aber dennoch mit ihnen und ließ sich willig von ihnen rupfen.

Der Squire Warrington war der einzige Mann aus der Sphäre, in welcher er sich früher bewegt, der noch zuweilen zu ihm durfte und dessen ernstliche Vorstellungen und Bitten, sein Leben zu ändern, er mit einer halb mürrischen, halb spöttischen Miene ziemlich geduldig anzuhören pflegte, freilich ohne sie nur im Geringsten zu befolgen.

Eines Tages aber hatten die Diener bei

einer solchen Gelegenheit einen heftigen Streit gehört, dem ein Wuthschrei von der Stimme des Fürsten gefolgt war. Dann vernahmen sie ein Gepolter, die Thür öffnete sich und der Fürst war dunkelroth vor Wuth, mit verzerrten Zügen und wild flammenden Augen den sich vergebens wehrenden Squire Warrington — der größer und viel stärker war als der zartgebaute schlanke Fürst — mit Riesenkraft in seinen Armen haltend, auf der Schwelle erschienen, hatte das Vorzimmer durchschritten und den Squire die Treppe hinabgeworfen.

Dieser hatte sich fluchend unten aufgerafft und war zwar etwas hinkend, aber sonst ganz heil davongefahren.

Der Fürst war in seine Zimmer zurückgekehrt und hatte den Dienern den strengen Befehl ertheilt, den eben so unsanft an die Luft Gesetzten niemals wieder vorzulassen.

Von diesem Tage an hatte er es dann womöglich noch toller als vorher getrieben, bis er endlich eines Morgens erwacht war, sich das Nachtkleid vom Leibe gerissen und Alles was nicht niet- und nagelfest war, theils zerschlagen, theils zum Fenster hinausgeworfen hatte, worauf er in seinem Naturcostüme einen india-

nischen Siegestanz begann und sich dann anschickte, eine Promenade in die Stadt zu machen, woran er nur durch die vereinten Kräfte von vier Dienern, nach denen er biß und schnappte, verhindert wurde.

Man band den Rasenden und sein Arzt machte dem Squire Warrington, als einzigem Verwandten, Anzeige, worauf dieser in Begleitung von zwei der berühmtesten Irrenärzte sich nach der Wohnung des Fürsten begab.

Die beiden Aerzte untersuchten und beobachteten den Kranken und sprachen sich einstimmig über den voll ausgebrochenen Wahnsinn aus. In Folge dieses Ausspruches ließ der tiefbetrübte Squire den Fürsten nach der ihm von vielen Seiten auf das Wärmste empfohlenen Irrenanstalt des Doctor Stowe bringen, der gerade damals ein paar sehr glückliche Curen an ein paar von anderen Aerzten als unheilbar bezeichneten Irren gemacht hatte.

Das war das Resumé so vieler Mühe. —

Nach Allem, was Ruben in Erfahrung gebracht, konnte dem Squire Warrington nicht der geringste Antheil an seines Schwagers Ausschweifungen nachgewiesen werden. Jener Streit, welcher für Warrington so gefährlich endete,

war, wie er sich gegen den Arzt geäußert, lediglich dadurch hervorgerufen worden, daß er seinen Schwager dringender als sonst ermahnt und ihn endlich auf die Schande aufmerksam gemacht habe, welche er durch seine Lebensweise seinem edlen Namen mache.

Das war vollkommen glaubbar und Warrington schien sich auch in allem Andern tadellos benommen zu haben, so daß Ruben ihm in seinem edlen Herzen das Unrecht abbat, welches er ihm durch seinen Argwohn zugefügt. Es war eben ja gar nicht denkbar, daß Warrington selbst irgend etwas von dem wußte, was hinter dem dichten Schleier verborgen lag, welcher jene vier Tage der Abwesenheit des Fürsten deckte, und den zu heben Ruben so eifrig bemüht gewesen. —

Vergebens hatte er, durch die Fürstin Giuditta reich versehen, das Gold mit vollen Händen ausgestreut. Das Geheimniß jener vier Tage blieb unenthüllt. Ruben sah endlich die Vergeblichkeit seiner Bemühungen ein, auch mußte er nun nach Paris abreisen, denn sein bereits zweimal verlängerter Urlaub war abermals abgelaufen. Wollte er die Stelle nicht aufgeben, die ihm so viel Gelegenheit bot sein Wissen zu vervollkommnen, so mußte er nun definitiv an

dem bestimmten Tage eintreffen. Hätte er freilich Aussicht gehabt, daß sein längeres Verweilen ihm möglicher Weise ein Resultat bringen könne, so würde er sich nicht einen Augenblick bedacht haben, selbst ein noch größeres Opfer zu bringen, als das Aufgeben dieser ihm liebgewordenen Stellung war.

Da dies nun aber nicht der Fall und sein längeres Verweilen ein gänzlich unnützes war, zögerte er nicht länger, London zu verlassen, doch hatte er vorher einem der besten Detectivbeamten eine namhafte Belohnung zugesagt, wenn es ihm gelinge, das Geheimniß dieser vier Tage, wo durchaus der Knotenpunkt des Ganzen zu finden sein mußte, aufzuklären.

Doch Jahre auf Jahre vergingen, ohne daß Ruben irgend eine befriedigende Nachricht auf seine Anfragen bei dem Beamten erhalten hätte. Dieser hatte vergeblich alle seine Hilfsmittel aufgeboten und starb endlich, ohne die Belohnung verdient zu haben, die ihm versprochen war und deren Höhe seinen ermatten wollenden Eifer immer wieder angespornt hatte.

Cesare's Zustand besserte sich im Laufe der Jahre freilich in so weit, daß die Anfälle von Tobsucht in immer selteneren Zwischenräumen

auftraten; aber es zeigte sich auch nicht die geringste Hoffnung zu einer weiteren Besserung. Ruben hatte noch dreimal die Irrenanstalt besucht, aber niemals Anlaß gefunden, seinen früheren Argwohn oder sein Mißtrauen in Doctor Stowe zu erneuern.

Er war stets von Doctor Stowe mit Auszeichnung, ja mit Freude empfangen und zu längerem Bleiben aufgefordert worden; doch hatte er wegen der ihm karg zugemessenen Zeit, welche seine nunmehrige Stellung als Oberarzt an dem Spital und seine sonstige weit ausgebreitete Praxis zu Paris ihm gestattete, niemals die scheinbar so aufrichtig gemeinte Einladung annehmen können, sondern war, nachdem der Zweck seines Besuches, sich persönlich von dem Zustande des Fürsten zu unterrichten, erreicht war, rasch wieder davongefahren.

Hätte Ruben nur eine Ahnung davon gehabt, mit welcher Seelenangst Doctor Stowe bei seinem letzten Besuche neben ihm gestanden und das Resultat der ernsten Prüfung seiner auf dem unglücklichen, gerade in der Zwangsjacke steckenden Fürsten ruhenden Augen abwartete, er würde minder bereit gewesen sein, die Erklärung der Ursache, warum man genöthigt gewesen

zu diesem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, zu glauben. Doctor Stowe sagte nämlich, daß der Kranke, seit die Anfälle von Tobsucht so selten geworden seien, jetzt stets, sobald sie wiederkehrten, seine Wuth gegen sich selber richte und sich ein Leids zu thun versuche. — Noch würde Ruben trotz aller seiner dringenden Eile so schnell ein Haus wieder verlassen haben, in welchem man ihn mit so viel scheinbarer, wenn auch durchaus nicht unangenehmer Ueberraschung empfing, wenn er gewußt, daß man schon einen Tag vorher auf seine Ankunft telegraphisch vorbereitet war.

Der Anblick des sich in der Zwangsjacke mit wildem Geschrei abarbeitenden Cesare hatte einen so tiefen, peinlichen und schmerzlichen Eindruck auf Ruben gemacht, daß er viele Jahre vergehen ließ, ohne das Irrenhaus wieder zu besuchen.

Auch glaubte er keine Veranlassung dazu zu haben, da er doch einmal nicht das Geringste thun konnte, um seinem bedauernswerthen Pflegebruder zu helfen, und sich nun auch nachgerade überzeugt glaubte, er sei in den besten Händen, denn der Ruf der Anstalt des Doctor Stowe hatte sich vergrößert und zahlreiche glückliche Curen vermehrten ihn fortwährend.

Zudem lauteten die in einem jeden Vierteljahre einlaufenden Berichte des Doctor Stowe zwar nicht hoffnungsvoller über den geistigen Zustand des Fürsten, sprachen aber mit einer sichtlichen Befriedigung über eine außerordentliche Besserung in dem körperlichen Befinden, das sich immer mehr dem vollkommener Gesundheit nähere.

Ruben wußte recht gut, daß gerade diese Nachricht über das Wohlbefinden des Körpers in jedem Falle die Hoffnung auf einstige Besserung total vernichten mußte, wenn man dieselbe überhaupt noch hegen gedurft. Denn es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß je mehr sich der Körper an den gestörten Geist gewöhnt und allmälig die frühere Gesundheit wieder annimmt, der Wahn sich um so tiefer festsetzt, um nur erst im Tode zu enden. Das findet ohne alle Ausnahme in solchen Fällen statt, wo nicht von Anfang an mit der wachsenden Gesundheit des Körpers, die zwar nur langsam sich mehrenden und verlängernden lichten Momente eintreten, welche die geistige Genesung allmälig vorbereiten.

Im Vertrauen, Cesare so gut aufgehoben zu wissen, wie es nur irgend wünschenswerth und

möglich war, widmete Ruben statt einer unter solchen Umständen überflüssigen Reise die kurze freie Zeit seiner glücklichen Häuslichkeit, deren schönster Schmuck ein geliebtes Weib und zwei reizende Kinder waren.

— — — — — — — — — — — — — —

In Italien hatte sich im Laufe der Jahre in der Villa Foscari nur wenig geändert. Lucretia war gestorben und hatte sterbend ihr Kind der Schwester und Judith anvertraut, Beide schwören lassend, daß sie Bianca nie verlassen wollten, so lange sie lebten.

Warrington war, telegraphisch zum Begräbniß herbeigerufen, gekommen und hatte später den Willen der Verstorbenen in Bezug auf Bianca, mit wie er sagte eigener voller Ueberzeugung, daß dies für sein geliebtes Kind das größte Glück sei, vollkommen bestätigt. In einer Unterredung mit Judith allein hatte er freilich hinzugefügt, daß er zwar seine Tochter, so lange die Fürstin Giuditta lebe, niemals von derselben trennen werde, dennoch bei deren Tode sein eigenes Haus als die allein für Bianca passende Heimath ansehen müsse, doch solle es der Signora Bertoni vollständig freigestellt sein, ihren von der Mutter ihr anvertrauten Schützling dahin zu begleiten.

Judith, durch die ganze unbeschreiblich kalte und verletzende Art, wie er ihr diese Erklärung gemacht, beleidigt, fand es nicht der Mühe werth etwas darauf zu erwiedern, sie hatte nur leicht den Kopf geneigt, zum Zeichen daß sie ihn verstanden, und dann das Gespräch auf einen andern Gegenstand gewendet, worauf er auch bereitwillig eingegangen war und sich bald darauf entfernt hatte.

Nach seiner Abreise kehrte Alles wieder in das vorige Gleis zurück. Lucretia war die letzte Zeit sehr still und leidend gewesen, so daß man ihren Tod nur als Erlösung für sie und gewissermaßen als eine Erleichterung für sich selbst empfinden mußte und deshalb der Schmerz darüber ein weniger heftiger war. Man widmete ihr eine stille Trauer und ein tiefinniges liebevolles Andenken. Die Fürstin Giuditta lebte nun so dahin; nicht gesünder, aber auch nicht kränker geworden, gedachte sie mit unverminderter Trauer und Liebe ihres todten Gatten und wartete geduldig auf ihre einstige Wiedervereinigung mit ihm. Cesare's trübes Schicksal wurde nicht minder tief von ihr gefühlt wie am Anfang, aber der Mensch gewöhnt sich eben an Alles, auch an den Schmerz.

Judith lebte, ergeben in ihr hoffnungsloses Unglück, still und ruhig an ihrer Seite, sprach selten von Cesare, hing aber an ihm mit unverminderter Liebe und Treue und hatte glänzende Partien ausgeschlagen, die sich ihr anboten. Ihre Schönheit hatte sich immer glänzender entwickelt und schien ihr treu bleiben zu wollen, denn sie blühte fort in voller Jugendschöne. Der tiefe Kummer, den sie um Cesare im Herzen trug, hatte auf ihre schönen edlen Züge keine zerstörende, sondern eine durchgeistigende Wirkung hervorgebracht, und der wehmuthvolle Zug um die Purpurlippen, wie der Schleier von schmerzvoller Entsagung, welcher das Feuer der schwarzen Augen dämpfte, verliehen ihrem Gesicht nur einen neuen milden Reiz, indem sie den natürlich stolzen Ausdruck desselben dämpften.

Die heranwachsende Bianca wurde der Sonnenstrahl dieses einsamen Hauses, die Freude, das Glück dieser beiden ernsten Frauen mit der tiefen Trauer in dem Herzen, die im Anschauen und im Umgange mit dem süßen, bald lieblich sinnenden, bald wieder von Heiterkeit übersprudelnden Wesen momentan ihr Unglück zu vergessen vermochten, um in die heiteren Gespräche und Scherze ihres reizenden Lieblings lächelnd und

bereitwillig einzugehen. Man war versucht, es fast ein Wunder zu nennen, daß Bianca zwischen Ernst und Trauer, von der sie umgeben war, so voll frischer Jugendlust und Heiterkeit, wie eine Rose zwischen Gräbern, emporgeblüht war.

Der Squire Warrington hatte, wie wir bereits früher bemerkten, sein „geliebtes Kind", wie er damals sagte, in all' den langen Jahren, während welcher sie allmälig zur Jungfrau herangewachsen war, nicht ein einzig Mal wiedergesehen und es nun auch nicht für nöthig befunden, „dem Kinde", wie er zu sagen pflegte — denn er schien merkwürdiger Weise zu glauben, Bianca sei die schwächliche kränkliche Kleine geblieben, die sie damals beim Tode der Mutter gewesen — seine neue Vermählung anzukündigen.

An die Kränkung, welche in diesem Schweigen gegen die Fürstin und Judith noch außerdem lag, dachte er gar nicht oder legte keinen Werth darauf, und Lätitia, die doch sonst gewöhnlich auf die Formen der Etiquette hielt, war zu gedankenlos, ihn darauf aufmerksam zu machen, wußte auch in der That zu wenig von den beiden Damen, denn ihr Gemahl hatte ihrer nur obenhin erwähnt, ihr war es ohnedem auch nicht angenehm, von ihrer „Tochter" zu hören oder

von ihr zu sprechen. So war sie sehr rasch über das Gespräch hingegangen und theilte vollkommen ihres Gatten Meinung, die „Kleine“ erfahre zeitig genug von der neuen Mutter, die ja ohnedem, wie sie großmüthig ihrem Gemahl gesagt, keinerlei Anspruch darauf machte, sie mit sich zu nehmen, da es doch zu grausam sein würde, das arme Kind von der Seite der Tante zu reißen, die ihr bis dahin die Mutter ersetzte.

Die schöne Lätitia hatte eben durchaus keine Lust, sich ein solches kleines braunes, mageres, häßliches Ding mit großen gespenstischen Augen — so schilderte der zärtliche Vater sein Kind, und das Portrait war beim Tode der Mutter so ähnlich gewesen, daß man ihm daraus keinen Vorwurf machen durfte — als Tochter aufzuladen.

Nein, die alte Fürstin mochte ihr Kleinod immer behalten, ihr gelüstete wahrlich nicht darnach.

Mit solchen Gesinnungen gedachte Lätitia ihrer Stieftochter, und nachdem wir diese noch dem Leser klar gemacht, die ihn am Ende gar nicht sehr überraschen werden, sind wir wieder bei der Gegenwart angekommen und wollen zur Villa Foscari zurückkehren.

7.

Das Testament.

Der Sommer war fast verstrichen. Der Herbst nahte mit schnellen Schritten.

Arnold Hagen weilte noch immer in der Villa Foscari, da er den Auftrag der Fürstin, die drei Portraits betreffend, angenommen und ihr eigenes, sowie das Judith's zur höchsten Zufriedenheit aller Bewohner der Villa vollendet hatte.

Judith war nach langen Bitten Bianca's endlich auf deren phantastische Idee eingegangen, die von dem Maler mit Begeisterung aufgenommen und durch seine Bitten unterstützt worden war.

Er hatte eine kleine Skizze von dem Bilde gemacht, das er zu malen beabsichtigte, wenn sie

sich entschließen wollte, ihm so zu stehen, und da auch die Fürstin davon entzückt war, hatte Judith nachgegeben.

Das Bild zeigte sie als Königin Esther vor ihrem Gemahl. Doch hatte der Künstler nicht jenen Moment gewählt, wo die Königin zaghaft, allein auf den Eindruck ihrer Schönheit vertrauend, sich vor ihm, wie darniedergeschmettert von seiner Majestät, zusammenbrechen läßt, sondern jenen, wo sie von seinem königlichen Worte erhoben und durch seine Huld ermuthigt, hoch und stolz aufgerichtet, mit flammender Beredsamkeit die Leiden ihres Volkes geschildert hat und nun die Bestrafung des schon vor ihrem zürnenden Blicke vergehenden Haman fordert.

Arnold Hagen hatte, sich für seinen Gegenstand begeisternd, ein Meisterwerk geschaffen.

Wer es sah, war davon entzückt, und Judith, die gern etwas für den bescheidenen jungen Mann thun wollte, den sie liebgewonnen, hatte gern ihre Einwilligung gegeben, das Bild nach Paris zur Gemälde-Ausstellung zu senden.

Wie die Damen erwartet hatten, erwarb es seinem Schöpfer in wenig Tagen zahlreiche Bewunderer, und Ruben, der mit Begeisterung von dem Bilde und der frappanten Aehnlichkeit mit

der geliebten Schwester schrieb, versicherte, daß man nach Allem, was er von competenter Seite darüber gehört, sich wohl der Hoffnung hingeben dürfe, daß dem Künstler der erste Preis nicht entgehen werde.

Hagen war überglücklich und malte nun mit verdoppeltem Eifer an Bianca's Portrait, das schon ziemlich weit vorgeschritten, seiner Vollendung aber noch näher gewesen sein würde, wenn nicht die immer mehr sinkenden Kräfte der Fürstin Bianca mehr an deren Lager gefesselt hätten, so daß ihr nur selten eine ruhige Stunde zur Sitzung blieb.

Bianca beunruhigte sich übrigens nicht ernstlich wegen der zunehmenden Schwäche der Tante. Die Jugend ist ja immer voll Hoffnung, und dann war es auch eine seit Jahren wiederkehrende Erscheinung, daß der Zustand der Fürstin sich regelmäßig im Frühling und Herbst verschlimmerte. Darauf baute Bianca und fürchtete also auch diesmal keine größere Gefahr.

Judith aber wußte wohl, was ihnen bevorstand und ihr Herz bereits in der Vorahnung mit dem tiefsten Schmerze erfüllte.

Auch Hagen, der sich an jedem Tage in den Zimmern der Fürstin persönlich nach dem Be-

finden der von ihm hochverehrten Frau erkundigte und, wenn es ihr Zustand nur irgend gestattete, vorgelassen und durch einige gütige Worte erfreut wurde, zweifelte nicht, daß ihr Ende nahe sei, was sie selbst am besten fühlte und gegen die Beiden auch unverhohlen aussprach.

Es war eine stillschweigende Uebereinkunft aller Bewohner der Villa, Bianca nicht aus ihrer Täuschung über die Tante zu erwecken. Alle meinten, sie werde zeitig genug dem Schmerze über das Unabwendbare anheimfallen, und gönnten ihr gern bis dahin ihre Ruhe und Heiterkeit.

Damit nun aber Bianca in dieser Täuschung bleibe, war es zuweilen nöthig, sie auf Stunden aus der Villa zu entfernen, und dies Amt übertrug die Fürstin Hagen. Er fuhr und ritt mit ihr spazieren und brachte sie nicht eher heim, als bis man ihre Gegenwart wünschte.

Es war das eigentlich nicht recht vorsichtig von der Fürstin wie von Judith gehandelt, die beiden jungen Leute, nur von Giuseppe begleitet, bald zu Wagen, bald zu Pferde, zuweilen auch wohl zu Fuß, wo sich dann Bianca auf seinen Arm stützte, in der Umgegend stundenlang umherschweifen zu lassen.

Was lag wohl näher als die Gefahr, daß

sich aus dem Bande, das zwischen ihnen als Retter und Gerettete bereits bestand, eine immer mehr wachsende Vertraulichkeit entwickeln könne, die ihnen die weite gesellschaftliche Kluft, welche zwischen ihnen lag, verbarg und die jungen Herzen in Liebe einander zuführte. —

Die Vertraulichkeit blieb auch nicht aus, war aber, wie Judith's seelenkundiger Blick bald erforschte, auf beiden Seiten eine durchaus geschwisterliche.

Der Maler schien bis jetzt nur für seine Kunst zu schwärmen, und Bianca war bei aller sich in ihr in letzter Zeit wunderbar rasch entwickelnden Weiblichkeit innerlich noch zu sehr Kind, um in Gefahr zu kommen, eine Neigung für den jungen Mann zu fassen.

Sie ahnte wohl, was Liebe sein möge, bewunderte sie, wie man bereits erfahren, in Dichterwerken, aber daß sie selbst dereinst das Gefühl empfinden könne, schien ihr noch immer unmöglich.

Die beiden jungen Leute verkehrten mit der Harmlosigkeit von Kindern mit einander, die sich überaus gern haben, weil sie die gleichen Spiele lieben und so im Zusammensein ein unschuldiges Vergnügen finden.

Diese ruhige Neigung, welche Keines auch

nur einen Moment verbarg, war es, welche der Fürstin und Judith den Muth gaben, Bianca diesem Umgange ruhig und ungestört zu überlassen, während sie sich zu Hause bemühten, ihre Zukunft sicher zu stellen und sie vor Eingriffen des Vaters, der sich zwar so lange nicht um sie gekümmert, aber nach dem Tode der Fürstin — wie er ja auch bereits Judith angedeutet, was diese der Fürstin nicht verschwiegen hatte — sicher eine weit ausgreifende Gewalt über die dreifache Erbin, welche Bianca werden konnte wenn auch Cesare starb, in Anspruch nehmen würde, wenn ihm nicht Schranken entgegengestellt wurden, die er nie überspringen konnte.

Schon Lucretia hatte ein geheimes Testament hinterlassen, welches ihrem Gatten nur den Pflichttheil ließ, wenn er versuchte, Bianca von ihrer Tante oder nach deren Tode von Judith zu trennen. Der Squire hatte von dem Dasein dieses durch alle nur möglichen Vorkehrungen und gerichtlichen Formalitäten gegen alle Anfechtungen geschützten Testamentes, welches das erste zur Eröffnung gekommene, in welchem ihm und Bianca das Vermögen der Verstorbenen zu gleichen Theilen zugefallen war, vollständig annullirte, keine Ahnung und sollte nach Lucretia's

Willen auch nie davon erfahren, wenn nicht seine Weigerung, ihren in einem ihm nach ihrem Tode zu überliefernden Briefe bestimmt ausgesprochenen Willen in Betreff Bianca's zu befolgen, eine Präsentation und Eröffnung dieses Testamentes nöthig machte.

Wie man weiß, war das nicht nöthig geworden. Die Anordnungen der Verstorbenen waren ihm bequem gewesen und deshalb ohne Weiteres von ihm bewilligt worden. Das Testament behielt aber seine volle Rechtsgültigkeit für immer und war immer noch zu benutzen.

Möglicher Weise mochte aber der Squire Pläne mit seiner Tochter haben und geneigt sein, wenn sie einmal die Erbin ihrer Tante geworden — deren Vermögen weit größer war, da das ihres Gatten dazu gekommen — eher das zweite Testament seiner Gattin in Kraft treten zu lassen und auf die große Summe, welche ihm dadurch entging, Verzicht zu leisten, als Judith um sie zu dulden, die ihm bei Allem, was sie mißbilligen mußte, ein ernstes Hinderniß sein würde.

Das mußte um jeden Preis vermieden werden. Zu diesem Zwecke fanden lange Berathungen zwischen der Fürstin, Judith, Mysotti und den Advocaten der Fürstin statt, die aber, weil sie

wegen der Schwäche der Fürstin oft unterbrochen werden mußten, etwas viel Zeit in Anspruch nahmen und öftere Wiederholung dieser vor Bianca geheim gehaltenen Zusammenkünfte nöthig machten.

Bianca war übrigens ebenfalls das Vorhandensein eines Testamentes ihrer Mutter verheimlicht worden. —

Wie einst Lucretia selbst und nach ihr die Fürstin auf das Sorgfältigste Alles vermieden und verschwiegen hatten, was auch nur den geringsten Schatten auf die Gesinnungen und Handlungen ihres Vaters werfen und ihm ihre Achtung rauben konnte, so sollte Bianca auch jetzt nicht erfahren, welche umständlichen Verfügungen man, geleitet von dem nach Mittheilungen ihrer Mutter gerechtfertigten Mißtrauen in den Charakter ihres natürlichen Beschützers, zur Sicherstellung ihres zukünftigen Lebensglückes für nöthig gehalten.

Kam das Testament später zur Geltung und machten Umstände die Mittheilung der geheimen Bestimmungen an Bianca nöthig, so hatten möglicher Weise eigene Erfahrungen vorgearbeitet, so daß sie den Schutz, welcher ihr dadurch wurde, gerechtfertigt fand und als willkommen begrüßte,

während eine Kenntniß im Voraus, die entweder den ihr fast unbekannten Vater vor ihr verdächtigen mußte oder ihr Anlaß gab, die dessen Macht beschränkenden Vorkehrungen als eine gegen ihn gerichtete absichtliche Beleidigung zu betrachten, — in beiden Fällen für sie nur schmerzlich und peinlich sein konnte.

Nachdem man lange alle nur möglichen Eventualitäten bedacht und besprochen, war endlich das Testament fertig und der Fürstin zur Unterschrift vorgelegt worden, nachdem man es vorher einer nochmaligen sorgfältigen Prüfung unterzogen.

Bianca war, so lange Cesare wahnsinnig blieb, Universalerbin, genas er jedoch, so hatte sie mit ihm zu theilen, ohne doch ihm für den ihm zufallenden Theil von dem Tage an wo sie das Erbe angetreten bis zu dem wo sie theilten, die bis dahin aufgelaufenen Zinsen erstatten zu müssen, er hingegen hatte von seinem Theile den Abzug der Hälfte der von ihr sogleich beim Antritt des Erbes auszuzahlenden Legate zu gestatten. —

Hauptlegate erhielten Ruben und Judith, obgleich die Letzere sich energisch dagegen gesträubt und behauptet hatte, vollständig genug an

dem kleinen Vermögen zu haben, welches ihr der verstorbene Fürst hinterlassen hatte, um ihre Zukunft auf jeden Fall unabhängig zu machen; doch mußte sie sich dem bestimmten Willen der Fürstin endlich fügen, um diese nicht tief zu kränken. Ferner erhielt Mysotti eine ansehnliche Summe. Arnold Hagen ward Erbe einiger werthvollen Oelgemälde von alten Meistern.

Von der sämmtlichen Dienerschaft erhielt Jedes ein Jahreslohn und fünfzig Ducaten.

Starb Bianca unvermählt, so fiel das ganze Vermögen an Judith und Ruben, welche aber ebenfalls die an Cesare's Genesung geknüpften Bedingungen zu erfüllen hatten.

Nun folgten die Bestimmungen, welche nur dem Squire Warrington abschriftlich mitgetheilt werden, Bianca aber vorläufig Geheimniß bleiben sollten. Ruben war zum Vormund Bianca's und Testamentsvollstrecker ernannt, die Verwaltung des Vermögens lag in seiner und des Advocaten Giotti, eines durchaus rechtlichen Mannes, Händen. Judith war das Amt der mütterlichen Führerin und Freundin durch das Testament nochmals gesichert und sie mit den Rechten einer Vormünderin bekleidet worden, sie und Ruben hatten über Bianca zu wachen, und

ohne ihre beiderseitige Einwilligung durfte Bianca keine Ehe schließen, so lange sie unmündig war.

Bianca war von den Zinsen des Vermögens bis zu ihrer Mündigkeit eine jährliche Summe bestimmt, welche hinreichte sie vollständig unabhängig von ihrem Vater zu machen, und ihr sogar gestattete, zu leben wo es ihr beliebte, vorausgesetzt, daß ihre beiden Vormünder damit einverstanden waren und Judith sie begleitete. Der andere Theil der jährlichen Revenüen fiel bis zu ihrer Mündigkeit — vorausgesetzt, daß sie sich nicht vorher verheirathe, — an den Squire, ihren Vater, doch nur so lange als er sich allen Bestimmungen des Testamentes füge.

Besonders durch diesen letzen Passus, der bei der Höhe der Summe, welche von seiner Fügsamkeit entweder gewonnen oder durch Widersetzlichkeit verloren werden konnte, ohne daß doch diese Widersetzlichkeit ihm etwas genützt haben würde, glaubte die Fürstin auf Warrington, dessen habgierige Natur sie mit klarem Blicke wohl durchschaut hatte, am besten einzuwirken.

Außerdem hatte die Fürstin noch bestimmt, daß Mysotti, Ceccina, Giuseppe, und Marietta,

der Ceccina ältere Tochter, Giuseppe's Schwester, welche Bianca als Kammermädchen diente, in Bianca's Dienste bleiben sollten. Bianca selbst hatte vor ihrer Mündigkeit nur dann das Recht, eine dieser treuen Personen aus ihrem Dienste zu entlassen, wenn ihre Gründe die Billigung ihrer Vormünder fanden.

Vereint mit Lucretia's bestimmtem Willen, mußte dies Testament hinreichen, Bianca den Schutz Judith's und Ruben's zu sichern und dem Squire einen nachhaltigen Uebergriff unmöglich zu machen.

Die Fürstin durfte sich also dem beruhigenden Glauben hingeben, ihren Liebling, so viel es in ihren Kräften stand, geschützt und ihre Zukunft, so weit menschliche Voraussicht das bestimmen kann, gesichert zu haben.

Das Weitere mit der wahren Frömmigkeit ihres edlen vertrauenden Herzens Gott anheimstellend, verlebte sie nun ihre Tage im tiefsten Frieden.

Eine heitere selige Ruhe erfüllte ihre Seele und verbreitete über die trotz aller Leiden und alles Kummers noch immer schönen Züge einen verklärenden Schimmer, der schon jetzt an die himmlische Seligkeit gemahnte, der sie — jetzt schmerzlos — entgegen ging, und der

Alle, welche sich ihr nahen durften, mit Ehrfurcht erfüllte.

Bianca's Bildniß war inzwischen auch vollendet und auf der Fürstin Verlangen in ihrem Boudoir aufgestellt worden. Es stand dem Ruhebette der Fürstin gegenüber, und oft ruhte ihr Blick darauf und wanderte von dem Portrait zu den jetzt oft recht ernsten, trauernden Zügen des lieblichen Originals, denn Bianca hatte zu ahnen begonnen was ihr bevorstand und wich fast nicht mehr aus dem Zimmer, mit jeder Minute geizend, in der sie sich des theuren Lebens noch erfreuen durfte.

In jener Zeit entwarf Hagen, der immer noch auf den Wunsch der Fürstin in der Villa wohnte und an jedem Tage eine kurze Zeit in ihrem Zimmer weilte, heimlich die Skizze zu einem Bilde, das nach seiner Ausführung nebst einem andern Gemälde später einen wichtigen Einfluß auf sein ganzes Leben äußern sollte. Jetzt freilich ahnte der junge Mann nichts davon, ihm war es nur darum zu thun, den verklärenden Heiligenschein, welcher die sterbende Fürstin umfloß, für spätere Zeiten festzuhalten.

8.

Der Fremde.

Eines Morgens meldete sich ein Fremder in der Villa — eine zum Zweck der Anmeldung übergebene Karte zeigte den Namen Percy Sayers — und verlangte dringend die Fürstin sprechen.

Der Diener führte ihn in den Gartensalon, bat ihn zu warten und unterrichtete Mysotti von seinem Verlangen.

Der Haushofmeister begab sich sofort zu dem Fremden und benachrichtigte ihn von dem Zustande der Fürstin, worauf er hinzufügte: „Sie werden sonach einsehen, Mr. Sayers, daß wir es nicht wagen dürfen, unserer sterbenden Gebieterin einen ihr ganz Unbekannten — denn daß Sie der Fürstin Foscari das sind, sagten Sie

mir ja selbst — zu melden. Sie werden es gewiß nicht als Neugier ansehen, wenn ich Sie bitte, mir Ihr Anliegen vertrauen zu wollen, oder vielleicht ziehen Sie es vor, sich damit an Signora Bertoni, die Pflegeschwester der Fürstin, zu wenden?"

„Nein, mein Herr Haushofmeister, ich bedauere, weder Ihnen noch der genannten Dame Mittheilungen über den Zweck meines Besuches machen zu können; doch muß ich Sie meinerseits nun ersuchen, in meiner Weigerung weder Eigensinn noch Mißtrauen zu sehen. Ich bedauere unendlich, daß es mit der Fürstin Foscari so schlimm steht, aber je näher sie dem Tode ist, um so nothwendiger wird es, daß ich sie sogleich spreche. Ich glaube, daß die Fürstin vor ihrem Tode noch Verfügungen zu treffen wünschen wird, die das Geheimniß, welches ich ihr, und nur ihr allein mitzutheilen habe, nothwendig machen dürfte."

Mysotti wußte nicht was er thun sollte. Die ernste, würdige Miene des Fremden, sowie dessen Vertrauen erweckenden, offenen Züge ließen einen Zweifel an der Wahrheit seiner Worte gar nicht aufkommen; gleichwohl aber mußte man doch von der Offenbarung eines Geheimnisses, mochte dessen

Natur sein welche sie wolle, eine Erschütterung für die Fürstin befürchten, welche sie unter den obwaltenden Umständen sofort tödten konnte.

Der Fremde, welcher Mysotti's Zweifel und Schwanken auf dessen Zügen las, erhob noch einmal seine Stimme und sagte dringend: „Zögern Sie nicht länger, mein Herr, Sie könnten es vielleicht bereuen. Ich verlange ja nicht um meinetwillen Gehör bei der Frau Fürstin, Ihre Gebieterin allein ist es, welche die Meldung so nahe berührt, daß ich, so wahr Gott lebt, überzeugt bin, die Fürstin werde den, welcher sie verhindert hat die Botschaft in Empfang zu nehmen, deren Ueberbringer ich bin, noch vor dem Throne des Ewigen deshalb anklagen."

Mysotti war überwältigt und sagte bewegt: „So sei es denn, Mr. Sayers, ich werde Sie anmelden, wenn Signora Bertoni mir zustimmt. Sie müssen mir es schon vergeben, wenn ich nicht allein die Verantwortlichkeit zu übernehmen wage. Gedulden Sie sich nur noch einen Augenblick."

Er eilte zu Judith und sie entschied, daß man sogleich die Fürstin benachrichtigen und es ihrem eigenen Willen überlassen müsse, ob sie den Fremden vorlassen wolle oder nicht.

Die Fürstin willigte ein, ihn zu sehen. Ju=

dith reichte ihr eine stärkende Arznei und führte darauf den Amerikaner ein, nachdem sie ihn zur größten Vorsicht ermahnt.

Nachdem Mr. Sayers eingetreten war, verbeugte er sich tief und wartete bis Judith das Zimmer verlassen hatte, dann erst nahm er nach einer abermaligen Verbeugung den in die Nähe des Ruhebettes der Fürstin gerückten Sessel ein.

„Sie haben mir ein Geheimniß mitzutheilen, Mr. Sayers?" redete ihn die sanfte, matte Stimme der Kranken an.

„Ja, Frau Fürstin," entgegnete er, sein tiefes, wohltönendes Organ möglichst dämpfend. „Und ich bedauere es schmerzlich, Ihnen bei Ihrem leidenden Zustand eine Aufregung nicht ersparen zu können, die, möge sie einestheils eine freudige sein, anderntheils wieder um so größeren Schmerz mit sich bringt. Mein Auftraggeber hatte aber gewiß keine Ahnung von Ihrer Krankheit, sonst würde er mich wahrscheinlich an jemand Andern mit seiner Botschaft gesendet haben."

„Und wer ist Ihr Auftraggeber, mein Herr?"

„Machen Sie sich gefaßt, Frau Fürstin, etwas gewiß sehr Unerwartetes zu vernehmen, es ist — Fürst Cesare Gonsalvi, Ihr Bruder."

„Mein Bruder? Mein unglücklicher, wahnsinniger Bruder!" rief die Kranke, auf das Tiefste erschüttert, obgleich in ihrer Stimme ein unverkennbarer Ton des Zweifels lag.

„Hören Sie mich an, Frau Fürstin, und seien Sie auf Alles gefaßt. Ich begreife zwar Ihre Zweifel vollständig, aber sie werden schwinden, wenn ich Ihnen versichere, daß Ihr Bruder nach meiner vollen Ueberzeugung eben so wenig wahnsinnig ist als Sie und ich."

„Heilige Jungfrau! Was sagen Sie da? Aber das ist ja unmöglich! positiv unmöglich! Unser Pflegebruder, Doctor Bertoni, selbst ein Arzt von Ruf, besuchte den Fürsten dreimal und fand ihn ganz so wahnsinnig, wie man ihn uns geschildert; es wäre eine vollkommene Unmöglichkeit, seinen Scharfblick zu täuschen, er würde es im Augenblick entdeckt haben, wenn Cesare gesund wäre."

„Hm! es ist schon dagewesen, daß ausgezeichnete Aerzte sich von betrügerischen Directoren solcher Anstalten täuschen ließen, aber ich sage durchaus nicht, daß es in diesem speciellen Falle und Ihrem Herrn Pflegebruder geschehen ist. — Der Fürst mag wahnsinnig gewesen sein, aber jetzt, ich behaupte es nochmals, ist er es nicht mehr. —

„Vielleicht wissen Sie, oder können es mindestens vermuthen, wer es sein könne, dem des Fürsten immerwährender Aufenthalt in dem Irrenhause Vortheil bringt. Ich weiß es weder, noch habe ich Zeit dazu gehabt, Nachforschungen anzustellen, welche mich möglicher Weise darüber aufgeklärt hätten. Ich bin amerikanischer Bürger, und mein ausgebreitetes Geschäft fordert daheim dringend meine Anwesenheit. Dieser Abstecher nach Italien, den meine Theilnahme für den Fürsten und meine Menschenpflicht mir in Folge meiner Ueberzeugung von seiner geistigen Gesundheit auferlegte, muß durch die verdoppelte Eile meiner Rückreise nach England mindestens in etwas wieder eingebracht werden.

„Ich kam nach England, um meine Schwester, die nach dem Tode unserer in Brighton lebenden Eltern in Folge einer unglücklichen Liebe wahnsinnig geworden und von dem Vormunde dem Doctor Stowe zur Heilung übergeben war, aus der Anstalt in meine eigene Obhut zu holen, da ihr Zustand, der in eine stille Melancholie übergegangen ist, ihren Aufenthalt in der eigenen Familie fortan gestattet.

„Bei dieser Gelegenheit hielt ich mich zwei Tage in der Anstalt auf und bemerkte mehrere

Mal einen schönen schlanken Mann, dessen dunkler Teint und schwarze Augen, Haar und Bart den Südländer verriethen, und dessen geistvolle Züge wie der intelligente, klare, selbstbewußte Blick nicht das geringste Anzeichen von Geistesstörung trugen.

„Die Beflissenheit, mit welcher jener Mann von dem Umgange mit den der Heilung nahen Kranken fern gehalten, sowie die versteckte Absichtlichkeit, mit welcher man mich, der ich mit wahrer Begierde nach einer Unterhaltung mit dem schönen Manne strebte, daran zu verhindern wußte, während man doch meinen Gesprächen mit den anderen Kranken nicht das geringste Hinderniß in den Weg legte, erweckte einen immer steigenden Argwohn in mir.

„Meinen Fragen nach dem Manne, der so sehr mein Interesse erregt hatte, begegnete man mit möglichster Zurückhaltung. Man verschwieg seinen Namen und sagte mir nur, er stamme aus einer vornehmen ausländischen Familie, die es verschwiegen wissen wolle, daß sich eins ihrer Glieder geistig gestört im Irrenhause befinde, auch sei der Kranke so unberechenbar und die plötzlichen Anfälle von Tobsucht, denen er unterworfen, so unerwartet, daß man ihn zum Heile der anderen

Kranken von ihnen fern halten und unausgesetzt bewachen müsse. Einmal habe er einen Herrn, der die Anstalt besucht und sich genau so wie ich für den anscheinend Gesunden interessirend mit ihm sich unterhalten hatte, mitten im ruhigsten Gespräche angepackt und beinahe erwürgt, wenn ihn nicht die hinzuspringenden Wärter noch zu rechter Zeit gerettet hätten. Seit dieser Zeit gestatte man ihm nie mehr mit Fremden zu sprechen. —

„Das war eine Erklärung, die möglicher Weise wahr sein konnte, aber ich vermochte mich dennoch nicht von ihrer Wahrheit zu überzeugen, und wo ich den Armen sah, folgte mein Blick ihm mit unablässiger Theilnahme.

„Doctor Stowe schien das sehr unangenehm zu sein und ich merkte wohl, daß ich in einer Weise belauert und bewacht wurde, als sei ich selbst ein Irre.

„Dennoch fand sich ein unbewachter Augenblick. Ich promenirte im Park, als Doctor Benett, der mich begleitete, von meiner Seite abgerufen wurde, er bat mich, auf dem Platze wo wir uns befanden seiner zu warten, und verließ mich.

„Ich wartete auch wirklich einen Moment,

als er aber nicht gleich wiederkehrte, kam mir der Gedanke, ob ich nicht versuchen könne, den jungen Mann, der mich fortwährend beschäftigte, zu sehen, oder vielleicht gar zu sprechen. Ich wendete mich um und blickte suchend umher; mich allein sehend, schritt ich dem Hause zu. Ich hatte ihn vorher am Fenster bemerkt und seine großen geistvollen Augen mit einem Blicke schmerzlicher Sehnsucht auf mich gerichtet gesehen.

„Schon oft war mir ein solcher Blick von ihm begegnet, der mich überzeugte, daß sein Wunsch mich zu sprechen, dem meinen begegnete, er mochte wohl die Theilnahme in meinem Gesicht gelesen und diese sein Vertrauen erweckt haben.

„Ich hielt mich vorerst im Gebüsch versteckt und blickte zum Hause empor. Richtig, da saß er noch, den edlen Kopf auf die Hand gestützt, an der ein eben so kostbarer als seltener schwarzer Diamant blitzte, und blickte hernieder in den Park. In seinem Blicke lag eine so tiefe, hoffnungslose Verzweiflung, daß ich, vom tiefsten Mitgefühl ergriffen, eben auf alle Gefahr hin mein Versteck verlassen und dem Hause näher schreiten wollte, um ihn offen zu fragen, was ich für ihn thun könne. In diesem Augenblicke

war sein umherstreifender Blick auf mich gefallen, denn ich war bereits halb hervorgetreten. Ein blitzschnelles Aufleuchten seiner Augen überzeugte mich, daß er mich erkannt und meine Absicht errathen hatte.

„Er erhob die Hand und winkte mir heftig, zurückzutreten, damit Niemand mich bemerke. — Er von seinem Fenster aus blickte über das niedere Gebüsch hinweg und konnte mich ganz genau sehen. Freilich konnte man das auch von den unmittelbar neben den seinen liegenden Fenstern, doch waren diese durch Gardinen geschlossen. Niemand zeigte sich daran. Er legte einen Finger auf die Lippen, verschwand dann einen Augenblick, kehrte aber sogleich wieder zurück, einen starken Brief in seinen Händen, und richtete die Augen mit einem unbeschreiblich flehenden Blick auf mich, während er die um den Brief gefalteten Hände mir bittend entgegenstreckte.

„Ich blickte so weit ich konnte umher, aber Niemand war zu sehen, worauf ich ihm ermuthigend zunickte. Er erhob die Hand mit dem Briefe und schleuderte ihn so geschickt zu mir herüber, daß ich ihn mit den Händen auffangen konnte. Ich hielt mich mit der Untersuchung dessen was er enthielt, nicht weiter auf, sondern

schob ihn in die Tasche und hob die Hand zum Schwure empor, daß ich Alles thun wolle, was sein Brief von mir fordern werde. — Er verstand mich. Ein Freudenglanz flog über sein bleiches Gesicht und erleuchtete die schönen klaren Augen, er drückte die Hand erst auf's Herz und hob dann Augen und Hände gen Himmel. Ohne Zweifel wollte er mir mit dieser ausdrucksvollen Geberde sagen, daß er zu Gott, der meinen Schwur gehört, für mich beten wolle.

„Ich nickte ihm zu und mußte mich ordentlich mit Gewalt von dem Anblicke seines leuchtenden Gesichts losreißen, auf dem die Freude, welche es so sehr verschönte, wohl ein gar seltener Gast sein mochte. Doch es mußte sein; ihm noch einmal mit der Hand zuwinkend, entfernte ich mich und erreichte auch glücklich und ungesehen eine Bank in der Nähe des Platzes, an dem mich Doctor Benett verlassen, wo ich mich niedersetzte und auch alsbald den keuchend herankommenden Doctor Benett gewahrte, dessen rothes, wie es mir geschienen hatte ewig freundliches, heiteres Gesicht durch einen Ausdruck banger Sorge und Furcht förmlich entstellt wurde.

„Als er mich aber so ruhig auf meiner Bank sitzen sah, verlor sich Sorge und Angst, er ath-

mete tief auf und entschuldigte seine Abwesenheit mit dem plötzlichen Anfall eines der unter seiner speciellen Obhut stehenden Kranken, dann frägte er mich mit einem lauernden Blicke, ob ich immer hier gewesen und auch von Niemand belästigt worden sei. Meine freilich sehr lügenhafte Antwort befriedigte ihn ungemein.

„Doctor Stowe hat von seiner Abwesenheit sicher nichts erfahren, und ich verließ endlich mit meiner Schwester das Haus, ohne jenen Mann noch einmal gesehen zu haben.

„Kaum in dem Wagen, eröffnete ich meinen Brief, dessen Unterschrift mir den Schreiber als Fürst Cesare Gonsalvi bezeichnete. Der Brief war lang und in verschiedenen Absätzen geschrieben und enthielt einen zweiten mit Ihrer Adresse, Frau Fürstin. Der klare Styl des Briefes, seine fließende Sprache war mir ein neuer Beweis von der geistigen Gesundheit des Fürsten.

„Aus dem Schreiben ging hervor, daß der Arme schon seit Jahren auf eine Gelegenheit hoffte, Ihnen, Frau Fürstin, Nachricht von sich zukommen zu lassen. Mehrere Fluchtversuche, die er gemacht, waren stets vereitelt worden und hatten strengere Gefangenschaft, ja ihn fast wirklich wahnsinnig machende Maßregeln, wie Dunkel-

arrest, Douchen und dergleichen Bestrafungsmittel mehr, zur Folge gehabt. Wie er in's Irrenhaus gekommen war, wußte er nicht, auch meint er erst zehn Jahre darin zugebracht zu haben, während mir Doctor Stowe erzählte, daß dieser Kranke, der, wie er gar nicht in Abrede stellte, wochen-, ja monatelang helle Zwischenräume habe und sich augenblicklich in einem solchen befinde, nahe an vierzehn Jahre in seiner Anstalt sei. Es läßt sich sonach annehmen, daß der Fürst anfangs wirklich wahnsinnig war und nur seine Genesung verheimlicht worden ist.

„Der Fürst beschwor in seinem Schreiben Denjenigen, welchem er einst das Vertrauen schenken werde, diese Blätter, seine einzige Hoffnung auf Rettung und Befreiung, in die Hände zu legen, bei Allem was es Heiliges auf Erden und im Himmel giebt, den inliegenden Brief nur Ihnen, Frau Fürstin, und zwar ohne Gegenwart einer dritten Person zu übergeben und Niemand als Ihnen weder vorher noch nachher Mittheilungen über sein Schreiben zu machen. Die Ursache dieser Bitte sei die Ueberzeugung, daß nur die tiefste Geheimhaltung aller zu seiner Befreiung in Folge dieses Briefes zu unternehmenden Schritte eine Möglichkeit des Gelingens biete.

„Ich bin dieser mir auferlegten Pflicht des Schweigens bis jetzt nachgekommen und werde ihr auch ferner nachkommen. Jetzt übergebe ich Ihnen, Frau Fürstin, den mir anvertrauten Brief Ihres Bruders und erlaube mir nun, nachdem ich Ihnen alle Mittheilungen gemacht, welche Ihnen nöthig waren, mich Ihnen zu empfehlen."

Die Fürstin war der aufregenden Entdeckung zwar mit der lebhaftesten, gespanntesten Aufmerksamkeit, aber nachdem die erste Erschütterung überstanden war, mit weit mehr Ruhe gefolgt, als man bei ihrer Schwäche hätte hoffen dürfen.

War es, weil ihr Geist, schon halb im Jenseits weilend, die Dinge dieser Erde mit dem erhabenen Gleichmuth eines Engels betrachtete, oder war es die mächtige Hand Dessen, der den Wind sänftigt für das geschorene Lamm, die der schwergeprüften Frau diese Ruhe und Kraft sendete? —

Die Hand des Amerikaners ergreifend, sagte sie mit dem Tone wärmster Dankbarkeit: „Ehe Sie gehen, Mr. Sayers, gestatten Sie mir, Ihnen den innigsten Dank einer Sterbenden auszusprechen, deren letzte Augenblicke Ihre Mittheilungen durch eine während langer trüber Jahre endlich erloschene, nun wieder neu auf-

blühende Hoffnung erheiterten. Was es auch Schmerzliches in Ihren Enthüllungen giebt, alles das wird durch diese beseligende Hoffnung, meinen unglücklichen geliebten Bruder dem Leben wiedergegeben zu wissen, weit aufgewogen. Denn ist er nur geistig gesund, so zage und bange ich nicht; wer auch die Feinde sein mögen, die ihn so grausam gefangen halten, es wird ihnen nicht länger gelingen. Meine Augen werden seine Befreiung zwar nicht mehr sehen, aber ich trage dennoch die Gewißheit in mir, daß sie gelingen wird, denn derselbe Gott, der Sie endlich zu ihm führte, er wird auch die Bemühungen Derer, die ihn lieben segnen und ihn wieder glücklich machen.

„Was Sie für uns gethan, werden wir Ihnen zwar nie genügend vergelten können, wenn Sie mir aber eine Gelegenheit geben wollten, mich Ihnen dankbar zu beweisen und —"

Der Amerikaner unterbrach sie durch eine abwehrende Bewegung. Wie Alle, welche der Fürstin nahten, fühlte auch er sich von der Bewunderung ihrer engelgleichen Ergebung und Sanftmuth ergriffen, und sich über ihre fieberheiße Hand beugend und einen Kuß respectvoller Verehrung darauf drückend, sagte er mit tiefer Empfindung:

„Bitten Sie am Throne Gottes für die völlige Genesung meiner armen Schwester. Gott wird ohne Zweifel die Bitte eines Engels erfüllen und ich werde weit, weit über mein Verdienst belohnt sein.“

Die Fürstin lächelte sanft und erwiederte: „Das, mein Freund, wird Gott, wenn es sein heiliger Wille ist, auch ohne die Bitte einer Unwürdigen thun, deren Verdienste Sie schwärmerisch weit überschätzen. Mir aber gestatten Sie denn, Ihnen in dieser Kleinigkeit“ — sie zog ihren einstigen Verlobungsring, der mit einem prachtvollen Diamanten geziert war, vom Finger — „ein sichtbares Andenken an eine Frau zu hinterlassen, die Sie aus vollem dankbaren Herzen segnet.“

Der Amerikaner beugte ein Knie, empfing den Ring und küßte dann noch einmal die zitternde Hand, welche einen Moment segnend auf seiner Stirn geruht, dann verließ er die Villa, die Erinnerung an die sterbende Fürstin fortan wie ein Heiligthum in seinem Herzen bergend.

9.

Der Brief.

Nachdem der Fremde das Zimmer verlassen, kehrte Judith zu der Kranken zurück und fand sie vor Erschöpfung sprachlos, den Brief fest mit beiden Händen umschlossen haltend. Judith's bestürzten Blicken begegnete aber ein sanftes, glückliches Lächeln, welches sie wenigstens über den Inhalt des Gespräches in soweit beruhigte, daß der Eindruck, den es hinterlassen, kein schlimmer sei.

Nach einiger Zeit war die Fürstin wieder im Stande zu sprechen, und das Erste was sie sagte, war der Auftrag an Judith, den Advocaten Giotti augenblicklich herbeiholen zu lassen.

Judith sendete Mysotti selbst mit dem Wagen an den Advocaten und kehrte dann zu Giuditta zurück.

„Komm näher zu mir, liebste Schwester," flüsterte die Kranke, „komm und bereite Dich, eine sehr glückliche Nachricht zu empfangen. Wirst Du mir auch nicht zu sehr erschrecken?"

„Nein, liebe Giuditta, wenn Deine Schwäche es ertragen konnte, werde auch ich standhaft sein."

„Nun denn. Es handelt sich um Cesare. Er wird Dir zurückgegeben werden."

„Cesare! O Gott! Ist es denn möglich!" rief Judith ganz außer sich vor Erstaunen und freudigem Schrecken. „Ist er endlich genesen? Sprich, Theuerste, wann kommt er? Denn die Botschaft war doch von ihm?"

„Ja, sie war von ihm. Aber Geduld, meine Liebe. Ja, er ist genesen, ganz genesen, wie ich hoffe, aber man hält ihn gewaltsam zurück. Du selbst mußt ihn Dir erretten."

Judith sank erbleichend in einen Stuhl und ihre zitternden Lippen stammelten den Namen „Warrington".

„Thun wir ihm nicht Unrecht, Theuerste!" versetzte beschwichtigend die Fürstin. „Es ist eben so gut möglich, daß es die Habsucht des Irrenarztes ist, die den vornehmen Patienten mit seiner reichen Pension nicht verlieren will und ihn deshalb noch für ungeheilt ausgiebt.

Doch wir werden das ja hören. Komm, fasse Dich und lies mir diesen Brief vor, er kommt von ihm."

Judith nahm den Brief entgegen und drückte wiederholt die theuren Schriftzüge an die Lippen, ehe sie zu lesen begann.

„Geliebte Schwester!

„Wenn es mir gelingen wird, diesen Brief in Deine theuren Hände zu bringen, weiß ich zwar noch nicht, aber ich habe trotz der Leiden, die ich unschuldig erdulden muß, trotz meiner langen Gefangenschaft und der Mißhandlungen" — Judith hielt inne. Die Stimme versagte ihr und sie bedurfte einiger Zeit, um sich zu sammeln, ehe sie weiter zu lesen vermochte — „mit denen man meine verfehlten Befreiungsversuche an mir rächte und mich zugleich von einer Wiederholung abschrecken wollte, das Vertrauen auf Gott nicht gänzlich verloren.

„Dies Gottvertrauen ist es, was mich hoffen lehrt, es hilft mir tragen, was ich sonst nicht ertragen könnte ohne den Verstand, den man mir beharrlich abspricht, wirklich zu verlieren. Gott wird mich Mittel und Wege finden lassen, Dir diesen Brief zu senden, und Dir dann bei

meiner Rettung beistehen. Gelingt mir seine Absendung, so werde ich allein Deiner Hilfe vertrauend keinen Versuch mehr zur Flucht machen und die Wachsamkeit meiner Peiniger durch meine Fügsamkeit einzuschläfern versuchen.

„Vor Allem ist die tiefste Verschwiegenheit über diesen Brief nothwendig. Vertraue Niemandem als Dir selbst. Die Welt ist voll Verrätherei, und Treubruch ist ein zu alltägliches Vorkommniß, um noch irgend einem dieser verderbten Menschen als Sünde zu erscheinen.

„O Schwester, Schwester, wenn Du wüßtest! — — Doch vorüber. — Ich habe mir selbst den Schwur geleistet, niemals darüber zu sprechen, und muß nun auch gegen Dich schweigen, selbst auf die Gefahr hin, daß Du in diesem letzten Satze, in meinem tiefen Menschenhasse meine eigentliche fixe Idee erblickst.

„Es ist aber nicht so. Besser, weit besser wäre mir, wirklich wahnsinnig zu sein, als leben zu müssen in voller Geistesklarheit und beladen mit dieser einen fürchterlichen Erfahrung, an allem Glücke für ewig verzweifelnd.“ —

Judith hielt abermals inne und beide Damen blickten sich fragend an.

Was war da geschehen? Auf was in aller

Welt deuteten diese Worte einer namenlosen Verzweiflung hin? —

Ein blitzschneller Gedanke drängte sich Judith auf und sie gab ihm Worte, indem sie mit Bestimmtheit sagte: „Das hängt unfehlbar mit jenen vier Tagen seines geheimnißvollen Verschwindens zusammen.“

„Ja, Du hast Recht. Auch meine Gedanken richteten sich auf jene Zeit. Doch fahre fort, Liebe,“ entgegnete die Fürstin.

„Solltest Du aber dennoch Besorgniß hegen, meine geliebte Schwester, so bin ich gern bereit, mich einer ärztlichen Ueberwachung, sei es hier in England in einer der Staatsanstalten, oder auch in einer der Heimath, so lange zu unterwerfen, bis man mir meine geistige Gesundheit bestätigt.

„Nur komm, o komm und befreie mich von hier. Hege aber um Gottes willen nicht die irrige Ueberzeugung, mich auf legalem Wege durch die Macht der Gesetze befreien zu können.

„Nochmals sage ich dir: Niemand darf ahnen, daß ich Dir geschrieben, daß Du an meine Gesundheit glaubend und meinem Flehen folgend den Willen hast mich zu befreien.

„Achte wohl auf diese wiederholte dringende

Warnung, ich habe Gründe dazu, die ich diesem Papiere nicht anzuvertrauen wage.

„Meine Entfernung von hier kann und darf nur durch geheime Flucht geschehen.

„Hätte Doctor Stowe nur eine Ahnung von Deiner Absicht, läßt Du ihn merken, daß Du mich für gesund hältst, so kann es mir das Leben kosten."

„Entsetzlich!" rief Judith mit schmerzerfüllter Stimme. „Dieser Irrenarzt muß ein Teufel sein." — Sie fuhr fort. „Obschon ich nun zwar den Tod an sich durchaus nicht fürchte, sondern weit eher geneigt wäre ihn als Tröster zu begrüßen, möchte ich doch in der Freiheit sterben.

„Ich kann Dir weiter keine Winke über die Art und Weise meiner Entführung geben als die folgenden:

Ich bewohne im rechten Flügel des Hauses die zwei dicht nebeneinander liegenden letzten Zimmer des ersten Stockes, die zwei letzten Fenster sind die meines Schlafzimmers. Ich bin der einzige Pensionär der Anstalt, welcher die Vergünstigung eines eigenen Schlafzimmers genießt, die freilich dadurch wieder sehr beeinträchtigt wird, daß mein Wärter dasselbe theilt. Während

der Stunden von sechs bis eilf Uhr des Morgens und von vier bis sieben Uhr des Nachmittages ist mir in der nach Norden gelegenen rechten Ecke des Parkes ein weiter Raum, etwa so groß als die oberste Terrasse des Gartens Deiner Villa, zur ausschließlichen Benutzung vorbehalten. Hier darf ich mich mit dem kleinen Garten beschäftigen, den ich mir angelegt habe, und nach meinem Gefallen entweder lesend oder träumend die Zeit hinbringen, welche mich allein, mindestens scheinbar, von der steten peinigenden Beobachtung befreit. — Bewacht bin ich freilich auch hier, denn die einzige Pforte, welche zu meinem kleinen Paradiese führt, ist verschlossen und ein oder der andere Wärter stets in der Nähe.

„Will ich im andern Theile des Parkes umhergehen und mich unter meine Leidensgefährten, die armen Irren, mischen, ist stets der Wärter an meiner Seite und bewacht die Worte, welche ich mit jenen Irren spreche, welche sich bereits im Stadium der Genesung befinden, auf's Strengste. Nur mit den Unheilbaren darf ich frei ohne Ueberwachung sprechen, man hofft vielleicht, daß meine Ideen sich in dieser Gesellschaft ebenfalls verwirren werden.

„Ich glaube, unsere einzige Hoffnung bleibt Bestechung einiger der Wärter. Nur werden hohe Summen dazu erforderlich sein, da Doctor Stowe sich eines jeden seiner Leute noch durch ein besonderes Häkchen versichert hat, an dem er ihre Treue festhält. Ich bin dessen zwar gewiß, aber meine Combinationen haben mich wohl zur Thatsache, aber nicht zu deren Ursache geführt. Das Einzige was ich bestimmt weiß, ist, daß alle diese Männer Stowe nicht minder grimmig hassen, als ich selbst, und dennoch dienen sie ihm, dienen ihm mit Treue. Der gute Lohn allein ist es nicht, welcher sie dazu bewegt; wenn man den eigentlichen Grund seiner Herrschaft über sie entdecken könnte, möchte man vielleicht dies Wissen nützlicher finden als Geld.

„Doch ich will Dir durchaus keine Vorschriften machen, theure Schwester, ich vertraue Deiner Klugheit ganz und gar, wie ich Dir auch darin vertraue, daß Du nicht einen Tag länger als nöthig vergehen lassen wirst, um mich aus dieser Hölle zu befreien.

„Verfahre aber mit äußerster Vorsicht, meine theure Giuditta, und schweige wenn möglich auch gegen Lucretia, sie ist leidenschaftlich und Warrington ist ihr Gatte, das bedenke. — Thue

nicht eher einen Schritt, bis Du des Erfolges sicher bist, denn ein Fehlschlag, eine vorzeitige Entdeckung Deiner Absicht würde von ganz unberechenbaren, jedenfalls aber entsetzlichen Folgen sein für

Deinen unglücklichen Bruder
Cesare Gonsalvi."

Eine Nachschrift von neuem Datum folgte.

„Gott sei gepriesen! endlich, endlich hat er mein Flehen erhört und mir einen Menschen gesendet, dem ich meinen Hilferuf an Dich, meine geliebte Schwester, anvertrauen kann. Er ist der Bote, den ich mir gewünscht, er wird mein Vertrauen nicht täuschen, seine edlen, offenen Züge, seine mit innigster Theilnahme auf mir ruhenden Augen flößen mir das tiefste Vertrauen ein. Er ist ein Amerikaner, und er als Bürger eines freien Staates, als solcher schon Feind jeder Tyrannei, wird Mitleid mit mir haben und mir beistehen. Durch meinen Wärter habe ich erfahren, daß er Percy Sayers heißt, ein reicher Kaufmann aus Boston ist und hier seine Schwester, die fast geheilt ist, abholt.

„Morgen werde ich versuchen ihm meinen Brief zu übergeben. Ich weiß noch nicht, wie ich es

anfangen werde, denn sie lassen mich niemals mit einem der hierher kommenden Besucher sprechen und erzählen ihnen wahrscheinlich allerlei Lügen von mir, die geeignet sind, ihnen Furcht vor mir einzuflößen, denn schon oft habe ich einen Blick, der vorher theilnehmend und mitleidig auf mir ruhte, sich in Schrecken oder mit Widerwillen gemischte Furcht verwandeln sehen; dennoch aber weiß ich, fühle ich es an dem freudigen Klopfen meines Herzens, wird mir mein Vorhaben gelingen. Mr. Sayers wird meinem Briefe glauben, er wird den für Dich bestimmten Dir bringen. Gottes reichster Segen sei für immer mit ihm! — —

„O Giuditta, ich werde Dich, werde Lucretia wiedersehen, werde wieder die Luft der Freiheit athmen, werde mein schönes Vaterland wieder sehen, das ist doch auch Glück, wenn auch das andere für mich verloren ist. — Die kleine Bianca, mein Pathchen und meine Nichte, muß recht groß geworden sein wenn sie noch lebt, denn mich dünkt, Lucretia habe mir geschrieben, die Kleine sei schwach und kränklich. Aber die kräftige gesunde Luft in Gonsalvi wird schon das Ihre zur Befestigung ihrer Gesundheit gethan haben. —

„Wie wohl es mir thut, von Dir, meine Giu-

bitta, und meinen Lieben zu sprechen, jetzt wo ich die gewisse Hoffnung in mir trage, daß Deine lieben schönen Augen bald auf diesen Zeilen ruhen, ich Euch Alle endlich, endlich wiedersehen werde!

„Noch einen Wink möchte ich Dir geben, der uns nützlich sein kann.

„Mein Wärter, Mark Chatters, ist mir in seiner Weise zugethan und erweist mir, so weit es seine Furcht vor unser Aller Tyrannen zuläßt, manche Gefälligkeit, verschafft mir manche Erleichterung. Dieser Mann würde, wenn man das geheime Band, welches ihn an Stowe fesselt, zu entdecken und ihn davon zu befreien wüßte, sicher nicht abgeneigt sein mir zu helfen, selbst wenn ihm dabei kein anderer Vortheil würde als die Befriedigung seines tiefen Hasses gegen Stowe. Ich forsche unabläßig nach jenem geheimen Bande, muß aber äußerst vorsichtig dabei zu Werke gehen und habe noch nichts entdeckt, werde aber nicht nachlassen in meinen Bemühungen. Mark Chatters ist, wie ich glaube, in Hereford geboren und der Sohn eines wohlhabenden Pächters daselbst. Vielleicht kannst Du etwas über sein früheres Leben erfahren, was uns bei unserer Forschung nach jenem geheimen Bande von Nutzen ist.

„Wenn es Dir möglich wäre, mir ein sicheres Zeichen zukommen zu lassen, daß dieser Brief Dich erreicht hat und Du mir nahe bist, würde ich sehr glücklich sein und — doch da kommt mir ein glücklicher Gedanke.

„Zwischen hier und der Stadt liegt ein Hügel mit den Ruinen einer alten Abtei. Er heißt, wie mir Mark Chatters sagte, der Surreyhügel. Lasse als Zeichen Deiner Nähe von diesem Punkte aus drei Leuchtkugeln, eine weiße, eine rothe und wieder eine weiße nach neun Uhr Abends aufsteigen. Mysotti, den Du doch in's Vertrauen ziehen wirst, weiß mit dergleichen umzugehen. Ich werde an jedem Abend von neun Uhr an eine Stunde lang nach den Ruinen schauen und Dein Zeichen erwarten.

„Lebe wohl, Theuerste, auf Wiedersehen in der Freiheit! Bis dahin wird hoffen und beten

Dein Cesare."

Die Lectüre war beendet und Judith, die sich bisher nur mit größter Anstrengung bezwungen und mit fieberhafter Hast zum Ende geeilt war, ließ nun die Blätter fallen, und das Gesicht in den Händen verbergend, brach sie in ein schmerzliches Weinen aus.

Die Fürstin ließ sie eine Weile gewähren, sagte aber dann mild tröstend: „Beruhige Dich doch, liebe Judith, Gott wird Dir beistehen, ihn zu befreien."

„Ach es ist nicht das, warum ich weine. Ich hoffe darauf, Gott kann uns nicht so verlassen haben, daß mir seine Rettung fehlschlagen sollte. Aber — Cesare liebt mich nicht mehr, er hat mich vergessen, ich habe ihn verloren. Selbst Bianca's gedenkt er voll Liebe, die er doch nur als Säugling gesehen, nur von mir, von mir, die für ihn sterben würde, sagt er kein Wort."

„Auch von Ruben schweigt er, meine theure Schwester," erwiederte ernst und nachdenklich die Fürstin. „Hier liegt ein Geheimniß zu Grunde, das Du aufklären mußt, wenn es dazu Zeit ist. Ich bin fest überzeugt, daß dies Schweigen über Euch Beide mit seinem Menschenhaß auf eine oder die andere Weise in directer Verbindung steht."

Nachdem die Fürstin längere Zeit geschwiegen hatte, während ihr Blick hinausgerichtet war in den sonnenbeglänzten Garten, begann sie von Neuem in einem gleichsam prophetischen Tone: „Es wird sich Alles aufklären, meine Judith, Ihr werdet Beide nach langer Prüfung zusammen

glücklich sein. Glaube nur, meine Theure, glaube und vertraue. Gottes Wege sind wunderbar, und Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen."

Judith's Thränen flossen sanfter, ihr scharfer Verstand siegte über den Schmerz und erkannte die Wahrscheinlichkeit des von der Fürstin angedeuteten Zusammenhanges. Die Hinweisung auf Gottes Führung fand Eingang in ihrem Herzen und tröstete sie.

Tiefe Stille verbreitete sich in dem Gemache. Die Fürstin ruhte in einem leichten Schlummer und Judith beschäftigte sich von Neuem mit Cesare's Briefe.

„Ist Giotti noch nicht da?" fragte endlich die erwachende Fürstin.

„Nein, Liebste. Mysotti wird ihn nicht gleich gefunden haben. Fühlst Du Dich ein wenig durch den Schlummer gestärkt?"

„Ja, und ich träumte so schön. Ich sah Dich und Cesare. Ihr waret älter als jetzt, aber Ihr schient sehr glücklich und drei blühend schöne Kinder umgaben Euch, es waren die Euren. — Wo ist Bianca?"

„Ich habe sie fortgeschickt, als ich Mysotti

den Auftrag ertheilte, Giotti zu holen. Sie ist mit Signor Hagen nach Rimini geritten."

„Das ist gut. Wenn nur Giotti käme! Ich muß das Testament ändern. — Ich will nun das Vermögen zwischen Dir und Bianca theilen. — —

„Weigere Dich nicht, Judith, es muß so sein. Du sollst Dein Theil ja nicht behalten. Du empfängst es nur für Cesare und wirst es ihm zurückgeben, wenn es Dir gelungen ist, ihn zu befreien. Es ist diese Maßregel schon darum nöthig, weil Du ohne sie nicht im Stande wärest, über so große Summen zu verfügen, als Du vielleicht zu seiner Befreiung bedürfen wirst. — Ah! Da bist Du ja, Francesco, ist Giotti da?" fragte sie hastig den soeben leise eintretenden Mysotti.

„Ja, Altezza, er ist hier."

„Nun so laß ihn eintreten. — Kommen Sie, lieber Giotti," redete sie den Advocaten an, als dieser, sich tief verbeugend, an ihr Lager trat. „Sie müssen augenblicklich mein Testament dahin ändern, daß ich die für meinen Bruder Cesare anfangs bestimmte Hälfte meines Vermögens meiner Pflegeschwester Judith vermache. Alles Uebrige bleibt wie es war. Ich enterbe Cesare,

— wie Sie ausdrücklich bemerken müssen — weil ich nunmehr jede Hoffnung, ihn wieder genesen zu sehen, aufgegeben habe. Sollte indeß dies glückliche Ereigniß wider Erwarten dennoch eintreten, so sei ich gewiß, mein Bruder, der selbst reich genug ist, werde seiner Pflegeschwester mein Vermächtniß nicht mißgönnen. So weit das officielle Testament. — Dann aber haben Sie ein Codicill anzufertigen, welches bestätigt, daß mein Vermächtniß an Judith nur so lange Gültigkeit habe, als Cesare ein Bewohner des Irrenhauses sei, sobald er dasselbe jedoch verlassen hat und geheilt der Welt zurückgegeben ist, tritt er in den Besitz des ihm nur zum Schein und zu besonderen, ihm dann bekannt werdenden Zwecken entzogenen Erbes.

„Dies Document muß ebenfalls in aller Form Rechtens abgefaßt werden und ein Geheimniß zwischen uns Dreien bleiben. Es wird in den Händen meiner Pflegeschwester bleiben, die im geeigneten Augenblicke davon Gebrauch machen, das ihr von mir hinterlassene Vermögen aber bis dahin als volles Eigenthum, mit dem sie nach Belieben schalten und walten darf, zu betrachten haben wird.

„Wann können beide Documente zur Unter=

schrift hier sein? Sie sehen wohl, es ist Eile nöthig," schloß die Fürstin, welche allerdings nicht in so rascher Folge gesprochen hatte, wie wir ihre Worte hier niedergeschrieben, sondern recht oft zu längeren Ruhepausen von dem mangelnden Athem und ihrer Erschöpfung gezwungen war.

„Ich werde die ganze Nacht arbeiten, gnädigste Frau, und denke morgen mit dem Frühesten wieder hier zu sein," erwiederte Giotti, der sich nicht erlaubte dem Erstaunen, welches die veränderten Bestimmungen in ihm erregten, Worte zu geben.

„Thun Sie das, lieber Freund," sagte die Fürstin matt. „Bis dahin wird Gott mein Leben wohl noch fristen. Doctor Sessina gab mir gestern Abend zwar noch einige Tage, aber ich glaube die Erregungen der letzten Stunden haben mein Ende beschleunigt. — — Weine nicht, Liebe —" fügte sie zu Judith gewendet hinzu, als der Advocat, seine Rührung durch heftiges Schlucken verbergend, gegangen war, — „gönne mir die Ruhe. — Sieh, theure Judith, mir wird so wohl sein. Ich werde meinen geliebten Gemahl wiedersehen, denke doch, wie glücklich mich diese Hoffnung macht. Durch diese Nachricht von

Cesare's Gesundheit wird mir mein Scheiden erleichtert, denn ich nehme die freudige Hoffnung mit mir, daß Euch, Ihr theuren Beiden, noch eine glückliche Zukunft winkt. — Dein Schmerz um meinen Verlust, der unter anderen Verhältnissen schwer auf Deiner Seele lasten würde, wird jetzt gemildert und zurückgedrängt werden durch die Nothwendigkeit, alle Deine Geisteskräfte dem einen Ziele zuzulenken, zu dem Dich Liebe und Pflicht mit gleich starken Banden ziehen.

„Bianca wird nun in Zukunft einen neuen Beschützer haben, bis dahin aber, Liebe, vernachlässige sie über Deinen Befreiungsideen nicht, laß sie Dich überall hin begleiten, verlaß sie nie, laß sie Theil nehmen an all' Deinen Plänen und Deinem Werke, sie ist klug und Du darfst, wie Du weißt, ihrer geistigen Kraft, sowie ihrer Verschwiegenheit trauen. — Sollte indeß wirklich Warrington die Schuld tragen, auf welche Cesare's kurze Erwähnung seiner Person hinzudeuten scheint, so verschone sie mit diesem Wissen so lange als möglich. Solltest Du diese Verheimlichung aber nur durch eine, wenn auch nur kurze Trennung von ihr erreichen können, dann laß ihr eher das Schlimmste wissen. — Ich fürchte, es droht Bianca von ihrem Vater irgend

eine Gefahr, vor der nur Deine unablässige Wachsamkeit sie beschützen mag."

„Auf was gründet sich diese Vermuthung, Liebe? Hast Du neuerdings etwas über ihn gehört, vielleicht durch den Fremden?" —

„Nein. Aber ich habe wiederholt Bianca im Traume durch ihn bedroht gesehen. Eine Frau, deren Gesicht ich nicht sehen konnte, stand ihm zur Seite und trieb ihn gegen das Kind."

„Seltsam! War Dein Traum immer derselbe?"

„Immer. Aber sprechen wir davon nicht, ich bin so müde. Stehe Du ihr nur zur Seite, und wie Du in meinem Traume immer im letzten Momente als ihr Schutzengel zur Rettung erschienst, so wirst Du auch im Leben ihre treue Beschützerin sein. — Nun aber, Liebe, laß mich ruhen. Du weißt, morgen früh bringt mir Pater Franziskus das Viaticum." —

Ein tiefer, ruhiger Schlummer umfing die Kranke und brachte ihr die nöthige Stärkung.

Der Advocat Giotti brachte am anderen Morgen die beiden Documente, welche die Fürstin und die Zeugen unterschrieben. Später kam Pater Franziskus mit dem Viaticum. Die Sterbende beichtete und empfing dann die Sacramente und die letzte Oelung.

Bei vollem Bewußtsein schied sie einige Stunden später von ihren Lieben umgeben, mit derselben freudigen Ruhe und ohne Schmerz, wie sie ihre letzten Tage verlebt hatte.

Es war das Ende einer Gerechten. — Die Liebe und Verehrung Aller, welche ihr im Leben nahe gestanden, oder auch nur das Glück gehabt, die edle Frau kennen zu lernen, blieb ihr über das Grab hinaus.

Judith meldete dem Squire Warrington den Tod der Fürstin, und der Advocat Giotti sendete ihm, wie die Verstorbene gewünscht, sofort die Abschrift des Testamentes und der zu ihm gehörigen Bestimmungen.

An Ruben war telegraphirt worden und er kam zum Begräbniß herbei.

Am zweiten Tage nach dem Begräbniß hatten sich die hochgehenden Wogen des Schmerzes um den herben Verlust mindestens in soweit geebnet, daß man sich mit der nächsten Zukunft zu beschäftigen begann. Bianca schrieb, von Judith veranlaßt, an ihren Vater und meldete ihm ihre und Judith's bevorstehende Ankunft in England. Die beiden Geschwister waren der Meinung, daß es jedenfalls besser sein werde dem Squire entgegen zu kommen, statt seine Aufforderung an

seine Tochter, nunmehr in das elterliche Haus zurückzukehren, abzuwarten. Natürlich konnte die Abreise nicht sofort stattfinden, da es noch Vieles zu ordnen gab, ehe man voraussichtlich auf lange Zeit Italien verlassen konnte.

Ruben wußte noch gar nichts von der durch den Amerikaner überbrachten Nachricht und dem Brief Cesare's.

Judith hatte auf eine ruhigere Stunde gewartet, ehe sie mit diesen Eröffnungen hervorkommen und ihres Bruders Rath und Hilfe fordern wollte.

Diese Zeit war nun gekommen. Als man sich für die Nacht trennte, flüsterte sie ihrem Bruder zu, daß er wachbleiben und sie in seinen Zimmern erwarten solle, wohin sie kommen werde wenn Alles im Schlummer liege, sie habe ihm etwas mitzutheilen, was jeden Lauscher fürchten müsse.

10.
Pläne.

Die Mittheilung Judith's hatte Ruben in nicht geringe Spannung versetzt. Er kannte seine Schwester und wußte also, daß sie nicht zu jenen lächerlichen Geheimnißkrämerinnen ihres Geschlechtes gehörte, die von den unbedeutendsten Sachen einen Lärm zu machen oder sie mit Ostentation als etwas besonders Vertrauliches auszugeben lieben. Die Zeit welche Judith gewählt, und ihre Besorgniß vor Lauscherohren kündigte ihm an, daß ihm ein wirkliches Geheimniß offenbar werden solle.

Wie er aber auch grübeln, was er vermuthen mochte, wie himmelweit entfernt war Alles von dem, was er wirklich aus dem Munde der Schwester erfuhr!

Schmerz und Zorn stritten in seiner Seele um den Vorrang und mischten sich mit dem tiefsten Mitleid und Erbarmen mit Cesare's Leiden. Nachdem er Cesare's Brief gelesen, zweifelte er nicht einen Moment an seiner vollständigen Genesung. Denn wenn, was trotz der Klarheit dieses Briefes immerhin möglich, das Schreiben nur in einem jener lichten Zwischenräume, die bei manchen Geisteskranken monatelang, ja noch länger dauern, geschrieben war, warum hatte, wenn dies der Fall, Doctor Stowe ihm niemals von dem Eintritt solcher lichten Zwischenräume in Cesare's Krankheit geschrieben? — Ein jedes der mit minutiöser Pünktlichkeit eintreffenden Vierteljahres-Bülletins hatte von dem unveränderten Wahnsinn des Fürsten berichtet.

Ruben zweifelte zwar nicht, daß Stowe trotz seiner mit so viel Meisterschaft festgehaltenen Maske des pflichtgetreuen, humanen Arztes ganz der Mann sei, der nicht vor dem Verbrechen bebe, einen genesenen Patienten als fortwährend wahnsinnig auszugeben und als solchen zurückzuhalten; dennoch aber glaubte er nicht, daß Stowe es aus eigenem Antriebe und nur wegen des zwar immerhin bedeutenden Gewinnes der für den Fürsten gezahlten reichen Pension, die

solchem Wagniß gegenüber doch nur gering erscheinen mußte, gethan habe. Das alte Mißtrauen gegen Warrington war mit verdoppelter Stärke erwacht und ließ sich nicht verscheuchen, zumal auch Ruben die kurze Bemerkung Cesare's über ihn als directe Beschuldigung seiner Urheberschaft des an ihm begangenen Verbrechens deutete.

Aber auch bittere Vorwürfe gegen sich selbst erwachten in seinem Herzen. Warum hatte er so lange Jahre vergehen lassen, ohne sich persönlich von dem Befinden Cesare's zu unterrichten? Blind auf Doctor Stowe's Berichte vertrauend, glaubte er dem theuren Bruder nichts nützen zu können und erachtete sonach seine Besuche als überflüssig. Dadurch war Doctor Stowe von aller Beobachtung befreit und durch nichts in Ausübung seines Verbrechens gehindert worden. Ruben konnte der Gedanke, daß seine Besuche nichts gehindert, sondern dem unglücklichen Fürsten nur größere Qualen gebracht haben würden, nicht kommen, denn die Fürstin hatte von Allem, was mit einem Male auf sie eingestürmt war, überstürzt, auf den wichtigen Punkt, daß Cesare seit zehn Jahren in dem Irrenhause zu sein glaubte und also seit dieser Zeit bereits im vollen Besitze seiner Gesundheit sein mochte, nicht den ge-

hörigen Werth gelegt und ihn gegen Judith zu erwähnen vergessen, wie sie überhaupt wegen ihrer Schwäche jede weitere Auseinandersetzung über die Erzählung des Amerikaners vermieden und Judith nur den Brief Cesare's vorgelegt hatte. Dieser Brief enthielt, wie man weiß, keine Andeutung über die Zeit seiner Gefangenschaft, und so blieb Ruben die Erkenntniß, daß er vor sechs Jahren — bei Gelegenheit seines letzten Besuches in der Anstalt — getäuscht worden war, und daß der Zustand des sich in der Zwangsjacke abkämpfenden Pflegebruders, der einen so tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, ein künstlich hervorgerufener war, fern. Dieses Nichtwissen war, wie so viele Mal, auch in diesem Falle ein Glück für die Betheiligten. Wie sehr würde der Schmerz der Geschwister gesteigert, wie hoch ihre Besorgniß gestiegen sein!

Ruben las mehrere Stellen von Cesare's Briefe noch einmal und stimmte vollkommen mit dessen Ansicht überein, daß nur das allerstrengste Geheimhalten ihres Wissens von seiner geistigen Gesundheit ihn vor Gewaltmaßregeln schützen könne. Denn als er jenen Satz las, welcher auf Geheimnisse hindeutete, die der Schreiber dem Papier nicht anzuvertrauen wage, und ihn mit der

späteren Andeutung, daß eine vorzeitige Entdeckung möglicher Weise sein Leben bedrohe, zusammenhielt, da fühlte er schaudernd eine Erinnerung in sich erwachen, die mit diesem neuen Lichte beleuchtet, seine Seele aus Furcht für des Pflegebruders Sicherheit fast erstarren ließ.

Er gedachte jenes armen, zu Tode gepeitschten Kranken und des darauf zufällig erfolgten Todes des brutalen Mörders. War etwa der Tod dieses Elenden kein Zufall? Hatte der Wärter auf Veranlassung Stowe's das Verbrechen begangen und Jener sich darauf beeilt, den Vollstrecker seines Willens stumm zu machen?

Die Aufregung Stowe's bei der Erzählung, die ihm schon damals aufgefallen, ließ sich auch in dieser Weise deuten.

Aber wenn diese Deutung, welche er, wie er sich erinnerte, schon damals geneigt war für möglich zu halten, auch wirklich die richtige war, was veranlaßte Stowe, von dem Verbrechen zu sprechen, dessen Erinnerung sein Gesicht aschfahl machte und den Schweiß der Angst auf seine Stirn trieb? — Hätte er seine Spionage nicht in anderer, harmloserer Weise erklären können?

Ruben fragte sich dies im Stillen, aber er fand durchaus keine Erklärung dafür, wenn nicht

diese die allein richtige war: daß es eine geheime Macht giebt, welche den Verbrecher zuweilen antreibt, ohne alle Rücksicht auf die Folgen, von dem was seine Seele foltert, zu sprechen.

Ueber die zunächst zu ergreifenden Maßregeln war er bald mit sich im Klaren und wollte eben sprechen, als Judith, der sein Schweigen drückend wurde, die Frage an ihn richtete: „Bist Du wirklich der Meinung, daß eine Unterstützung der Gesetze uns nicht zum Ziele führen würde?"

„Allerdings. Cesare hat vollkommen Recht. Wir müssen ihn entführen, das ist der einzige Weg, mittelst dessen er zu befreien ist."

„Aber —"

„Ich bitte Dich, liebste Schwester," — unterbrach er sie, „dringe nicht in mich, Dir die Gründe anzugeben, welche mich zu meiner vollsten Beistimmung zu Cesare's Ansicht veranlassen. Laß Dir genug sein, daß es ernste und gewichtige sind. —

„Sobald hier Alles geordnet ist, was längstens in ein paar Wochen geschehen sein wird, reisen wir ab. Ich bleibe in Paris zurück, um meine Angelegenheiten dort für eine längere Abwesenheit zu ordnen und einen Stellvertreter meines Amtes zu suchen. — Du reisest, nachdem Du meine Frau und meine Kinder kennen gelernt,

mit Bianca nach England weiter. Warrington zuerst darf nicht das Geringste von Allem ahnen.

„An Dir ist es, Bianca's Theilnahme für Cesare in solchem Maße zu erwecken, daß sie von dem Wunsche erfüllt wird, ihn zu besuchen. Hegt sie diesen Wunsch nur einmal, so wird sie ihm auch Folge geben und ihn mit der Unbefangenheit, welche ihr ihre Unwissenheit über die Sachlage giebt, gegen ihren Vater aussprechen. — Hat er etwas zu fürchten von dem Besuche, so wird er ihn verweigern. Wir wissen dann gewiß, daß er mit jenem Schurken Stowe einverstanden ist. Willigt er hingegen in den Wunsch, der ihm ja doch ganz natürlich erscheinen muß, so ist er unschuldig und wir können es wagen, Bianca rückhaltlos in die Sache einzuweihen."

„Ich bin mit diesem Schlusse nicht ganz einverstanden, lieber Ruben. Warrington kann seiner Tochter die Befriedigung ihres Wunsches auch aus einem harmloseren Grunde verweigern. Er kann den Eindruck fürchten, den der Anblick so vielen Elendes auf ihr weiches, ohnehin von dem tiefen Schmerze um unseren großen Verlust beschwertes Herz machen muß."

„Das ist Sache Deines Scharfsinnes, liebe Schwester. Du mußt es einrichten, daß Du an=

wesend bist, wenn Bianca ihren Wunsch gegen ihn ausspricht, und wirst dann nach dem Eindrucke, welchen er — unvorbereitet wie er ist — empfängt, leicht über seine Schuld oder Unschuld entscheiden können. Möglich, daß er sich dessen was Du andeutest, als Vorwand seiner Verweigerung bedient, aber Du besitzest genug Menschenkenntniß, um Wahrheit von Lüge zu unterscheiden. Warrington's Natur ist nicht dazu angethan, um ohne Vorbereitung einen klar sehenden Geist wie den Deinen zu täuschen. — Mag er nun aber den Besuch, aus welchem Grunde es auch sei, verweigern, so mußt Du ihn dennoch in's Werk setzen. Dir hat er ja nichts zu verbieten, noch kann er einen Argwohn gegen sich darin finden, wenn Du Deinen Pflegebruder durchaus sehen willst."

„Nein, das ist schon richtig. — Allein Du hast mir gesagt, daß zwei volle Tage erforderlich sind, um von London nach der Irrenanstalt und von dort wieder zurück nach London zu gelangen. Nun habe ich aber versprochen, Bianca niemals auch nur auf kurze Zeit zu verlassen. Giuditta ermächtigte mich sogar, Bianca die etwaige Mitschuld ihres Vaters mitzutheilen, wenn ich nicht anders könne, nur verlassen darf ich sie nicht."

„Warum aber diese Sorge? Ich traue Warrington trotz Allem was ich von ihm denke, doch nicht zu, daß er seiner eigenen Tochter absichtlich Böses zufügen sollte.“

„Ich weiß es nicht. Giuditta hat sich niemals darüber ausgesprochen, was sie eigentlich für Bianca von ihm fürchtete, der Traum, von dem sie zuletzt sprach ohne weiter darauf einzugehen, kann zu dem Allen nicht die einzige Veranlassung sein. Ich glaube, es ist dies das einzige Geheimniß, was sie je gegen mich festgehalten, wozu sie wahrscheinlich von Lucretia veranlaßt wurde. Lucretia haßte, wie Du weißt, ihren Mann genau in demselben Maße, wie sie ihn früher geliebt, und sie mag wohl Giuditta noch mehr gesagt haben als mir, obgleich das was sie mir gesagt, schon hinreichend war um mein tiefes Mißtrauen gegen Warrington noch mehr zu begründen und ihren Haß und Abscheu gegen ihn zu rechtfertigen.

„Ja, ja, ich hatte leider nur zu sehr Recht, Lucretia vor dem Manne zu warnen, dessen Aeußeres so schön, dessen Reden und Benehmen so verlockend waren, obgleich ich ihr damals keine positive Thatsache zur Begründung meiner rein persönlichen und instinctiven Abneigung anzu-

geben wußte. — Doch kehren wir zu unserer wichtigen Sache zurück."

„Dies Versprechen, was Giuditta sicher nicht umsonst von Dir verlangt hat, macht die Sache freilich schwieriger. Aber dieser Besuch muß auf jeden Fall stattfinden. Du wirst ja sehen, wie Du ihn möglich machst, die Umstände müssen Dich leiten. Cesare's seltsames Stillschweigen über uns Beide sagt mir mehr als ich in diesem Augenblick erörtern möchte, es streift an Verachtung. Möglicher Weise hat man ihn getäuscht, er glaubt sich von Dir verlassen, von mir verrathen. Dein Besuch muß ihn überzeugen, daß er Dir unrecht gethan. —

„Doctor Stowe wird natürlich bei diesem Besuche gegenwärtig sein und Dich wahrscheinlich vorher aufmerksam machen, daß Du durch einen besondern Glücksfall gerade zu einem Zeitpunkte eingetroffen bist, wo sich bei dem Patienten zum ersten Mal ein lichter Moment eingefunden hat, der ihm — Stowe nämlich — zwar für die Zukunft die beste Hoffnung giebt, aber im Augenblicke die höchste Vorsicht zur Pflicht macht. Fragen über die Vergangenheit oder irgend welche auf seine Krankheit sich beziehende Worte dürften daher sehr gefährlich sein.

„So ungefähr wird er zu Dir sprechen.

„Du mußt nun nicht allein das geringste Zeichen von Mißtrauen vermeiden, sondern mußt Dich ängstlich geberden und ihn geradezu fragen, welches Gespräch er wohl für das am wenigsten Schädliche für den Patienten hält. Lasse Dir nur getrost vorschreiben, was Du mit ihm reden sollst, und halte Dich streng an seine Vorschrift. Ueberhaupt mußt Du geschickt durchblicken lassen, daß der Besuch bei Deinem Pflegebruder Dir nur als eine peinliche Pflicht gilt, der Du gern ausgewichen wärest, wenn nicht Deine Pflichttreue Dich daran verhinderte. Zeige Dich etwas nervös und im Grunde des Herzens von jenem Widerwillen beseelt, der beschränkte Geister von jeder Berührung mit Wahnsinnigen zurückschreckt.

„Das Alles wird seine Wachsamkeit einschläfern und Dich einen Moment gewinnen lassen, wo es Dir möglich ist, Cesare durch Blicke kund zu geben, daß Deine Zurückhaltung und Scheu eine Maske ist, und daß Du an seiner Befreiung arbeitest. —

„Er wird Dich sofort verstehen, und das wird ihn am besten von dem traurigen Menschenhasse heilen, den er bisher gehegt. — Von

ihm hast Du keinen Versuch, Dir seine geistige Gesundheit zu beweisen, zu fürchten, er wird klug genug sein, den Ermahnungen und Drohungen, mit welchen man ihn natürlich auf den Besuch vorbereiten wird, zu gehorchen und die leidende Rolle zu spielen, welche man ihm aufnöthigt.

„Kürze Deinen Besuch so viel als möglich ab, und theile dann Stowe im Vertrauen mit, daß Du überaus froh bist, diese unangenehme Pflicht erfüllt zu haben, vor der Du Dich schrecklich gefürchtet.

„Für die Einrichtungen des Hauses zeige hingegen das größte Interesse und die ganze Neugier einer Evanatur. Doctor Stowe ist auf die vollkommene Einrichtung seiner Anstalt stolz und wird Dir gern Alles zeigen. Habe die Augen überall und präge Dir die Gelegenheiten des Hauses sorgfältig in das Gedächtniß. Wir bedürfen dieser Kenntniß vielleicht nicht, aber es ist dennoch gut, sie zu besitzen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, da ich ja auch nicht mit der Absicht, mir dieselben einzuprägen, die Localitäten ansah. Vielleicht hat sich auch Manches geändert.

„Ich würde diesen Theil Deiner Aufgabe gern selbst übernehmen, aber einmal möchte ich

nicht noch einen Besuch wagen, und dann will ich es vermeiden, mich Doctor Stowe in das Gedächtniß zu rufen, da ich möglicher Weise später genöthigt bin, in irgend einer Verkleidung in die Anstalt einzubringen, und dazu den Vortheil nicht verlieren möchte, den mir die Veränderungen, welche diese sechs Jahre in meinen Zügen hervorgebracht, sichern. Auch würde Stowe mir gegenüber mit weit mehr Vorsicht verfahren und, meinen ärztlichen Scharfblick über Alles fürchtend, vielleicht zu Maßregeln seine Zuflucht nehmen, die um jeden Preis vermieden werden müssen."

„Aber um Gotteswillen! Du glaubst doch nicht etwa —"

„Liebe Schwester, erlaß mir eine Auseinandersetzung über Vermuthungen, die ich Dir weder klar machen kann noch will. Sage mir nur, ob Du bereit bist, genau die Rolle zu spielen, die ich Dir angedeutet, deren weitere Ausarbeitung ich freilich Deinem eigenen Genie überlassen muß."

„Gewiß, ich bin zu Allem bereit was Du für nothwendig findest, und werde meine Rolle schon spielen, darauf kannst Du Dich verlassen. Aber es fragt sich nur noch, wie soll ich mit Bianca nach der Anstalt kommen, wenn die

Weigerung ihres Vaters wirklich erfolgen sollte? Kann ich sie zu einem directen Ungehorsam verleiten?"

Ruben dachte einen Moment nach, sagte aber dann rasch: „Ich bin überzeugt, daß Warrington seinen Widerstand gegen Bianca's Wunsch in dem Momente aufgeben wird, wo er sieht, daß Du Dich dadurch nicht zurückhalten läßt, den Besuch allein zu machen. Du bist es, die er fürchten wird, nicht seine Tochter, und er wird dieser dann schon erlauben Dich zu begleiten. Vielleicht bietet er sogar seine eigene Begleitung an, die Du scheinbar erfreut auch annehmen mußt. Freilich wirst Du dann zwei Beobachter statt eines haben, allein das kann nichts helfen, eine Ablehnung würde ihn stutzig machen, und das darf nicht sein.

„Ich weiß es, meine Judith, daß Dir, die Du so offen und wahr bist, diese Rolle der Verstellung schwer genug werden wird, doch wir dürfen kein Mittel scheuen und sind vielleicht gar genöthigt zu noch schlimmeren zu greifen. Wir müssen uns damit trösten, daß es nur dann möglich ist die Schlange des geheimen Verbrechens mit Erfolg zu bekämpfen, wenn man sich nicht

davor scheut, gleich ihr zu Schleichwegen im Dunkeln seine Zuflucht zu nehmen.

„Nicht jetzt, aber ehe Du den Besuch unternimmst, mußt Du Mysotti von Allem unterrichten. Cesare selbst zweifelt ja an der Treue dieses Mannes nicht, und wir bedürfen seiner Klugheit. Er muß Euch natürlich begleiten und mag, um Cesare vorzubereiten, die drei Leuchtkugeln von dem Surreyhügel aufsteigen lassen. Ihr müßt zu diesem Zwecke in dem freilich höchst mittelmäßigen Gasthofe übernachten, der, wenn er sich seitdem nicht sehr verbessert hat, so gut wie keinen Comfort bietet. Am andern Morgen fahrt Ihr dann nach der Anstalt. Begleitet Euch Warrington, so muß der Grund zu diesem Verweilen in der kleinen Stadt ein leichtes Unwohlsein Bianca's oder von Dir selbst bieten. Seid Ihr allein, so findest Du während Eures Verweilens in dem Gasthause, oder noch besser auf der Reise, Zeit genug, Bianca von dem wahren Sachverhalt zu unterrichten, der ihr besser bis dahin Geheimniß bleibt, damit sie sich durch keine Miene gegen ihren Vater verräth. Wenn Warrington Euch begleitet, so mußt Du freilich vorher mit Bianca sprechen, dann ist er aber auch schuldig und Du

darfst nicht zögern, ihr Alles zu sagen; denn ist er zu solchem Verbrechen fähig gewesen, so verdient er keine Schonung, und Bianca wird auch selbst Gelegenheit finden, sich gegen niedrige Intriguen ihres Vaters vertheidigen zu müssen. Deshalb wird es jedenfalls besser sein, wenn sie vorher gewarnt und darauf vorbereitet ist, statt daß sie ihm vertraut und ihn lieben lernt — dies letztere ist, ich bin es überzeugt, bis jetzt durchaus noch nicht der Fall — um dann desto schmerzlicher unter einer Entdeckung zu leiden, die ihr am Ende doch nicht mehr erspart werden könnte!"

„Es mag sein, daß Du Recht hast, lieber Ruben, ich bezweifle das fast nicht. Aber — es wäre doch fürchterlich, wenn ich genöthigt wäre in solcher Weise Vertrauen und Achtung zu dem Vater aus Bianca's Seele zu reißen," entgegnete Judith betrübt.

Ruben bemerkte achselzuckend: „Wenn ich auch Deine Scheu vor dieser Enthüllung vollständig begreife und theilweis selbst empfinde, müssen wir dennoch unter den zwei Uebeln, zwischen denen wir uns, wenn es so ist wie ich vermuthe, befinden werden, das kleinste wählen und unsere persönliche Abneigung dagegen über=

winden. Ueberdies fürchte ich auch, daß, so lange Bianca dem Vater vertraut, der dieses Vertrauens in solchem Falle doch wahrlich nicht würdig ist, sie ihm unwillkürlich ihre Mitwissenschaft, die wir doch um Deines Giuditta geleisteten Versprechens willen nicht umgehen können, verrathen könnte. Auch wird die Forderung ihres strengsten Schweigens selbst gegen ihn, die doch unbedingt nothwendig ist, schon allein hinreichend sein, einen Zweifel an ihm in die junge Seele zu werfen, unter welchem Bianca schwer leiden muß, was wir ihr durch Mittheilung der Wahrheit, die sie freilich auch tief genug verletzen wird, aber immer doch besser ist als quälende Zweifel, welche die Seele unbeschreiblich zu foltern vermögen, ersparen können. Denn warum soll ich es Dir verschweigen, bei mir steht es fest: Warrington ist der Hauptschuldige, Stowe nur sein Helfershelfer. — Ich will jenen Elenden damit durchaus nicht entschuldigen, denn, recht betrachtet, ist seine Schuld eher noch größer als die seines Kumpans. Stowe ist ein doppelter Verbrecher, er sündigt nicht nur an der Menschlichkeit, sondern auch an seiner Wissenschaft, indem er die zum Heile der Menschheit bestimmten Kenntnisse zum Verderben eines Menschen an-

wendet und mit frecher Stirn das Vertrauen der Welt verräth. — Ich habe Stowe von allem Anfang mißtraut und Warrington's Schuld vermuthet. Aber ich habe, meinen eigenen Gefühlen entgegen, mit Gewalt meine instinctiven Ahnungen unterdrückt, die sich doch schon so viele Male bewährt, mich aber kaum zweimal getäuscht haben. Hätte ich ihnen damals nachgegeben und auf die Unterbringung Cesare's in einer Staatsanstalt bestanden, Warrington mußte sich fügen und Cesare wäre nach seiner Genesung, mag diese eingetreten sein wann sie will, dem Leben wiedergegeben worden.

„Doch diese Betrachtungen helfen nun alle nichts. Ich werde Dir so rasch als nur irgend möglich nach England folgen. Meine Ankunft daselbst muß ein Geheimniß für Jedermann bleiben. Ich werde ganz allein, unter dem Vorwande einer wissenschaftlichen Reise, aus Paris verschwinden und in London unter dem Namen John Smith — ich denke dieser Name ist hinreichend vulgär — auftreten.

„Eine Correspondenz zwischen uns könnte in irgend welcher Weise verrathen werden, ich werde Dir deshalb ganz und gar öffentlich, aber nur für Dich verständlich, meine Ankunft melden.

Bis dahin darfst Du außer dem Besuche bei Cesare nicht das Geringste thun, sondern mußt Dich vollständig ruhig verhalten, ohne Dich um Cesare zu bekümmern. Der Morningpost schenke Deine Aufmerksamkeit, findest Du in dieser Zeitung den Namen John Smith inmitten eines quadratförmig durch dicke schwarze Striche gebildeten freien Raumes, so weißt Du, daß ich in London angekommen bin. Darauf fährst Du am darauf folgenden Morgen um zehn Uhr mit Bianca, von Mysotti begleitet, nach der Westminsterabtei, unter dem ostensiblen Vorwande, die Kirche anzusehen und den Dichterwinkel zu besuchen. — Bist Du an dem Tage verhindert, oder vielleicht nicht in London, sondern in Warrington-Court, so warte ich natürlich so lange bis Du kommst, das heißt: ich komme so lange an jedem Morgen nach der Kathedrale, bis wir uns endlich treffen.

„Du läßt die Equipage am nördlichen Thore halten. Ihr durchschreitet die Kirche und betretet das Chor, wo ich Euch erwarte. Ich weiß von früher her, daß die Kathedrale um diese frühe Stunde noch ziemlich leer ist, und wir können sonach auf ein möglichst ungestörtes Gespräch rechnen. Sollten mir nachträglich noch

irgend andere Bestimmungen einfallen, so haben wir ja noch viel Zeit, mit einander zu sprechen, ehe wir uns in Paris trennen. Allein die nächste Zeit nimmt mich, wie Du weißt, wegen Ordnung aller Geschäfte gar zu sehr in Anspruch und ich habe überdies immer gefunden, daß meine ersten Einfälle die besten waren. Deshalb bin ich so ausführlich geworden. Es ist immer gut, wenn man die Grundzüge entwirft, nach denen man handeln will, verbessern kann man dann immer noch."

„Gewiß, Du hast Recht, wer weiß auch, ob wir bei Dir in Paris so ganz und gar ungestörte und unbelauschte Stunden zu unserer Besprechung finden," erwiederte Judith beistimmend.

Die Geschwister besprachen noch so Manches aus der Vergangenheit und für die Zukunft, was theils nicht wichtig genug ist um hier erörtert zu werden, theils durch die sich abwickelnden Ereignisse selbst zur Kenntniß des geneigten Lesers kommen wird.

Der Morgen dämmerte schon, als sie sich endlich trennten.

11.
Erwachen.

Die Ordnung der Angelegenheiten der verstorbenen Fürstin und die Vorbereitungen zur Reise nahmen doch eine längere Zeit in Anspruch, als Ruben anfangs geglaubt; so kam es, daß man erst einen Monat nach dem Tode der Fürstin so weit war, um reisen zu können.

Inzwischen hatte Bianca eines Tages einen neuen Reisegefährten mit nach Hause gebracht.

Das hauptsächlichste Ziel ihrer Spaziergänge um diese Zeit war das Grab der geliebten Tante, wo sie betend und träumend stundenlang verweilte.

Eines Nachmittags kniete sie betend am Grabe, und ihr Schmerz hatte sie von Neuem mit solcher Gewalt erfaßt, daß sie schluchzend ihr Gebet

unterbrach und ihr Haupt auf die weiße Marmorplatte, welche das Grab deckte, lehnend, fortfuhr zu weinen. Da fühlte sie, ohne daß sie Schritte gehört, eine Berührung ihrer Schultern. Sie fuhr erschrocken empor und sah einen großen schwarzen Neufoundländer vor sich stehen, der, seine eine Pfote auf ihre Schulter gelegt, sie mit dem Ausdruck fast menschlicher Klage in den trüben, wie von Thränen umschleierten Augen anblickte und nun, da ihre Aufmerksamkeit erregt war, kläglich winselnd mit dem Schweife wedelte, als wolle er seiner Theilnahme lauten Ausdruck geben.

Bianca kannte den Hund, sie war ihm oft mit seinem Herrn, einem kranken Deutschen, gelegentlich ihrer Spazierritte und Gänge mit Arnold Hagen begegnet. Hagen kannte den Kranken persönlich, er hatte ihr gesagt, daß er, von den Aerzten daheim aufgegeben, in Italiens milder Luft, wenn nicht Heilung, doch Milderung seiner Leiden suche. Sie hatten mit ihm gesprochen und Bianca sich theilnehmend, wie immer, bemüht, den Kranken aufzuheitern und ihm Hoffnung einzuflößen. Der Hund, der stete Begleiter seines Herrn, schien sie zu verstehen und ihr dankbar dafür zu sein, denn obgleich sie die Hunde

sehr gern hatte, richtete sie doch ihre ganze Aufmerksamkeit bei ihren Begegnungen auf seinen Herrn und hatte sich nie viel um ihn bekümmert. Wodan aber begrüßte sie dennoch immer schon von Weitem, so wie er ihrer nur ansichtig wurde, mit lautem Freudengebell.

Jetzt war sie sehr überrascht, den Hund hier zu sehen. Rasch trocknete sie ihre Thränen und blickte umher, sein Herr mußte ja in der Nähe sein. Allein Niemand war zu sehen.

Nun erst beschäftigte sie sich mit dem Hunde und sagte, sein glänzendes Fell streichelnd: „Ja, Wodan, ich bin sehr traurig, Du verstehst mich und willst mir Deine Theilnahme bezeigen, mein kluges Thier, ich danke Dir, mein guter Hund, ich danke Dir. So, nun ist es genug, geh, Wodan, geh, Dein Herr wird dich vermissen."

Als sie seines Herrn erwähnte, stieß der Hund ein so langgezogenes Geheul aus, daß Bianca erschreckt zurückfuhr und ihn genauer betrachtete.

Da sah sie nun freilich, daß Wodan, zum Skelett abgemagert, sich kaum mehr ähnlich sah, matt senkte das edle Thier den sonst so stolz getragenen Kopf zur Erde und schien sich vor Schwäche kaum auf den Beinen halten zu können.

Mitleidig neigte sie sich zu ihm hinab und

sagte: „Mein armer Wodan, wie siehst Du aus? Ist Dein Herr kränker?"

Von Neuem heulte der Hund.

In Bianca begann eine Ahnung aufzusteigen. Sie hatte den Baron Helmsdorf — das war der Name des kranken Deutschen — sehr lange nicht gesehen, was am Ende auch nicht zu verwundern war, da sie in letzter Zeit keine Spaziergänge in die Umgegend gemacht hatte. Aber sie erinnerte sich, daß ihr sowohl wie Hagen bei ihrer letzten Begegnung mit dem Baron, am Tage vor dem Tode ihrer Tante, die Veränderung in den leidenden Zügen des jungen Mannes, der sich nur noch mit Mühe fortschleppte, aufgefallen war. War er inzwischen gestorben? Sah deshalb der treue Hund so elend aus?

„Wo ist Dein Herr, Wodan? Komm, führe mich zu ihm," — sagte sie nach kurzer Ueberlegung, denn sie wollte wissen, ob ihre Ahnung Wahrheit sei.

Diesmal heulte der Hund nicht, er wedelte mit dem Schweife, winselte leise und wankte dann vor ihr her, jenem Theile des Kirchhofes zu, wo die Fremden gewöhnlich ihre Ruhestätte fanden.

Plötzlich knurrte Wodan und fuhr wüthend auf einen Mann zu, welcher an einem Grabhügel

stand, der in der Mitte wie von einer schweren Last niedergedrückt war und neben dem seltsamer Weise zwei Schüsseln standen, die eine mit Brod und Fleisch, die andere mit Wasser gefüllt. Beide schienen unberührt.

Bianca wußte nun, daß ihre Ahnung richtig sei, ehe sie noch von dem Todtengräber, das war der Mann am Grabe, das Weitere erfuhr.

Der Baron Helmsdorf war gestorben und vor vier Tagen beerdigt worden. Seitdem hatte sein treuer Hund auf dem Grabe liegend es Tag und Nacht bewacht. Kein Schmeicheln, keine Lockung, nicht Gewalt, denn dann biß er mit unbeschreiblicher Wuth um sich, hatten ihn vermocht, es zu verlassen. Man hatte endlich die Sache aufgegeben und mitleidig dem treuen Wächter Nahrung hingestellt, er aber sie verschmäht. Der Todtengräber hatte seinen Augen nicht trauen wollen, als er, gekommen um nach dem Hunde zu sehen, ihn nicht mehr vorfand.

Bianca war unbeschreiblich von der Treue des edlen Thieres gerührt. Sie wunderte sich auch, da sie doch alle Tage auf dem Campo santo gewesen, daß der Hund sie nicht eher aufgesucht; aber mochte nun ihm erst heute seine Witterung die Nähe einer Freundin verrathen oder vorher

sein Schmerz zu tief gewesen sein, um sie aufzusuchen, das war doch gewiß, daß der kluge Hund Hilfe und Trost von ihr verlangte, und sie war entschlossen, sie ihm zu geben.

Sie reichte dem Todtengräber ein Geldstück und sagte ihm: daß sie versuchen werde, den Hund mit sich zu nehmen, worauf sie ihm winkte, sie zu verlassen.

Inzwischen hatte der Hund seinen alten Platz wieder eingenommen und lag trauernd auf dem Grabe seines Herrn ausgestreckt, aber seine Augen verließen Bianca nicht einen Augenblick, während sie mit dem Todtengräber sprach.

Als Jener sich entfernt hatte, kniete sie neben dem Grabe nieder und betete für die Ruhe des Todten. — Dann schlang sie ihre Arme um den Hund, der sich vertraulich an sie schmiegte, und redete mit ihm wie mit einem Kinde: „Wodan, mein guter Hund,“ sagte sie schmeichelnd und küßte seine breite Stirn, „Du bist ein liebes, gutes Thier, aber Du mußt nun artig sein und Deinen todten Herrn verlassen, er ist einmal todt und wird nie wieder Dein schönes Fell streicheln. Ich aber werde nun Deine Herrin, Deine Freundin sein, Du sollst mich niemals verlassen und es immer gut bei mir haben. Komm, mein guter

Hund, sei artig und nimm, was ich Dir gebe." — Damit hielt sie ihm mit der einen Hand die Schüssel mit Wasser vor, während sie ihn mit der andern klopfte und streichelte.

Verwundert blickte der Hund sie an, der, ohne wieder zu heulen oder zu winseln, ihrer Rede mit wirklichem Verständniß zugehört hatte.

Sie nickte ihm wiederholt zu und sagte abermals: „Nimm nur, nimm, mein guter Hund."

Und gehorsam begann Wodan mit seiner vertrockneten Zunge gierig das klare Wasser einzuschlürfen.

Bianca schaute ihm freudig lächelnd zu, zog aber aus Besorgniß, daß zu viel ihm schaden könne, die Schüssel bald wieder zurück und suchte nun aus der andern Schüssel die besten Fleischstücken heraus, die sie ihm auf ihrer Handfläche eins nach dem andern darbot. Ohne weiter zu zögern, nahm der Hund die dargebotene Nahrung, welche einen sichtlich belebenden, stärkenden Einfluß auf ihn ausübte.

Als er damit fertig war, wischte Bianca ihre freilich arg verdorbenen Handschuhe an seinem weichen Fell ab und sagte, sich erhebend: „Komm nun, Wodan, jetzt müssen wir gehen, aber Du sollst Deinen Herrn jeden Tag besuchen. Komm!" —

Der Hund stand gehorsam auf, folgte Bianca einige Schritte und blieb wieder stehen, nach dem Grabe zurückblickend.

Bianca aber lockte ihn wieder und wieder, bis sie ihn hinausgelockt hatte und das Thor sich hinter ihnen schloß. Jetzt folgte Wodan, ohne daß es ihr weitere Mühe gekostet hätte. Aus den Augen durfte ihn Bianca in der ersten Zeit freilich nicht lassen, denn so wie er sie vermißte, lief er wieder zum Campo santo zurück und kratzte, winselte und heulte so lange an der Pforte, bis der gutmüthige Todtengräber ihn einließ und ihm gestattete das Grab seines Herrn wieder aufzusuchen, wo er so lange blieb, bis Bianca kam und ihn zurückholte, der er dann auch ohne Widerstreben folgte.

Um dies Fortlaufen zu verhüten, behielt sie ihn denn stets um sich und nahm ihn sogar mit in ihr Schlafzimmer, wo er, am Fuße ihres Bettes auf den Teppich ausgestreckt, die Nächte zubrachte, wie er es bei seinem verstorbenen Herrn gewohnt gewesen.

Der letzte Tag vor der Abreise war herangekommen und Bianca wandelte, einige Kränze an ihren Arm gehängt, zum letzten Mal nach dem Campo santo, um von dem Grabe der theuren

Tante Abschied zu nehmen. Wodan, der sich bereits wieder ganz erholt hatte und dessen schönes tiefschwarzes lockiges Fell in der Sonne wie Gagat glänzte, wandelte mit vieler Grandezza neben ihr her, von den ihm begegnenden oder ihn auch beschnuppernden Dorfkötern nicht die geringste Notiz nehmend oder ihre etwas zu auffälligen Avancen mit einem Blicke stolzer Verachtung bestrafend.

Wie gewöhnlich ging Bianca, um der Ungeduld Wodan's, die jedesmal in ihm erwachte, so wie er sich zwischen den Gräbern befand, Genüge zu leisten, zuerst nach dem Grabe seines Herrn, das nun inzwischen in Ordnung gebracht, von Epheu dicht bedeckt und von einem schönen Kreuze von weißem Marmor überragt, Wodan jetzt nicht mehr gestattete sich darauf zu legen, weshalb er sich begnügte, daneben stehen zu bleiben und den Kopf traurig zur Erde gesenkt seine Augen fest auf den Boden zu richten, als wolle er ihn mit dem Blicke durchdringen, um seinen Herrn drunten in dem engen schmalen Bette zu sehen.

Bianca schlang den mitgebrachten Kranz um das Kreuz, verrichtete hierauf ein kurzes Gebet und rief Wodan an, um sich zu entfernen.

Der kluge Hund schien aber eine Ahnung zu

haben, daß es heute nicht einen Abschied bis morgen galt, er gehorchte nicht wie sonst im Augenblick. Bianca mußte ihn mehrere Male rufen, und selbst dann noch trennte er sich mit sichtlichem Widerstreben und blickte wiederholt nach dem Grabe zurück, bis er es endlich nicht mehr sehen konnte. Nun erst folgte er rascher der Herrin.

Bianca legte ihre Kränze auf das theure Grab und verweilte in Thränen und Gebet, lange über die gewohnte Zeit. Endlich wollte sie sich erheben, als rasche nahende Schritte sie aufblicken ließen.

Langsam erhob sie sich. Der Nahende war der Maler Arnold Hagen, der, von Ruben's Bitte festgehalten, noch zu dessen Unterstützung bei den zahlreichen Geschäften bis jetzt in der Villa geblieben und nun, ein schönes Bouquet in der Hand, ebenfalls gekommen war, um von dem Grabe der hochverehrten Frau Abschied zu nehmen.

Verlegen, als Störenfried gekommen zu sein, hatte er bei Bianca's Anblick die Schritte gehemmt; als sie aber sich erhebend ihn durch ihre Thränen hindurch mit ermuthigendem Lächeln anblickte, trat er näher und sagte sich verbeugend etwas hastig: „Verzeihung, Prinzessin. Ich wußte nicht,

daß Sie noch hier waren, sonst würde ich später gekommen sein."

„Warum, Signor Arnoldo? Sie haben mich durchaus nicht gestört, denn ich weiß ja, Sie fühlen meinen Schmerz mit mir," entgegnete sie gütig, fügte aber sogleich hinzu: „Ueberdies ist meine Andacht beendet. — Was für ein schönes Bouquet Sie da haben, aus lauter Lieblingsblumen meiner theuern Tante. — Doch ich will Ihre Andacht nicht stören. Auf Wiedersehen, Signor Arnoldo."

Sie neigte sanft ihr Haupt gegen ihn, warf noch einen langen, Abschied nehmenden Blick auf das theure Grab, der ihre Augen von Neuem mit Thränen füllte, und ohne ihn nochmals anzusehen, entfernte sie sich von Wodan gefolgt, mit schnellen Schritten.

Der Maler blieb wie gefesselt an seinem Platze stehen und schaute ihr nach. Noch niemals war er so entzückt von der Anmuth und Grazie ihres Wesens, von ihrer sanften poesievollen Schönheit gewesen, die von den düsteren Trauergewändern umgeben, in verdoppelter Lieblichkeit glänzte.

Die andächtige Sammlung, mit welcher sich Hagen dem Grabe der Frau genaht, welche er

als seine Wohlthäterin liebte und verehrte, war dahin. Unbewußt entfielen die auserlesenen Blumen seiner Hand, als er so statuengleich der dahinschwebenden Gestalt Bianca's folgte. Alles Leben concentrirte sich in den schönen tiefblauen Augen des jungen Mannes, die von einem inneren Feuer höher und höher erglänzten, während er noch immer auf den Punkt starrte, wo ihm Bianca aus dem Gesicht entschwunden war.

War er denn bisher blind gewesen? so fragte er sich. Hatte er nicht ihre Schönheit in all ihrer Frische und Lieblichkeit auf die Leinwand gezaubert und dabei viele hundert Mal seinen Künstlerblick in diese reinen Züge, in diese tiefen sanften Augen getaucht, und nach alledem konnte ihm Bianca in diesem Augenblicke so erscheinen, als habe er sie noch nie gesehen?

Was hatte sie gesagt, was gethan, um eine so veränderte oder vielmehr ganz neue Anschauung hervorzurufen?

Wie unzähligemal hatte sie mit ihrer Silberstimme zu ihm gesprochen, wie oft ihn angelächelt, das Alles war ja nichts Neues für ihn. — Aber noch nie lächelte sie durch Thränen — dachte er — nein — weinen sah ich sie noch nie. Sind es diese Thränen, die einen so neuen wunder=

baren Zauber über das bekannte Antlitz gossen und diese unnennbare, seltsame, nie gefühlte Regung in meinem Herzen hervorriefen? — Aber sie ist fort — ich sehe die Thränen nicht mehr und dennoch, dennoch blieb dieses Gefühl — es scheint zu steigen, scheint sich weiter auszubreiten, und — wäre es möglich?! Großer Gott! Sollte das Liebe sein?! Er barg das Gesicht in die Hände, wankte dem Grabe näher und sank in die Kniee. —

Ein Vorübergehender würde in der knieenden, gebeugten Gestalt einen Betenden vermuthet haben, aber der arme junge Mann war weit entfernt von der zum Gebete nöthigen Sammlung.

Ein wilder Sturm durchtobte seine Seele, er kämpfte den alten und immer wieder neuen Kampf mit dem widerspenstigen Herzen, das sich durchaus nicht den Gründen des kalten Verstandes fügen mochte.

Was half es ihm, daß er alle die unübersteiglichen Hindernisse aufzählte, welche ihn von Der trennten, die ihm eben erst zum Gegenstand der Liebe geworden und die er doch glaubte von allem Anfang an geliebt zu haben. —

Und so war es auch. Die Liebe zu Bianca war schon früher durch die Erzählungen und Lob-

preisungen ihres Dieners Giuseppe — der seine Herrin geradezu anbetete, — durch das hohe Interesse, welches sie erweckten, vorbereitet worden, ihre durch ihn vollbrachte Rettung konnte es nur verstärken, und dies Interesse ging allmälig in Liebe über, die durch den geschwisterlich freundschaftlichen Verkehr mit seiner Geretteten immer mehr wuchs, aber auch gerade dadurch eingelullt wurde. Ohne die bevorstehende Trennung, welcher der Schmerz über den Tod der Fürstin, gefühlserschütternd und vorbereitend, vorhergegangen war, möchte er vielleicht noch längere Zeit in der Täuschung über die wahren Gefühle seines Herzens befangen geblieben und in erträumter brüderlicher Freundschaft neben seiner Geretteten hingelebt haben. — Jetzt aber waren mit einem Male die Thränen Bianca's, die sie mit einem neuen rührenden Reiz umgaben, die an sich ganz unschuldige Ursache geworden, daß dies leise glimmende Fünkchen der Liebe plötzlich zur Flamme emporloderte und von seinem ganzen Wesen Besitz zu nehmen strebte. Allein Arnold Hagen war nicht der Mann, welcher sich widerstandlos einem Gefühl hingegeben hätte, dem sein Verstand die Berechtigung absprechen mußte.

War diese Liebe auch mit einer von ihm nie geahnten Macht in seinem Herzen erwacht, so war er doch entschlossen ihr zu widerstehen und sie in sich zu verschließen, ohne Bianca's Seelenruhe durch ein Geständniß zu trüben, das selbst wenn sie es erwiedert hätte — wozu doch nicht die geringste Hoffnung vorhanden war — nie zu einem günstigen Ziele führen konnte.

Er sagte sich, daß er ja nur noch wenig Stunden sich zu beherrschen habe, ehe sie sich trennten auf Nimmerwiedersehen. Dann würde die Zeit, welche so viele Wunden heilt, auch ihm zu Hilfe kommen und ihm beistehen ein Gefühl zu überwinden, das ihn zugleich beseligte und quälte.

So gelang es ihm, sich selbst zu beschwichtigen, und er verließ endlich, nachdem er ein kurzes Gebet für die Schlummernde unter dem Marmor gesprochen, scheinbar ruhig das Grab. Nur eine tiefe Blässe seines Gesichts gab Zeugniß von der Schwere des überstandenen Kampfes.

Und war der Kampf wirklich überstanden? — Ja, für den Augenblick war er vorüber, aber nicht sowohl überstanden, als erschöpft und beschwichtigt. Bald genug wird er sich wiederholen und zahllose neue Kämpfe werden ihm folgen. —

Arnold kannte sich selbst noch nicht, als er auf die Zeit als Zerstörerin seiner Liebe hoffte. Er hatte noch nie geliebt. Zwar war er nicht zwei und zwanzig Jahre alt geworden, ohne zuweilen eine jener Gefühlsemotionen, eine jener flüchtigen Neigungen empfunden zu haben, welche oftmals gleichsam die Vorboten der Liebe sind und die sich in zarten Gedichten, in Schwärmereien über den Mund, über die Augen oder die Locken der Angebeteten erschöpfen, und deren Siegestrophäen verblichene Bandschleifen und vertrocknete Blumen sind.

Vor jener andern, rein sinnlichen Neigung, welche mit Unrecht den himmlischen Namen der Liebe trägt, der durch sie beschimpft und besudelt wird, bewahrte ihn die hohe Liebe und Verehrung seiner Mutter. — Er würde nie etwas gethan haben, was sie betrüben mußte, er achtete und ehrte das weibliche Geschlecht, dem sie angehörte, und betrachtete jene unglücklichen Geschöpfe, welche mit ihrem Leibe Handel treiben, mit Mitleid, aber auch mit geheimem Widerwillen und Abscheu. — Er würde sich selbst verachtet haben, wenn er in den Modellen, die er malte, je etwas Anderes gesehen hätte als Objecte, die ihm zum Studium der Kunst dienten

Er tadelte seine Freunde, die so ganz anders dachten und handelten wie er, nicht, aber er begriff sie einfach nicht.

Da es ihm nun so leicht gewesen war, seine kleinen Gefühlsschwärmereien zu vergessen und selbst die unwillkürlichen Regungen seiner Sinne, denen ihn sein rasches, feuriges Blut eben so zugänglich machte wie jeden andern Mann, durch die Macht seines Willens zu unterdrücken, so bildete er sich ein, jene Macht sei eine wohlgeprüfte und unbegrenzte, kein noch so mächtiges Gefühl werde ihr widerstehen können. Allen Ernstes hegte er den Glauben, es werde nur von ihm abhängen, Herr dieser so urplötzlich erwachten Liebe zu werden. Seine Entschlüsse waren die besten, und doch erlag er sammt ihnen der ersten an ihn herantretenden Prüfung.

12.

Der Abschied.

Bianca hatte sich in tiefes Sinnen verloren, als sie den Campo santo hinter sich gelassen. Immer und immer wieder kehrten ihre Gedanken zu dem einen Punkte zurück. Was mochte wohl der seltsame Ausdruck bedeuten, mit welchem der Maler sie angeblickt hatte? Woher kam das Feuer, welches so plötzlich die blauen Augen erfüllte? Wie er sie anstarrte, das hatte er ja noch nie gethan. — Was sollte das nur bedeuten? Warum sprach er nicht, wenn er ihr vielleicht noch etwas sagen gewollt? Sie wäre ja gern bereit gewesen, ihn anzuhören. Sie sann und sann, stellte Vermuthungen über Vermuthungen auf, um sie gleich darauf wieder zu verwerfen. Das Räthsel, welches sie beschäftigte, blieb unergründlich, reizte sie aber deshalb um so mehr.

Zum ersten Mal seit dem Tode der Tante dachte Bianca durchaus nicht an ihren Verlust. Versunken in eine Welt von Gedanken und auf und nieder wogender Gefühle, war das Einzige, welches ihr vollkommen klar ward, die immer steigende Neugier: zu wissen, was die Ursache dieses wunderlichen Anstarrens ihrer Person gewesen. — Nicht das Geringste von einer damit verbundenen Gefahr ahnend, faßte sie den bestimmten Entschluß, den Maler geradezu über diese Ursache, welche ihr so viel Kopfzerbrechen machte, zu befragen.

Sie würde diese Frage ganz unbefangen in Judith's und Ruben's Gegenwart gestellt haben; allein das Schicksal wollte, daß sie, während Jene noch mit den letzten Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt waren, mit dem soeben zurückkehrenden Hagen im Garten zusammentraf.

Der Maler zuckte bei Bianca's Anblick zusammen und eine dunkle Röthe färbte bis zu den Haarwurzeln empor das ganze vorher so bleiche Gesicht mit verrätherischer Gluth. Aber er nahm sich zusammen und wollte grüßend an ihr vorübergehen.

Sie hatte sehr wohl sein Zusammenzucken wie die plötzliche Gluth seines Gesichts bemerkt,

wußte sie jedoch eben so wenig zu deuten, wie vorher sein stummes Anstarren. Doch war dies neue Räthsel gerade hinreichend, sie nur noch neugieriger und entschlossener zu machen, den Grund, ja wenn es sein müßte, selbst den Grund des Grundes zu erfahren.

„Haben Sie es denn gar so eilig, Signor Arnoldo?" fragte sie mit leichtem Spotte. „Wollen Sie mich nicht auf meiner letzten Promenade begleiten?"

Die letzte Frage klang ganz anders als die erste. Denn während sie dieselbe aussprach, erinnerte sie sich plötzlich, daß diese letzte Promenade im Garten auch zugleich die letzte sein werde, welche sie an seiner Seite machte, und ein Gefühl tiefer Wehmuth überfiel sie und trieb Thränen in ihre Augen. —

Er war beim ersten Laute ihrer Stimme stehen geblieben und hatte den gesenkten Blick zu ihr erhoben. Er wollte sprechen und fand das Wort nicht, welches ihm geeignet schien. O wie gern hätte er ihr gesagt, daß er sie nicht nur auf dieser Promenade begleiten wolle, sondern daß es sein heißester Wunsch sei, sie nie mehr zu verlassen bis zum Tode. — Sein ganzes volles Herz drängte sich auf seine Lippen, und Alles was

sein starker Wille vermochte war: die Lippen fest zu schließen und so den glühenden Worten, welche ihnen entschlüpfen wollten, den Ausgang gewaltsam zu verwehren.

Der wehmüthige Ton ihrer Stimme, die Thränen in ihren Augen, deren wahren Grund die kindliche Offenheit ihrer Züge hinreichend verrieth, vermehrten seine Bewegung, verwirrt stand er vor ihr, und der Anblick seiner Verwirrung machte auch sie befangen und verlegen. —

Beider Blicke sanken zu Boden. So standen sie sich einige Momente noch stumm gegenüber, bis es ihm gelungen war, sich so weit zu beherrschen, daß er zu sprechen vermochte.

„Prinzessin!" stammelte er und hielt wieder inne, denn seine Stimme bebte so stark, daß er es für besser hielt, zu schweigen.

Allein jetzt war auch Bianca mit ihrer Verlegenheit fertig geworden, deren sie sich schämte und die sie zürnend bei sich selbst kindisch nannte, da doch gar kein Grund dazu vorhanden sei.

Lächelnd sagte sie: „Diesen Titel, Signor Arnoldo, müssen Sie nun vergessen, denn Sie wissen ja, er gebührt mir nicht. Altezza Bianca bleibt hier in der Villa Foscari zurück, und die einfache Miß Warrington ist es, die Sie wieder-

finden werden, wenn wir uns einst wieder begegnen. Vergessen Sie das ja nicht, denn in der Welt würde man glauben, ich wolle mir einen Rang anmaßen, der mir nicht zukommt, wenn ich noch länger eine Benennung duldete, die mir lediglich durch die bequeme Gewöhnung der Dienerschaft aufgebürdet wurde und die ich annahm, gern annahm, weil sie mich gewissermaßen auch äußerlich zur Tochter meiner Tante stempelte, als die ich mich ihrer Liebe und der meinen nach, so von ganzem Herzen fühlte."

Während Bianca so zu ihm sprach, hatte sie ihre ganze Unbefangenheit wieder gewonnen. — Sie hatte den ablenkenden Ausweg ergriffen, der sich ihr so natürlich bot, während er eine Absicht darin zu erblicken glaubte, die ihn mit geheimem Entzücken erfüllte. War das nicht eine Aufmunterung? Wollte sie ihm durch diese Bemerkung vielleicht zu verstehen geben, daß die Kluft, welche den Maler Hagen von Miß Warrington trennte, weit weniger tief sei, als jene zwischen ihm und der Prinzessin Bianca? — —

Kein Gefühl ist ja zu solchen sanguinischen Selbsttäuschungen geneigter als die Liebe. —

Doch war Hagen eine zu klare Natur, um sich solcher Täuschung, mit der er ihr ein Unrecht

that, indem er sie eines bei ihrer stolzen Natur vollkommen unmöglichen Entgegenkommens beschuldigte, lange hinzugeben. —

Bianca mochte vielleicht unter gewissen zwingenden Umständen fähig sein, einem Manne zuerst ihre Liebe zu gestehen, aber sie würde es niemals durch versteckte Aufmunterung, sondern mit stolzer Offenheit und mit vollendeter Würde thun.

Kaum war also jener Gedanke in ihm erwacht, so verwarf und bereute er ihn wieder.

Während er aber so seinen eigenen Gedanken nachhing, vergaß er ihr zu antworten und schritt stumm mit gesenktem Blick neben ihr her.

Bianca ließ ihre Augen während dem auf ihm ruhen und schüttelte verwundert den Kopf. Er ward ihr immer unbegreiflicher. So war er noch nie gewesen. Immer heiter, immer zu einem anregenden belehrenden Gespräch bereit, immer bemüht, sie nach Kräften zu unterhalten und in letzter Zeit sie zu trösten, sie von ihrem Schmerze abzuwenden. — Gewiß, er war ein Räthsel und sie mußte die Lösung finden, eher ruhte sie nicht, das stand fest.

„Sie sind so seltsam heute, Signor Arnoldo" — begann sie wieder. „Fühlen Sie sich unwohl?"

Er nahm sich mit einem Ruck zusammen und

entgegnete mit einem sehr erkünstelten Lachen, das sie durchaus nicht zu täuschen vermochte: „Ich, Prinzessin? O nein, im Gegentheil. — Nie befand ich mich wohler.“

„Nun, wenn das wahr ist, so sehen Sie wenigstens nicht darnach aus. Und sagen Sie mir doch, warum sahen Sie mich bei unserem Zusammentreffen auf dem Campo santo so seltsam an?“

„Seltsam? Warum?“ gegenfragte er in einem ganz unbeschreiblichen Tone, und ein Blick traf Bianca, der ein jedes andere Mädchen, das nur ein klein wenig eitler und erfahrener gewesen als sie, ganz und gar über seine Gefühle aufgeklärt haben würde.

So unerfahren und kindlich rein sie auch war, zuckte sie doch unter diesem Gluthblicke zusammen, ihre Augen senkten sich unwillkürlich. Der vibrirende Ton seiner Stimme machte ihr Herz klopfen, sie glaubte ihn noch immer zu hören, als er längst verklungen war.

„Das, Prinzessin“ — setzte er nach einer Pause gesammelter hinzu, „kann ich Ihnen nicht sagen.“

Bewegt entgegnete sie leise und sanft: „Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, aber —“ sie blickte ihn plötzlich forschend an, „ist es die

Trennung, welche Sie so traurig macht? — Wir werden uns ja bald wiedersehen, Sie werden künftiges Jahr nach Warringtoncourt kommen und —"

„Nein, nein, das werde ich nicht!" rief er mit Energie und setzte schmerzlich hinzu: „Ich kann Sie nie wiedersehen!"

Bianca blieb stehen und heftete einen erschreckten Blick auf ihn, der aber allmälig eine Färbung von Entrüstung annahm, während sie sprach. „Warum nicht?" begann sie „Wie soll ich mir diese Veränderlichkeit deuten? Haben Sie es nicht fest versprochen, uns zu besuchen? — Habe ich Ihnen etwas gethan? Bisher glaubte ich, Sie würden sich freuen mich wieder zu sehen, es scheint, ich irrte mich —"

„O nein, nein! es kann, es darf nicht sein!" rief er wieder, ihre letzen Worte gar nicht beachtend.

Viel Geduld besaß Bianca nicht, auch begann sie etwas wie Zorn über diese Hartnäckigkeit, die ihr als Beleidigung galt, zu empfinden. Einigermaßen heftig fragte sie wieder: „Warum nicht? So erkären Sie sich doch! Hassen Sie mich denn auf einmal? — Antworten Sie! So antworten Sie doch!" rief sie, und ihr kleiner

Fuß stampfte in zorniger Leidenschaft den Sand des Weges, ihre sonst so sanften Augen sprühten Flammen.

Der unglückliche Maler hatte sie nie so bezaubernd gesehen. Die Gewalt seiner Liebe brachte ihn fast von Sinnen und dennoch schwieg er, aber seine Augen redeten ein Sprache, welche verständlich genug war.

Aber sei es, daß Bianca diese Sprache wirklich nicht verstand, oder wollte sie in Worten hören, was sie sagten, sie rief noch gebieterischer zum dritten Male:

„Antworten Sie mir, ich will es!"

Hagen schwieg beharrlich. Auch er war stolz, abtrotzen ließ er sich nichts, durch ihren Zorn begann sein Schweigen leichter zu werden.

Da kräuselte sich Bianca's Lippe durch ein verächtliches Lächeln und sie sagte in schneidendem Tone: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es Signor Hagen vorziehen werde, sich als Wortbrüchigen verachten zu lassen, statt seine geänderten Ansichten mit Gründen zu belegen, die ihnen vielleicht das Beleidigende zu nehmen vermöchten. Mag es denn so sein, wie er es wünscht. Mir wird das freilich den Abschied erleichtern, aber auch die Erinnerung an den Mann, dem ich doch

nun einmal mein Leben verdanke, zu keiner angenehmen machen.“

Das war zu viel. Unter diesen grausamen Worten, die Arnold gleich einem Schwertstoß durchdrangen, sank er wie vom Blitze getroffen, sein Gesicht in den Händen verbergend, auf eine Bank nieder, neben der sie standen. Wie er aber auch durch ihre Worte litt, hielt er dennoch seinen Entschluß, nicht zu sprechen, fest, und nur ein tiefer schmerzlicher Seufzer verrieth, wie sehr er litt.

Bianca hatte sich schon bei ihren letzten Worten halb abgewendet um ihn zu verlassen. Bereits einige Schritte vorwärts gekommen, lenkte sein Seufzer ihren Blick rückwärts. Sie sah ihn zusammenbrechen und flog zurück an seine Seite.

„O Signor Arnoldo! Signor Arnoldo! vergeben Sie mir!“ flehte sie zitternd. „Sie leiden, und ich war so grausam! — Ach verzeihen Sie mir, ich wußte nicht was ich sprach, der Zorn überwältigte mich und Ihr beharrliches Schweigen brachte mich von Sinnen! — O bitte! wollen Sie mir nicht vergeben? Wollen Sie mich nicht ansehen? Ich bereue ja, was ich gesagt, ich widerrufe es, nur zürnen Sie mir nicht mehr!

Bitte, sehen Sie mich doch nur ein einzig Mal an!" —

Hagen konnte den flehenden Tönen der geliebten Stimme nicht mehr widerstehen, er ließ die Hände sinken und erhob sein bleiches Gesicht zu ihr. Als er aber in dieses reuevolle Antlitz blickte und die schönen, in Thränen schwimmenden Augen so bittend und ängstlich auf sich gerichtet sah, da war es mit seiner Fassung vorbei, da entflohen alle seine weisen Entschlüsse und sein starker Wille zerbrach wie ein schwaches Rohr. Er sank vor ihr nieder, ergriff ihre beiden Hände, bedeckte sie mit glühenden Küssen und überließ sich einem wahnsinnigen Ausbruche seiner Liebe.

Endlich aber ihr Verstummen gewahrend, hielt er inne und blickte zu ihr auf.

Bleich und bebend, wie erstarrt vor Schrecken, keiner Bewegung fähig stand sie vor ihm, und ihr Blick sprach das ganze Entsetzen aus, welches sein leidenschaftliches Gebahren ihr einflößte. Vergeblich suchte er nach einem antwortenden Schimmer der Liebe in der Tiefe dieser starren Augen.

„Verzeihen Sie mir, Prinzessin," stammelte er, sich langsam erhebend — „ich war wahnsinnig, Sie mit meiner Liebe zu belästigen. Aber

ich werde mich selbst bestrafen, indem ich mich aus Ihrer Nähe verbanne. Gott segne Sie, Bianca! Leben Sie wohl!"

Noch einen letzten Schmerzensblick heftete er auf ihre erstarrten bleichen Züge, verbeugte sich tief und eilte davon.

Sie hob die Hand, ihre Lippen öffneten sich, wie um ihn zurückzurufen, aber kein Laut drang hervor. Die Hand auf das zum Zerspringen klopfende Herz pressend, sank sie auf die Bank nieder, lehnte den schmerzenden Kopf zurück und schloß die Augen. —

Genau in derselben Stellung fand sie, nachdem über eine Stunde vergangen war, die nach ihr suchende Judith. — Als Bianca nahende Schritte hörte, öffnete sie langsam die Augen und ein liebliches Lächeln begrüßte die Freundin. Keine Spur der vergangenen großen Aufregung war mehr auf dem süßen Gesicht und in den klaren Augen zu entdecken.

Judith's anfangs gespannter ängstlich forschender Blick ward ruhiger, doch blieb ihr Auge noch immer beobachtend auf Bianca gerichtet, als sie sagte: „Signor Hagen läßt Dich noch einmal grüßen, er ist abgereist."

Bianca zuckte mit keiner Wimper, sondern

sagte sehr ruhig: „Ich danke. — Ich dachte es mir schon, als ich den eilig davonrollenden Wagen hörte.“

„Er war so sonderbar. Hast Du ihn noch kurz vorher gesprochen?“

„Ja,“ entgegnete Bianca in gleichgültigem Tone, einen Zweig des Lorbeerbaumes erfassend, der hinter ihrer Bank stand, um einige Blätter davon abzubrechen, die sie spielend in den Händen drehte, während sie fortsprach: „Er nahm Abschied von mir und schien in der That etwas erregt. Das ist aber doch wohl natürlich. — Es hat mir auch leid gethan. Ich mag ihn gern.“ —

Der Ton, mit dem sie besonders den letzten Satz sprach, hatte etwas so unendlich Kühles, daß Judith mit erneuter Aufmerksamkeit die unbewegten Züge Bianca's betrachtete.

Gerade diese Kälte mußte in ihr, die Bianca's Charakter doch so genau kannte, Argwohn erregen, diese Kälte war ihrem Lebensretter gegenüber, dem sie doch bisher mit schwesterlicher Zuneigung ergeben geschienen, ihrem edlen gefühlvollen Herzen so ganz unähnlich, daß Judith sich versichert hielt, sie sei nur eine erkünstelte. —

Aber was sollte sie verbergen? War es be-

leidigter Stolz? Hatte der Maler etwas gethan, was sie ihm nicht vergab, oder — sollte diese Kälte gar einem wärmeren Gefühl zum Schilde dienen?

Bianca's Züge gaben, wie Judith auch darin forschen mochte, keinerlei Antwort auf diese Fragen, auch ihr Blick, der, wenn auch nur flüchtig, doch mit scheinbarer Offenheit den Augen der Freundin begegnete, klärte sie nicht auf. Judith wollte aber um jeden Preis die Wahrheit ergründen. Diese übereilte Abreise, der verworrene Abschied, des Malers trotz aller Mühe die er sich gab es zu verbergen, seltsam verstörtes Wesen, seine verwirrte, gänzlich unverständliche Antwort auf ihre Frage, wann sie ihn wiedersehen würden — all' dies hatte Vermuthungen in Judith erregt, welche der Wahrheit sehr nahe kamen. Sie war gekommen um zu forschen, und das wollte sie noch, sie sagte deshalb ohne Weiteres: „Wie es scheint, sollte es ein Abschied auf Nimmerwiedersehen sein, denn Hagen will uns durchaus nicht in England besuchen."

Bianca's Blick ruhte nachdenklich auf dem im Abendsonnenglanze liegenden Garten und schweifte nach dem Walde hinab. Vom Meere zog kühl die Abendbrise herauf, und sie hüllte

sich leicht fröstelnd fester in ihren Shawl, denn die bereits vorgerückte Jahreszeit — es war Ende November — brachte, so schön und mild auch die Tage waren, doch kühle Abende und kalte Nächte.

Als Bianca nicht antwortete, fragte Judith nach einer Pause: „Hast Du gehört, Liebe, was ich Dir erzählte?"

Bianca wendete langsam den Kopf, erhob aber die Augen nicht und erwiederte mit derselben Ruhe und Kälte wie vorher: „O ja. Ich glaube, Signor Hagen thut Recht daran."

Judith glaubte jetzt bald auf den eigentlichen Grund zu kommen und fragte rasch: „Warum? Hat er Dich etwa beleidigt?"

Nicht minder rasch gegenfragte Bianca in dem Tone verwunderten Stolzes und Judith in einer Weise anblickend, als gehöre eine ihr zugefügte Beleidigung in das Reich der positivsten Unmöglichkeit: „Mich? — Durchaus nicht. Wie kommst Du nur darauf?"

„Nun, ich glaubte, weil Du so kalt von ihm sprachst und seinen Entschluß, uns nicht zu besuchen, billigst."

„Du irrst Dich, liebe Judith, ich bin nicht gegen ihn erkaltet. — Ich werde im Gegentheil seiner immer dankbar gedenken." Ihre Stimme

bebte doch, während sie das Letzte sagte. Gleich darauf fuhr sie aber mit erneuter Kälte fort: „Dennoch kann ich seinen Entschluß nur billigen. Wir haben hier in unserer Einsamkeit in einer Weise mit ihm verkehrt, die wir gegen ihn mitten in der großen Welt unmöglich festhalten könnten und die er, von uns darin verwöhnt, wohl schmerzlich vermissen würde."

„Und war etwa sein edles bescheidenes Wesen, sein offener liebenswürdiger Charakter des vertraulichen Umganges nicht werth, dessen wir ihn, Deine edle Tante an der Spitze, würdigten?" versetzte Judith etwas scharf.

Das erste Zeichen einer inneren Erregung zeigte sich einen Moment lang auf Bianca's ruhigem Gesicht, sie erröthete und ihre Lippen zitterten, allein die leise Veränderung ging blitzschnell vorüber. Die einen Moment fest zusammengedrückten Hände lösten sich und die feinen Finger begannen von Neuem das Spiel mit den Lorbeerblättern, während sie, die Frage ganz ignorirend, mit hartnäckiger Bestimmtheit sagte: „Ich bin dennoch der Meinung, daß er aus dem angedeuteten Grunde uns besser fern bleibt."

„Nein. Ich bin durchaus nicht dieser Mei-

nung," entgegnete Judith beharrlich. Sie glaubte zwar genug zu wissen, hätte aber gern noch mehr gewußt. — „Ich sehe nicht ein, wie uns die große Welt verhindern sollte, gegen Deinen Lebensretter dieselben achtungsvollen Rücksichten zu haben, als hier."

Ein Ausdruck peinlicher Ungeduld zeigte sich in Bianca's Zügen, sie biß sich auf die Lippen, erwiederte aber dennoch mit sanfter Ruhe: „Ich will darüber gewiß nicht streiten, liebe Judith, aber glaube mir, es ist so am besten. — — Ich bin nur neugierig, warum Papa uns keine Nachricht gegeben hat," fügte sie ablenkend hinzu.

Judith lächelte fein. Jetzt glaubte sie ihrer Sache gewiß zu sein. Es war sicher so, wie sie von allem Anfang an vermuthet. Hagen hatte gewagt, mit Bianca von Gefühlen zu sprechen, die für sie zu empfinden und ihr zu gestehen sie ihm als Beleidigung anrechnete. —

Fühlte nun auch Judith's edles Herz das tiefste Mitleid für den armen jungen Mann, über dessen Gefühle sie bisher, wie es sich nun zeigte, in arger Täuschung befangen gewesen, so konnte sie doch nicht umhin, es als ein Glück zu betrachten, daß Bianca das Geständniß in solcher Weise aufgenommen und so der Gefahr,

der man sie, wie Judith sich erst jetzt recht klar ward, so unbedacht ausgesetzt, entgangen war.

Weitere Forschung für überflüssig und unzart haltend, ging sie bereitwillig auf Bianca's Absicht ein und erwiederte: „Dies Schweigen ist wohl leicht dadurch zu erklären, daß Dein Vater wieder auf Reisen abwesend ist. Man wird ihm Deinen und Ruben's Brief nachgeschickt haben. Vielleicht hat er sie in diesem Moment noch nicht einmal. Es schadet ja auch nichts, wenn er nicht zu Hause ist. — Wir telegraphiren einen Tag vor unserer Ankunft nach London, die Dienerschaft wird auch in Deines Vaters Abwesenheit schon für alles Nöthige sorgen. Du weißt, Dein Vater lebt in jeder Beziehung als grand seigneur, und so würde selbst ein weit größeres Gefolge, als wir mit uns führen, weder ihn noch seine Dienerschaft in Verlegenheit bringen. —

„Es ist recht kühl geworden, begleitest Du mich in's Haus?" fragte sie, aufstehend.

„Nein, Liebe. Ich möchte gern noch ein wenig hier bleiben, mein warmer Shawl schützt mich hinreichend," entgegnete Bianca.

Judith nickte ihr zu, warnte sie, nicht zu lange zu bleiben, sondern mindestens mit Sonnenuntergang hinein zu kommen, und ging.

Bianca blickte ihr mit einem Gefühl wahrer Erleichterung nach. Noch niemals war ihr die theure Freundin lästig gewesen, aber in diesem Augenblicke, wo ihre Gegenwart ihr einen Zwang auferlegte, der allmälig zu einer solchen Höhe gestiegen war, daß sie ihn kaum mehr ertragen zu können glaubte, hatte sie die ihr sonst stets so willkommene Gesellschaft als eine schwere Last empfunden. — — Jetzt drückte sie die Hand auf die Augen, die wie von unsichtbaren Thränen brannten. — Er war also wirklich fort, er hatte Wort gehalten, war gegangen ohne sie noch einmal sehen zu wollen, mit kaltem Gruße für sie war er geschieden. — War es wirklich auf Nimmerwiedersehen, wie er gesagt? — O nein! Wenn er sie liebte, so liebte, wie er gesagt, was sie thörichter Weise für den Moment so tief erschreckt, ja entsetzt hatte, so würde er schon zurückkehren, wie er auch jetzt darüber denken, welche Entschlüsse er auch gefaßt haben mochte. — Solche Liebe mußte ja Zeit und Trennung überdauern, sie war ohne Zweifel jeder Prüfung gewachsen, mochte sie auch eine noch so schwere sein. Und wenn er zurückkehrte? — Dann, ja dann — Hier hielten ihre Gedanken inne, sie fühlten den Zügel ihres Willens. — Sie wollte nicht weiter

denken, wollte nicht die Gefühle untersuchen, welche sich in ihr regten. Sie wollte nicht klar sehen in diesem Augenblicke, denn kehrte er nicht zurück, so war es besser, wenn sie selbst gegen sich geschwiegen.

Und wegen dieser Unkenntniß der Zukunft durfte auch Niemand ahnen, daß sein Scheiden ihr so tief schmerzlich gewesen, noch weniger durfte man ahnen, daß er ihr Gefühle zu gestehen gewagt, die, wenn er nicht zurückkam, von so niederer Beschaffenheit gewesen, daß die Trennung sie zu verflüchtigen vermochte.

Bianca war, wie wir schon gesagt, stolz, sehr stolz, und dieser Stolz war es auch, welcher ihr die Kraft der zum ersten Mal in ihrem Leben geübten Verstellung gab. Selbst Judith, der sie in allem Andern das unbedingteste Vertrauen schenkte, sollte nichts von Hagen's Geständniß erfahren, noch weniger aber in ihr Herz blicken, von dem sie sich selbst halb zagend, halb trotzig abwendete.

Bianca würde also sehr verstimmt und ärgerlich gewesen sein, wenn sie gewußt, daß sie mit ihrer affectirten Kälte so weit über das Ziel

hinausgeschossen und Judith gerade das verrathen hatte, was sie ihr damit verbergen gewollt. Ein wenig würde sie freilich die Entdeckung getröstet haben, daß sie ihr andererseits zur Beschwichtigung einer in Betreff ihrer Herzensruhe gehegten Besorgniß gedient hatte. Der Stolz aber würde das Dagewesensein einer solchen Besorgniß als ernstliche Beleidigung empfunden haben, und ihr Zorn, ihre Entrüstung und Beschämung darüber möchten ihr möglicher Weise behilflich gewesen sein, ihre in Wahrheit nachhaltig gestörte Seelenruhe wieder zu gewinnen, wäre es auch nur gewesen, um dadurch sich selbst zu beweisen, daß sie durchaus nichts für einen Mann zu fühlen vermochte, der sich freiwillig aus ihrer Nähe zu verbannen im Stande war.

Da nun aber Judith ihr sowohl das, was sie zu wissen glaubte, wie das, was sie einen Moment befürchtet, sorgsam verschwieg, so kamen jene drei Factoren ihr nicht zu Hilfe und ihre Seelenruhe blieb gestört, was sie freilich mit immer wachsendem Geschick vor Jedermann zu verheimlichen verstand. Aber sie selbst empfand die Störung und was sonst noch dazu gehörte und sich in ihrem Herzen regte, selbst dann sich zu

regen fortfuhr, als sie endlich sich zum Widerstand aufraffte, statt es wie vorher vor sich selbst zu verleugnen, nicht minder tief und litt nicht weniger darunter.

Ende des zweiten Bandes

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.